

Bremisches Jahrbuch

HERAUSGEGEBEN

VON DER

HISTORISCHEN GESELLSCHAFT

FUNFUNDVIERZIGSTER BAND

1957

CARL SCHUNEMANN / VERLAG / BREMEN

Bremisches Jahrbuch

Herausgegeben

von der

Historischen Gesellschaft zu Bremen

(Mitglied der Wittheit zu Bremen)

45. BAND

1957

CARL SCHÜNEMANN / VERLAG / BREMEN

SCHRIFTFLEITUNG:

STAATSARCHIVDIREKTOR I.R. DR. FRIEDRICH PRUSER

STAATSARCHIVDIREKTOR DR. KARL H. SCHWEBEL

BIBLIOTHEKS RAT DR. HANS JESSEN

Die Schriftleitung bittet, Manuskripte von Aufsätzen und anderen Beiträgen nur nach vorheriger Anfrage oder Aufforderung in druckfertigem Zustande unter ihrer Anschrift: Bremen, Am Dobben 91 (Staatsarchiv) einzusenden. Ein Merkblatt über die technische Einrichtung von Manuskripten wird kostenlos abgegeben. Die Verfasser tragen für ihre Beiträge die Verantwortung.

Die korrespondierenden Vereine werden gebeten, ihre Austauschchriften mit der Aufschrift „Historische Gesellschaft“ an das Staatsarchiv, Bremen, Am Dobben 91, zu richten.

Gesamtherstellung: Carl Schönemann, Bremen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Titelbild und Erläuterung: Die Ratsfamilie Gröning. Von Staatsarchiv-assessor Dr. Wilhelm Lührs	V
Zweiundneunzigster und dreiundneunzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft	VIII
I. Die Entstehung von Bremen. Von Professor Dr. Erich Keyser in Marburg/Lahn	1
II. Der Pontifikat Borchards von Bremen im Rahmen des Kampfes von Nationalstaaten und Imperium. Von Professor Dr. Friedrich Bock in Darrigsdorf	15
III. Das Bremer Gymnasium Illustre in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen. 1. Teil. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser	52
IV. Der Verleger Friedrich Wilmans. Von Dipl.-Bibliothekar Paul Raabe in Hamburg	79
V. Die Bremer Ostertorvorstadt in ihrer historisch-topographischen Entwicklung. 1. Teil. Von Studiendirektor i. R. Dr. Dietrich Schomburg	163
VI. Vom Reisen der Bremer bis zum Aufkommen der Eisenbahn. Von Oberpostrat i. R. Christian Piefke (†)	184
VII. Johann Heinrich Böhm, der Begründer der brasilianischen Armee. Von Dr. Karl Heinrich Oberacker in São Paulo	204
VIII. Bisher ungedruckte Doktorarbeiten zur bremischen Geschichte ..	226
IX. Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte. Von Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser	232
X. Buchbesprechungen.	
Fritz Rörig, Die europäische Stadt und die Kultur des Bürger-tums im Mittelalter. (Dr. Lotte Knabe in Berlin)	263
Johannes Renner, Livländische Historien 1556—1561. (Studien-rat Dr. Herbert Schwarzwälder)	263
Hans Georg Wackernagel, Die Matrikel der Universität Basel. (Dr. Thomas Otto Achelis in Rendsburg)	265
Wilhelm Berner, Fritz Peters und Hermann Fitger, 33 Jahre Bremer Schauspielhaus im Spiegel der Zeitkritik. (Dr. Kurt Roselius)	266
Georg Linnemann, Musikgeschichte der Stadt Oldenburg. (Dr. Fritz Piersig)	267
Fritz Peters und Wilhelm Contag, 100 Jahre Deklarationsbüro und Zollgarantiekasse der Handelskammer Bremen. (Staats-archivdirektor Dr. Karl H. Schwebel)	268

	Seite
Anneliese Tecke, Bücherkunde zur hamburgischen Geschichte, Teil 2 (1938—1954). (Bibliotheksrat Dr. Hans Jessen)	269
Erich von Lehe, Das hamburgische Schuldbuch von 1288. (Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Friedrich Prüser)	269
Hundert Jahre Zeitschrift des Vereins für lübeckische Geschichte und Altertumskunde. (Dr. Lotte Knabe in Berlin)	270
Joseph König, Verwaltungsgeschichte Ostfrieslands bis zum Aussterben seines Fürstenhauses. (Staatsarchivassessor Dr. Wilhelm Lührs)	272
Hans Schaal, Ostia — der Welthafen Roms. (Studienrat i. R. Adolf Börtzler)	273
XI. Weiteres neues Schrifttum zur bremischen Geschichte	274
XII. Die Toten der Berichtszeit Dezember 1954 bis Juni 1957	274



Die Ratsfamilie Gröning

Auf der Marktseite des Bremer Rathauses finden sich an den mittleren Säulen des Bogenganges die prächtigen Wappen der vier Bürgermeister, die im Jahre 1611, also während der Umwandlung der Fassade, dem städtischen Gemeinwesen vorstanden: Heinrich Zobel, Johann Brand, Diedrich Hoyer und Arend Gröning. Wohl von Lüder von Bentheims oder von Johann Pranges Hand in Stein gehauen, einst von reichem Farben- und Goldschmuck überzogen, sind diese Wappen zwischen den allegorischen Zwickelfiguren der Arkaden und neben dem übrigen figürlichen und ornamentalen Schmuck des Rathauses ein Zeugnis reifer Renaissanceplastik, in der reichen Ausbildung der Helmkleinodien und der Helmdecken von schon fast barockem Charakter.

Groß muß das Ansehen der Bürgermeister und ihrer Familien gewesen sein, um eine Ehrung, wie sie in der künstlerischen Zurschaustellung ihrer Wappen an hervorragender Stelle liegt, in einer an bedeutenden Geschlechtern wahrlich nicht armen Stadt zu rechtfertigen. Und wohl nicht den schlechtesten Klang unter ihren Namen hatte derjenige Arend Grönings, der als Nachfolger Henrich Kreftings soeben zur Bürgermeisterwürde gelangt war. Sein und seiner Familie Wappen — drei (rote) gekrönte Löwenköpfe auf (goldenem) Balken in (rotem) Schild — ist unserem Jahrbuch vorangestellt, gleichermaßen dem fast unbekanntem Künstler und dem um so bekannteren Geschlecht zu Ehren.

Die Vorfahren Arend Grönings stammten ursprünglich, wie es scheint, aus Hameln. Dort gab es einst einen heute sprachlich verschwundenen Ortsteil Groningen und ein gleichnamiges Geschlecht, das Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit Henricus de Groninge auch in Bremen auftauchte. Schon unter den Söhnen Heinrichs, dessen Bruder Heermeister des deutschen Ordens in Livland war, teilten sich die Nachkommen in zwei Hauptlinien, deren Glieder — zum Teil unter Beibehaltung der Vornamen Albert, Arend, Heinrich und Hermann — fortan nebeneinander in der Stadt lebten. Wie zu ihnen eine dritte Familie Gröning stand, von der nur bekannt ist, daß sich in ihr das Schmiedehandwerk jahrhundertlang vererbte, ist nicht zu erkennen.

Der eine, wohl dem Kaufmannsstande angehörende Zweig der Familie gelangte sehr bald zu einer angesehenen Stellung in der Stadt. Schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Niederlassung im Besitze reicher Güter in der Umgebung Bremens, stießen die Gröning zu dem sozial gehobenen Kreis von Kaufleuten und Grundbesitzern, der im Laufe des Spätmittelalters immer wieder maßgebend an der Leitung der Stadt beteiligt war. 1324 trat der erste Gröning in den Rat ein, in dem fortan stets dieser Name vertreten war, so daß man gerade hier fast von einer Erblichkeit der Ratswürde sprechen könnte. Selbstergänzungsrecht des Rats und verwandtschaftliche Beziehungen der ratsherrlichen Familien spielten dabei eine wichtige Rolle.

Die Urkunden berichten nun zwar von großzügigen Stiftungen der Gröning für wohltätige und religiöse Zwecke, besonders zugunsten der St. Anshari-Kirche, zu deren Pfarrsprengel sie gehörten. Über die politischen Taten der Nachkommen ist indessen bei der Anonymität, in der das Wirken der einzelnen Ratsherren hinter dem der Gesamtheit des Rats verschwand, um so

VI

weniger bekannt. Von zwei Angehörigen der Familie ist bei den Chronisten allerdings die Rede: Der Ratmann Heinrich Gröning spielte während der bürgerlichen Unruhen von 1366 die führende Rolle in der Verteidigung der alten Ordnung und geriet dabei in die Hand der Aufständischen. Und sein Neffe Claus, dessen letzte Amtsjahre als Bürgermeister in die Zeit der Wirren reichten, denen im Jahre 1430 Johann Vasmer zum Opfer fiel, war unter den Ratsherren, die in der Hoffnung, mit auswärtiger Hilfe die alte Ordnung im Rate wiederherstellen zu können, die Stadt verließen. Er starb zwölf Jahre später in Oldenburg, ohne Bremen wiedergesehen zu haben.

Daß auch die Welt der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft den Gröning nicht fernlag, dafür spricht das Wirken des Domkantors Dr. Martin Gröning. Ein glänzender Vertreter humanistischer Studien, war er ein enger Vertrauter Johann Reuchlins, dessen „Augenspiegel“ er ins Lateinische übersetzte und damit einer gerechten Beurteilung durch die Zensur der Kurie zugänglich machte. Er hielt selbst Vorlesungen in Rom und soll gar nach einer allerdings etwas zweifelhaften Nachricht bei Renner die Teile des Geschichtswerkes des Livius, die seit der Antike als verloren angesehen wurden, wieder aufgefunden und bis zu seinem Tode in Besitz gehabt haben. Jener Diedrich Gröning aber mag sein Vetter gewesen sein, der bei der strittigen Berufung des ersten lutherischen Pfarrers von St. Anschari „in tornigen unde hastigen mode“ einen katholisch Gesinnten, „der papen frunth“, blutig schlug und so seinen Namen mit den Anfängen der Reformation in Bremen verknüpfte.

Mit Arend Gröning, Bürgermeister von 1611 bis 1617, starb dieser Zweig am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges in männlicher Linie aus. Seine Tochter Elisabeth vermählte sich mit Alard Meier und wechselte so in eine andere bekannte Ratsfamilie hinüber.

Bis in die Gegenwart hinein blüht die jüngere Gröningsche Linie. Sie geht auf Henricus de Groninges Sohn Albert zurück; ihre ältere Geschichte ist im übrigen aber bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein in Dunkel gehüllt. Fest steht jedenfalls, daß die große Zeit dieses Zweiges am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Ratmann Albert Gröning begann. Sein Sohn saß seit 1745 im Rat und bekleidete später die Bürgermeisterwürde; seinem Enkel Georg (1745—1825) aber gebührt unter den großen Staatsmännern, deren Bremen sich zu erfreuen hatte, unstreitig eine hervorragende Stelle. Seine Klugheit, sein diplomatisches Geschick, seine Standhaftigkeit, Ausdauer und Bescheidenheit sind von der bremischen Geschichtsschreibung oft genug gerühmt worden. Selbst der mit der Vergangenheit der Hansestadt weniger Vertraute wird sich erinnern, daß Georg Grönings größtes Verdienst die Erhaltung der Selbständigkeit Bremens im Jahre 1803 war, als die Masse der reichsunmittelbaren Städte der Mediatisierung anheimfiel. Ebenso war die Gewinnung der in der Stadt und im bremischen Landgebiet liegenden hannoverschen Besitzungen und damit die endgültige Abrundung des bremischen Staatsgebietes das Werk Grönings. Seine Ära leitete hinüber zu dem großen Aufstieg Bremens im neunzehnten Jahrhundert unter Johann Smidt.

Georg Gröning erwarb 1775 die zum Teil heute noch im Familienbesitz befindlichen Rittergüter in Tenever und Ritterhude. Zwanzig Jahre später erhielt er den Reichsadelsstand und führte seitdem statt des alten Wappens fünf rote Rosen (2:1:2) in silbernem Schild. Dieses Wappen, das sich ebenfalls am Rathaus, und zwar an der Westseite findet, gehörte ursprünglich dem im Erzstift ansässigen, im sechzehnten Jahrhundert ausgestorbenen Dienst-

mannengeschlecht Grovink. Die Übernahme dieses Wappens beruhte auf der von Mushard und Post ausgesprochenen irrtümlichen Meinung, daß die Gröning diesem Geschlecht entstammten; in Wahrheit entfällt jedoch jeder Zusammenhang zwischen beiden.

Auch die Söhne Georg Grönings, Albert Benjamin und Heinrich, nahmen tatkräftigen Anteil an den Geschicken Bremens in den für die Stadt entscheidenden Jahrzehnten. Vor allem der letztere, der eine hoffnungsvolle Laufbahn im preußischen Verwaltungsdienst aufgab, als ihn 1808 der Ruf der Vaterstadt erreichte, erwarb sich als Syndikus und Bürgermeister große Verdienste um das bremische Justiz- und Schulwesen. Der Enkel Albert endlich, Jurist wie seine Vorfahren und zusammen mit Otto Gildemeister führender Anhänger eines freihändlerischen Liberalismus, schuf die kommunale Selbständigkeit und Selbstverwaltung der bremischen Landgemeinden; später hatte er überdies die Leitung des bremischen Finanz- und Steuerwesens.

Bei Albert von Grönings Tod im Jahre 1903 hatten die verschiedenen Zweige der Gröning fast sechs Jahrhunderte lang im Dienst Bremens gestanden, eine längere Zeit also, als sie manch erlauchter Dynastie zu regieren gegeben war. Nicht weniger als 21 Ratsherren dieses Namens, von denen sechs auch zur Bürgermeisterwürde aufstiegen, waren es, die an der Spitze des Stadtstaates zum Segen ihrer Mitbürger wirkten.

Heute ist der Kreis der unmittelbaren männlichen Nachkommen des einst in jeder Generation zahlreichen Geschlechts klein geworden. Wie das stolze, von Jacob Ephraim Polzin 1830 erbaute Wohnhaus Am Wall in Trümmer sank, so forderte der Krieg auch unter den Menschen harte Opfer. Wenige Jahre später verstarb in Leuchtenburg der als Verwaltungsjurist wie als Historiker hervorgetretene Albert von Gröning, bis 1922 Regierungspräsident in Koblenz und später Kurator der Breslauer Universität, der auch in der Heimat hohes Ansehen genoß. Hermann von Gröning lebt heute in Paris; in Bremen ist allein die Familie Stephan von Grönings zurückgeblieben, dessen fünfjähriger Sohn den Namen des großen Bürgermeisters trägt.

Wilhelm Lührs

Zweiundneunzigster Bericht des Vorstandes der Historischen Gesellschaft

Herbst 1954 bis Herbst 1955

Die Arbeit unserer Gesellschaft war auch im Berichtsjahre erfolgreich. Das Bemühen, dafür weitere Kreise zu gewinnen, führte zu dem erfreulichen Anwachsen unserer Mitgliederzahl um 50 auf insgesamt 401.

Ein Weihnachtsblatt herauszugeben, war uns auch diesmal wieder nicht möglich. Dagegen konnte zu Beginn des Jahres 1955 der 44. Band des Bremischen Jahrbuchs zur Auslieferung gelangen. Sowohl nach Umfang als auch Vielseitigkeit des Inhalts setzt er die Tradition der vorhergehenden Bände fort. Im Interesse unseres Tauschverkehrs mit auswärtigen Geschichtsvereinen und um unseren Mitgliedern häufiger eine Veröffentlichung vorlegen zu können, ist aber geplant, das Jahrbuch fortan in kürzeren Zeitabständen, dafür allerdings auch in schmaleren Heften erscheinen zu lassen.

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Studienreferendar Heinz P i e k e n :
Siedlungsforschung in den Marschen der Niederweser
(mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum).
2. Rechtsanwalt Dr. Walter B a r k h a u s e n (Düsseldorf):
Das bremische Recht in seinen Anfängen und an der Wende zur Neuzeit.
3. Studienrat Walter R e u ß :
Die Entstehung des Niedersachsenstammes
(mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum).
4. Prof. Dr. Hans M o r t e n s e n (Göttingen):
Die abendländische Bedeutung der Deutschordenskolonisation
(in Gemeinschaft mit der Wittheit).
5. Dr. Siegfried F l i e d n e r :
Stadtbesetzung Bremens im Mittelalter und in der Neuzeit.
6. Prof. Dr. Karl H u g e l m a n n (Göttingen):
Großdeutsch und Kleindeutsch in der Paulskirche
(mit der Bremer Volkshochschule).
7. Dr. Rudolf F r e n z e l :
Puppen und Puppenspiele.

Am 5. Februar 1955 führte Direktor Dr. Werner Kloos durch die „Puppenausstellung“ des Focke-Museums.

Die Historische Gesellschaft beteiligte sich überdies an 16 Vorträgen und Führungen der Bremer Volkshochschule und der Kommission für bremische Kirchengeschichte, die von Staatsarchivdirektor Dr. Friedrich Prüser, Staatsarchivrat Dr. Karl H. Schwebel, Archivamtmann Fritz Peters, Professor Hinrich Wulff, Dr. G. Snijders (Harderwijk), Pastor Dr. Chr. M. Schröder und Studienrat Dr. Curt Allmers gehalten wurden.

Auch im Sommerhalbjahr 1955 wurde unseren Mitgliedern eine Fülle von Veranstaltungen geboten.

Zu Himmelfahrt bestand die Möglichkeit der Teilnahme an der von unserem Vorstände mit vorbereiteten Jahresversammlung der Historischen Kommission für Niedersachsen in Verden.

Am 12. Juni empfingen wir den Besuch des Osnabrücker Vereins für Geschichte und Landeskunde.

Die erste, sehr anregende Studienfahrt des Berichtsjahres hatte das geschichtlich so aufschlußreiche Land Wursten zum Ziel. Von der Höhe der Pipinsburg in die Vorgeschichte von Geest und Marsch eingeführt, zeigten die Teilnehmer für das Bülzenbett und vor allem die Wurtengrabungen auf der Feddersen-Wierde großes Interesse. Die Kirchen von Dorum, Mulsum und Wremen beeindruckten danach als Zeugen der mittelalterlichen Vergangenheit des Landes.

Unsere Mitglieder trafen ferner am 26. Juni mit denen des Stader Geschichts- und Heimatvereins und des Bundes der Männer vom Morgenstern in Worpsswede zusammen. Bei dieser Gelegenheit hielt unser Vorstandsmitglied Dr. Allmers einen dankbar aufgenommenen Vortrag über Findorff.

Am 10. Juli besuchte uns der Mindener Geschichts- und Museumsverein und am 14. August der Verein für Hamburgische Geschichte.

Unser Vorsitzender bot den Gästen jeweils ein reichhaltiges Programm mit geschichtlicher Einführung und Besichtigungen. Der Tagesaufenthalt in Bremen wurde den auswärtigen Geschichtsfreunden so zu einem bleibenden Erlebnis.

Die zweite, wiederum vom Wetter begünstigte Studienfahrt führte nach Minden, wo Schiffshebewerk, Weserausstellung und der im Wiederaufbau begriffene Dom besichtigt wurden, und weiter über Schloß Varenholz und Kloster Möllenbeck nach Rinteln, um dann mit einem Besuch in der Residenzstadt Bückeburg seinen Abschluß zu finden.

Angesichts der großen Beliebtheit, der sich die Studienfahrten nach wie vor bei unseren Mitgliedern erfreuen, ist geplant, auch einmal eine Fahrt in den außerdeutschen hansischen Raum zu veranstalten.

Dreiundneunzigster Bericht

des Vorstandes der Historischen Gesellschaft

Herbst 1955 bis Herbst 1956

Der Erfolg unserer Arbeit zeigte sich im Berichtsjahre an dem Anwachsen unseres Mitgliederbestandes von 401 auf 489. Da die Anmeldungen die Abgänge auch weiterhin beträchtlich übersteigen, dürfen wir erwarten, in absehbarer Zeit ein halbes Tausend bremische Geschichtsfreunde zu unseren Mitgliedern zu zählen.

Es ist dem Vorstände eine Freude, dank hochherziger Spenden den Mitgliedern zum Jahresende wieder ein fesselndes und reich bebildertes Weihnachtsblatt auf den Gabentisch legen zu können. Desgleichen soll in Kürze ein neuer Band unseres Jahrbuches in Druck gehen und im Laufe des Winters herauskommen. Wir wollen die seit einiger Zeit bewährte Gepflogenheit fortsetzen, das Jahrbuch kostenlos an die daran interessierten Mitglieder auszugeben.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Dr. Rudolf S t e i n , Bremen:
Mittelsbüren — Geschichte und Volkstum einer verschwindenden Landschaft
(in Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum).
2. Professor Dr. Friedrich B o c k , Darrigsdorf/Rom:
Die Stellung Borchard Grelles und seines Erzbistums innerhalb der
damaligen europäischen Politik.
3. Dr. Dietrich S c h o m b u r g , Bremen — wegen Verhinderung des Redners
vorgetragen von Frau Hanna Lampe —:
Die Ostertorsvorstadt in ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte
(in Gemeinschaft mit dem Verein für niedersächsisches Volkstum).
4. cand. phil. Almut K r ü g e r , Lemwerder:
Bremen und die britischen Kolonien im 19. Jahrhundert.
Politik — Wirtschaft — Kultur.
5. Dr. Wilhelm L a n g , Juist:
Seeraub an Frieslands Küsten. Ein geschichtlicher Rückblick
(in Gemeinschaft mit dem Nautischen Verein).
6. Dr. Thomas Otto A c h e l i s , Rendsburg:
Deutsches Studentenleben im Wandel der Jahrhunderte
(in Gemeinschaft mit der „Maus“, Gesellschaft für Familienforschung).
7. Studienreferendar Hans W i e d e m a n n , Bremen:

Die bremische Neutralitätspolitik im Zeitalter der Französischen Revolution.
Im Rahmen der für unsere Mitglieder kostenfreien Veranstaltungen der
Volkshochschule machte der Vorsitzter je eine Führung durch das Rathaus und
die Neustadt und hielt folgende Vorträge:

1. Große Bremer Überseekaufleute,
2. Ursprung und Bedeutung bremischer Straßennamen.

Am 17. Juni unternahmen wir unter Beteiligung von 101 Mitgliedern unsere
erste diesjährige Studienfahrt, die über Feddersen-Wierde, Blexen, Atens-
Friedeburg zu den friesischen Kirchen Esenshamm, Rodenkirchen und Golz-
warden führte und mit einer Silobesichtigung in Brake abschloß.

Vom 30. Juni bis 3. Juli wurde unter Führung des Vorsitzers und von Dr.
Allmers die erste sehr geglückte Studienfahrt nach Holland unternommen, auf
der von den 70 Teilnehmern unter anderen Orten Groningen, Franeker, Volen-
dam, Amsterdam, Aalsmer, Haarlem, Leiden, Delft, Den Haag, Scheveningen,
Utrecht, Deventer und Zütphen besucht wurden.

Am 19. August fand das diesjährige Treffen mit den Männern vom Morgen-
stern und den Mitgliedern des Stader Geschichts- und Heimatvereins in Bre-
men-Nord statt, wobei von den insgesamt 143 Teilnehmern (58 Bremer, 45 Bre-
merhavener und 40 Stader) unter jeweiliger Führung des Vorsitzers, Dr.
Allmers', Dr. Schwebels sowie des Ortsamtsleiters Ahrens die Waller Kirche,
die Getreideverkehrsanlage, Knoops Park, Schloß Schönebeck, Hoherkamp,
Haus Seefahrt, Vegesack, Schloß Wätjen, Burgwall, der Bunker in Farge und
die Rekumer Mühle besichtigt wurden.

Unsere zweite Studienfahrt, am 2. September, an der nicht weniger als
148 Mitglieder teilnahmen, führte nach Celle und Wienhausen.

Die wachsende Teilnehmerzahl beweist die Beliebtheit dieser organisatorisch
und wissenschaftlich stets sorgfältig vorbereiteten Ausflüge im Kreise unserer
Mitglieder. Der Vorstand wird daher auf dem eingeschlagenen Wege fort-
fahren, in der Hoffnung, auch dadurch den Mitgliederbestand und somit die
Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft noch weiter zu erhöhen.

Rechnung über das Vereinsjahr 1954/1955

Einnahmen

Vortrag am 1. Oktober 1954	DM 5 597,03
Mitgliedsbeiträge	DM 2 313,50
Spenden, Zuschüsse, Zinsen	DM 3 126,46
Erlös aus dem Verkauf von Druckschriften ..	DM 122,12
Rückerstattung	DM 3,—

DM 11 162,11

Ausgaben

Allgemeine Verwaltung	
(Einladungskarten, Portokosten, Adressenschriften, Saalmiete usw.)	
DM 986,50	
Vereinsbeiträge	DM 10,—
Honorare, Entschädigungen	DM 276,50
Bremisches Jahrbuch, Bd. 44	DM 8 910,—
Depotgebühren	DM 2,—
Vortrag auf neue Rechnung	DM 977,11

DM 11 162,11

Die Sparkasse verwahrt im Depot für Rechnung der Historischen Gesellschaft
 nom. RM 1700,— Gemeinde-Umschuldungsanleihe,
 nom. hfl. 4000,— 3% St.-Joseph-Stift-Anleihe von 1929.
 Bremen, 24. November 1955.

(gez.) Fritz Peters
 Rechnungsführer

Geprüft und für richtig befunden.
 Bremen, 23. Januar 1956.

(gez.) K. Thieme (gez.) H. Schwarzwälder

Rechnung für das Vereinsjahr 1955/1956

Einnahmen

Vortrag am 1. Oktober 1955	DM 977,11
Mitgliedsbeiträge	DM 3 032,50
Spenden, Zuschüsse, Zinsen	DM 1 056,40
Erlös aus dem Verkauf von Druckschriften ..	DM 23,36
Überweisungen aus Anlaß der Hollandfahrt ..	DM 4 516,70

DM 9 606,07

Ausgaben

Allgemeine Verwaltung	
(Einladungskarten, Portokosten, Adressenschriften, Saalmiete, Entschädigung für die Einkassierung der Beiträge usw.)	
DM 1 360,—	
Druckkosten für den 44. Band des Bremischen Jahrbuchs (Restbetrag)	DM 1 500,—
Rückerstattungen	DM 4 516,70
Depotgebühren	DM 2,48
Vortrag auf neue Rechnung	DM 2 226,89

DM 9 606,07

XII

Die Sparkasse verwahrt im Depot für Rechnung der Historischen Gesellschaft
nom. RM 1700,— Gemeinde-Umschuldungsanleihe,
nom. hfl. 4000,— 3⁰/₀ St.-Joseph-Stift-Anleihe von 1929.

Bremen, 10. November 1956.

(gez.) Fritz Peters
Rechnungsführer

Geprüft und für richtig befunden.

Bremen, den 25. Januar 1957.

(gez.) Dr. Schomburg

(gez.) A. Börtzler

I.

Die Entstehung von Bremen

Von Erich Keyser

Unsere Kenntnisse über die Entstehung des deutschen Städtewesens sind in den letzten Jahren durch zahlreiche örtliche Untersuchungen und zusammenfassende Darstellungen, von denen nur die Arbeiten von Planitz und Ennen genannt seien, nachdrücklich gefördert worden¹⁾. Die genauere Überprüfung der urkundlichen und chronikalen Überlieferung, planmäßige Ausgrabungen in den zerstörten Stadtteilen, vor allem auch vergleichende Betrachtungen der für die einzelnen Städte ermittelten Vorgänge und Einrichtungen haben zu diesen Ergebnissen geführt. Es sind dabei Feststellungen, die seit langem allgemeine Geltung hatten, erschüttert und auch völlig neue Tatsachen ergründet worden. Dies trifft auch für Bremen zu. Obwohl die Frühgeschichte dieser Stadt und ihre städtebaulichen Anfänge seit Jahrzehnten wiederholt erforscht worden sind und gewisse Anschauungen in das allgemeine städtegeschichtliche Schrifttum als zweifelsfrei übernommen waren, sind diese jetzt zum mindesten als fragwürdig erkannt worden.

Herbert Schwarzwälder, ein junger Bremer Historiker, hat in einem umfangreichen Erstlingswerk nicht nur seine eigene ungewöhnliche Vertrautheit mit dem neuesten Stand der Forschung bezeugt, sondern auch durch die umsichtige Erfassung und die scharfsinnige Auswertung aller irgendwie erreichbaren Quellen ein wesentlich neues Bild der ältesten Geschichte Bremens entworfen²⁾. Seine Darlegungen stellen an das Verständnis des Lesers hohe Ansprüche; er muß in großem Umfange mit den politischen Wandlungen, den wirtschaftlichen Verhältnissen, der Ausgestaltung von Recht und Gerichtsbarkeit in dem Raum zwischen Rhein und Elbe seit der Zeit der Karolinger bis in das

¹⁾ Vgl. Erich Keyser, Das städtegeschichtliche Schrifttum in Deutschland in der Gegenwart, Blätter für deutsche Landesgeschichte 90 (1953), S. 242 ff.; ders., Neue Ergebnisse der deutschen Städteforschung, ebd. 91 (1954), S. 232 ff.

²⁾ Herbert Schwarzwälder, Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen. Ein Beitrag zur Geschichte des norddeutschen Städtewesens. Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen. Herausgegeben von Friedrich Prüser, Heft 24. Carl Schünemann Verlag. Bremen 1955. 321 S.

13. Jahrhundert hinein sich vertraut machen. Der Verfasser hat ihm jedoch die Auseinandersetzung mit seiner Auffassung dadurch erleichtert, daß nicht nur auf die einschlägigen älteren Darstellungen vielfach durch wörtliche Auszüge verwiesen wird, sondern auch alle wichtigen Quellenstellen wörtlich angeführt werden. Der Leser kann sich daher aus dem Buch selbst ein Urteil über die Richtigkeit seiner Ausführungen bilden.

Einleitend werden der Begriff der Stadt und die Erscheinungsformen von Dorf, Burg, Markt dargelegt und die landschaftlichen Verhältnisse geschildert, welche gerade an der Stelle von Bremen die Entstehung von Markt und Stadt begünstigt haben. Bei der Fortführung der Arbeit werden die politischen, die wirtschaftlichen, die rechtlichen und die städtebaulichen Gegebenheiten stets gleichmäßig und im Zusammenhang behandelt. Wenn dieses Verfahren nach dem Vorgange von K. Frölich als „Verfassungstopographie“ bezeichnet wird, ist zwar richtig auf die Verpflichtung hingewiesen, „die Wechselbeziehungen zwischen Siedlungsformen und Verfassungsverhältnissen in der Stadtentwicklung zu untersuchen“ (S. 25); doch sollte nicht übersehen werden, daß jener Begriff, der für die Werke jenes Altmeisters der Rechtstopographie zutrifft, viel zu eng ist, um die heute übliche und auch von dem Verfasser angewandte viel weitere Ausdehnung des Gesichtsfeldes zu kennzeichnen. Weder die Rechtsgeschichte noch die Siedlungsgeschichte einer Stadt kann heute ausreichend erforscht werden, wenn nicht die Gesamtheit aller Gegebenheiten ihrer Entstehung und Entwicklung beachtet wird.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Würdigung sein, den ganzen, reichen Inhalt des neuen Buches wiederzugeben. Es seien nur die für die Siedlungsgeschichte Bremens wichtigen Erkenntnisse herausgehoben, und es sei zu einigen Ergebnissen und Behauptungen, das Für und Wider abwägend und die Darlegungen ergänzend, Stellung genommen.

1. Das Dorf

Schw. stimmt der seit langem (S. 53 f.) üblichen Meinung zu, daß „Bremen in karolingischer Zeit ein Dorf war“ (S. 34). Er unterscheidet zwar dabei „landwirtschaftliche Dörfer“ und jene „Dörfer, deren Einwohner entweder, wie in Goslar und Lüneburg, einem Bergwerksberuf nachgingen oder aber, wie in Fähr- und Etappenorten, vom Durchgangsverkehr lebten“ und weist das Dorf Bremen dieser dritten Gruppe zu.

Sicher sind alle diese Gruppen, wie auch die Gauburgen und Herrensitze, von den späteren „Städten“ zu unterscheiden. Es sollten jedoch nicht so sehr die verschiedenen Formen „ländlicher“ Ansiedlungen den „städtischen“ Ansiedlungen gegenübergestellt werden, sondern es sollte die Bezeichnung „Dorf“ den Siedlungen vorbehalten bleiben, deren Bewohner ausschließlich oder vorwiegend landwirtschaftlich tätig waren, auch wenn sie nicht alle als „Bauern“ betrachtet werden können. Neben solchen „Dörfern“ gab es, wie Schw. richtig bemerkt, „Fährorte“, „Bergwerkssiedlungen“, „Anlegeorte“, „Paßorte“, „Krüge“, Mühlen und noch manche andere für bestimmte Zwecke bestimmte Ansiedlungen, neben denen und aus denen heraus später oft „Städte“ entstanden sind. Wenn also Bremen eine „Fährstelle“ war, ist es kein „Dorf“ im strengen Sinne des Wortes gewesen. Schw. weist mit Recht darauf hin, daß in Bremen am Rande des Dünenzuges ein Übergang über den Fluß und dadurch der Anschluß an die Straßen links der Weser möglich war; auch konnte dort eine Anlegestelle für die auf der Weser fahrenden Schiffe geschaffen werden. Doch war diese Lage nicht „natürlich“ gegeben, da der Dünenrücken dort, wo er den Dom trägt, etwa 10 Meter steil zur Balge abfällt und das zwischen ihm und der Weser befindliche Gelände früher nur 3—4 Meter über Normalnull gelegen und daher häufigen Überschwemmungen ausgesetzt war. Es mußte ein besonderer Anreiz für den Verkehr von dem Fluß zum Dünenrücken hinauf gerade an dieser Stelle vorhanden gewesen sein; er wurde durch den „Wehrhof“ und den Dom ausgeübt, zu denen hin und von denen aus der Verkehr zwischen der Düne und dem Fluß erfolgte. Die „Fährstelle“ dürfte somit jünger als jene Anlagen gewesen sein. Da, wie Schw. weiter bemerkt, „wohl erst die Küstensenkung die Flutwelle im Mittelalter immer mehr gegen Bremen vorrücken ließ“, dürfte auch die Möglichkeit und das Bedürfnis, an jener Fährstelle Schiffe anlegen zu lassen, erst später entstanden sein. Wenn dagegen „im Laufe des Mittelalters — — die Wassergefahr immer mehr zugenommen zu haben scheint“ (S. 50f.), wurde jene Stelle immer ungünstiger für andauernde Ansiedlungen. Es ergibt sich somit aus allen diesen, von Schw. angeführten Tatsachen und Überlegungen, daß Niederlassungen auf der „Tiefer“, wo er jene Fährstelle vermutet, nicht am Anfang der Bremer Siedlungsgeschichte gestanden haben können und nur aus zwingendem Anlaß angelegt und unterhalten werden konnten. Für eine landwirtschaftliche Nutzung war diese Stelle ohne-

hin nicht geeignet (S. 62). Es kann somit gerade nach den Darlegungen Schw. auf der Tiefer kein „Dorf“ vorhanden gewesen sein, am wenigsten in karolingischer Zeit; denn „es wurden noch keine karolingischen Siedlungsspuren gefunden“, obwohl in den letzten Jahren in der Langenstraße, in der Stavenstraße und am Schnoor Grabungen veranstaltet worden sind (S. 90). Auch aus dem Namen Tiefer, über den viel gerätselt wurde, ist ein solches nicht zu erschließen. Denn, wie Schw. richtig bemerkt, ist dieser Name als Tie-vere = „Fähre zum Tie“ zu deuten, wobei die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Tie „Platz“ oder „freies Feld“ gewesen sein dürfte (S. 93). Der Name weist also darauf hin, daß gerade an dieser Stelle keine Ansiedlung vorhanden gewesen ist. Auch der Name „Bremen“ kann in dieser Richtung nicht gedeutet werden (S. 90 und 92). Wenn er „an den Rändern der Düne“ bedeutet, ist er nicht, wie Schw. meint, ein Ortsname, sondern ein Flurname. Dieser kann schon aus sehr alter Zeit stammen; denn die auffällige Erhebung der Düne an dieser Stelle wird schon früh allen, die sie vom Fluß oder vom gegenüberliegenden Ufer erblickten, eine solche Bezeichnung nahegelegt haben. Vor allem spricht auch der spätere und noch der heutige Grundriß der Tiefersiedlung gegen das dortige einstige Vorhandensein eines „Dorfes“ oder auch nur einer geschlossenen, planmäßigen Ansiedlung. Es ist zwar Schw. „die unregelmäßige Form der alten dörflichen Anlage“ aufgefallen; es ist aber im Grundriß nicht zu erkennen, daß sich eine solche „noch heute in einem Teil des früher von der Klosterbalge umflossenen Stadtteiles, und zwar im Ostteil des Schnoor und im Bereich von Spiekerbartstraße und Wüsterstätte“ erhalten hat. Denn gerade diese Straßenzüge gehören, wie eine genaue Aufgliederung des Tiefer-Grundrisses zeigt, einem sehr späten Abschnitt der Siedlungsgeschichte an. Die im Schnoor gemachten Bodenfunde stammen auch erst aus dem 13. Jahrhundert. Es ist somit völlig ausgeschlossen, „daß hier das älteste Bremen lag“ (S. 94).

Eine Überprüfung des Grundrisses ergibt für den Tieferbezirk folgende Entstehung: Im 15. Jahrhundert lagen „upper Tyver“ die Straßen Stintbrücke, Balgebrückstraße, Lange Wieren, Kleine Straße, Stavendamm, Schnoor und Holzpforte. Die Bezeichnung Tiefer umfaßte somit nicht das ganze Gebiet, das östlich der Martinikirche von der Großen Balge und der Klosterbalge umschlossen war. Der Schnoor, der vom Stavendamm zur Marterburg (früher Mattenburg) schmal und fast gerade verläuft, zeigt alle Merkmale einer jüngeren Anlage und

war wohl bestimmt, das Gelände bis zur Stadtmauer zu erschließen; er wird daher nicht älter sein als diese. Auch der Stavendamm gehörte nicht zu den ältesten Anlagen auf der Tiefer; er weist drei Abschnitte auf: ein breites, kurzes Stück von dem Weserufer bis zu dem dreieckigen Platz, auf den in neuerer Zeit die Hohe Straße mündet, diesen Platz selbst und drittens das schmalere Stück von dort bis zum Abhang, das bereits teilweise Königstraße hieß und heute „Am Landherrenamt“ heißt. Dieses ist das jüngste Stück. Jener Platz hatte früher eine etwas andere Form, wie der Stadtplan von Murtfeldt 1796 erkennen läßt. Er stellte die Verlängerung der Stavenstraße dar. Beide sind als ältere Stadtrandstraßen zu deuten; sie können daher nicht, ebensowenig wie der untere Stavendamm, als Achsen einer Siedlung erklärt werden. Sie sind jedoch älter als der untere Stavendamm, der wohl erst zur Zeit der Aufteilung des östlich bis zur Stadtmauer anschließenden Geländes entstanden ist. Er kann in keiner Weise als ein alter Markt betrachtet werden. Wenn man nicht annehmen will, daß auf dem Gelände des späteren Johannisklosters ältere, später nicht erhaltene Anlagen gewesen sind, wofür aber keine Anhaltspunkte vorhanden sind, kann der Name „Tiefer“ sich ursprünglich nur auf die noch heute so genannte Straße bezogen haben, und zwar auch nur auf das kurze Stück zwischen der Wachtstraße und der Stelle, an der noch 1796 die Straße endete und nur ein schmaler Weg zum Balgegraben und dem Ort hinführte, an dem die Klosterstraße auf den Weg einmündet, der von dort zur Holzpforte verlief und bereits 1796 auch Tiefer genannt wurde. Auf dieses kurze Tieferstück führte von der Höhe her die Balgebrückstraße hin. Nur die kurze Bonspforte deutet noch die Stelle an, an der von der Tiefer aus die Weser erreicht wurde. Da alle diese Straßenzüge sehr stark abgeändert wurden, ist der ursprüngliche Verlauf auch aus älteren Stadtplänen nur mangelhaft zu entnehmen. Wie der Stadtgrundriß zeigt, gehörte dieses Gebiet mehreren, zeitlich getrennten Bauabschnitten zu. Der Name Tiefer kann daher nicht von Anfang an diesem ganzen Raum gegolten haben. Als die ursprüngliche Tiefer ist nur jene Straße zu verstehen, welche auf den Stadtplänen von Dreyer aus den Jahren 1865 und 1894 allein diese Bezeichnung trägt. Auch aus den ältesten Stadtplänen und aus den seit noch älterer Zeit vorliegenden Nachrichten ist jedoch nicht sicher zu entnehmen, wie dieses Gelände einmal aufgeteilt und besiedelt gewesen ist, am wenigsten kann eine dorfartige Anlage erschlossen werden.

Die genaue Überprüfung der Überlieferung und des Stadtgrundrisses ergibt somit folgendes: Von der Domsheide führte wahrscheinlich schon in alter Zeit ein Weg durch die Balgebrückstraße zur Weser. Dort lag ein Fährplatz, dessen Bezeichnung als „Tievere“ und später „Tiefer“ auf das Vorhandensein einer Fähre und vielleicht auf eine mit dieser verbundene kleine Niederlassung von Fährleuten verweist. Östlich von ihr wurde später ein Graben zwischen der Balge und der Weser angelegt. Er begann dort, wo heute die Straße Tiefer das Weserufer begleitet, folgte ungefähr dem Verlauf der Klosterstraße und mündete kurz vor der Balgebrücke in die alte von Osten kommende Balge ein. Da diese auf ihrem oberen Lauf wohl im Laufe der Zeit verschlammte, sollte der neue Graben den Zufluß des Wassers erleichtern und damit den „Hafen“ durch bessere Strömung vor einer ähnlichen Versandung und Verschlammung bewahren. Soweit man aus der Aufteilung der Kirchspiele von Liebfrauen und Martini schließen kann, ist dieser Graben 1229 noch nicht vorhanden gewesen. Nach der Anlegung des Balgegrabens längs der Klosterstraße und der Erbauung des Klosters selbst wurde das Gelände bis zur Stavenstraße bebaut. Nach der Errichtung der Stadtmauer wurde das östlich anschließende Gelände durch den Stavendamm und die Straße Schnoor aufgeteilt. Die Bezeichnung „Stavendamm“ erweist, daß diese Straße künstlich aufgeschüttet wurde. Die drei Bauabschnitte des „Tiefer“-Bezirkes sind somit 1. auf die Zeit vor dem 13. Jahrhundert, 2. auf die Zeit der Begründung des Klosters um 1230—1240 und 3. auf die Zeit der Errichtung der Stadtmauer, die 1229 zuerst erwähnt wird, zu datieren.

Für die wirtschaftliche Bedeutung der an der Tiefer gelegenen Fährstelle weist Schw. richtig auf dieses hin: „Die Bodenverhältnisse ließen dort wohl keinen Ackerbau zu. Nur Viehzucht war in begrenztem Maße möglich. An eine ausgesprochen bäuerliche Bevölkerung ist also nicht zu denken. Auch die Annahme, daß die Bewohner entweder aus Fischern oder Fergen bestanden hätten, wird man für zu einseitig halten müssen. Die günstige Verkehrslage gab auch anderen Berufen, wie Gastwirten, Lebensmittel- und Viehhändlern, Schmieden, Sattlern, Seilern, Bootsbauern usw. Erwerbsmöglichkeiten. Freilich war der wirtschaftliche Nutzen aus dem Durchgangsverkehr im 9. und im Anfang des 10. Jahrhunderts durch die oben bereits geschilderten unsicheren Verhältnisse erheblichen Schwankungen unterworfen“ (S. 94). Es ist richtig, wenn Schw. die Bezeichnung „Wik“ für diese Fährstelle ab-

lehnt, weil sie zu vieldeutig ist. Sie kann auch deshalb nicht angewandt werden, weil jene Fährstelle sicherlich kein Handelsplatz in der Art von Dorestad und Haithabu gewesen ist. Sie war keine „Kaufmannsiedlung“ (S. 95). Es ist daher auch nicht möglich, ihre „Verfassung“ zu ergründen; sie hatte gar keine. Wichtig ist Schw. Bemerkung: „Als die Quellen im 12. und 13. Jahrhundert reicher zu fließen begannen, unterscheidet sich das Tieferviertel in seiner verfassungsrechtlichen Stellung jedenfalls nicht mehr vom übrigen Siedlungsraum der Stadt. Es gibt keine Anzeichen dafür — weder aus Hofzins, Fronleistungen, noch aus der Gerichtspraxis —, daß Bewohner des Tieferviertels im 12. und 13. Jahrhundert nicht unter Weichbildrecht, sondern unter Hofrecht gestanden hätten“ (S. 99).

Die Tiefersiedlung hatte auch in früherer Zeit keine rechtliche und wirtschaftliche Selbständigkeit; ihre räumliche und bauliche Ausdehnung war ursprünglich sehr gering. Es ist daher aus dieser, von Schw. anerkannten Sachlage schwer verständlich, daß er trotzdem innerhalb Bremens immer wieder das Vorhandensein eines „Dorfes“ anerkennt. Er wurde dazu allein durch jene bekannte Stelle aus den *Miracula Sancti Willehadi* aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts veranlaßt, in der eine Frau *de villa ipsius loci, videlicet Brema extitit* erwähnt wird (S. 89). „Es scheint hier das Dorf, das ein Teil des gesamten Ortes (*locus*) ist, gemeint zu sein.“ Eine solche Auslegung ist aber nur möglich, wenn grundsätzlich das Vorhandensein dieses „Dorfes“ angenommen wird. Denn als *locus*, als die Örtlichkeit Bremen, könnte auch die „Flur“, der Dünenzug, gedeutet werden, und als *villa* ist zweifellos die *villa publica* zu verstehen, deren Klarstellung als ein besonderes Verdienst Schw. zu betrachten ist. Es kann somit weder aus dem siedlungsgeschichtlichen Befund noch aus der schriftlichen Überlieferung ein „Dorf“ Bremen erschlossen werden, wenn nicht dieser Ausdruck, wozu Schw. neigt, nur auf eine Fährstelle bezogen wird. Es sollte aber gerade in diesem Falle nicht mehr von einem „Dorf Bremen“ gesprochen werden.

2. Die villa publica

Im Anschluß an eine Anmerkung von Waitz und unter Heranziehung mehrerer anderer, gleichzeitiger Quellenstellen weist Schw. darauf hin, daß die *villa publica Brema*, die Adam im Auszug aus dem verlorenen, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts angelegten

Liber donationum erwähnt, in demselben Sinne, wie die Bezeichnung *curtis publica* und *vicus publicus* als ein „königlicher Ort“ aufzufassen ist (S. 57 ff.). Er betrachtet diesen als einen „karolingischen Stützpunkt — wahrscheinlich auf der Höhe der Domdüne“ zur Sicherung des Überganges über die Weser, wie solche Anlagen auch in Verden, Wildeshausen, Hamburg, Weihe (*villa publica* Wege um 860) vorhanden waren. „Es liegt nahe, anzunehmen, daß es sich dabei um eine Wehr-Curtis sowie um Grundbesitz handelte, der landwirtschaftlich genutzt wurde und zu ihrer wirtschaftlichen Versorgung diente“ (S. 61). Weder über die Lage noch über die Verfassung dieses königlichen Wehrhofes kann Sicheres ausgesagt werden. Es ist anzuerkennen, daß Schw. gerade in dieser Hinsicht auch bei Vergleichen mit anderen Orten sehr vorsichtig ist; es ist ihm zuzugeben, daß die Lage des Wehrhofes auf der Domdüne zu vermuten ist; dagegen kann nicht erwiesen, nicht einmal wahrscheinlich gemacht werden, daß ein ihm zugehöriger Wirtschaftshof an der Stelle des „Kleinen Barkhofes“ vor dem Herdentor gelegen hat. Müssen denn Wehrhof und Wirtschaftshof räumlich voneinander getrennt gelegen haben? Ebenso wie in Hamburg in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts der Bischofssitz in der älteren Grafenburg eingerichtet worden sein dürfte, wird es auch in Bremen gewesen sein. Beide Anlagen waren dicht benachbart. Der „Königshof“ ging mit allen seinen Rechten, wie Schw. ausführlich darlegt, in die Hand des Bischofs über. Der „Dom“ wurde damit zum Ausgangspunkt der gesamten späteren, rechtlichen und baulichen Entwicklung Bremens.

3. Der Bischofssitz

Schw. macht darauf aufmerksam, daß mehrere, auf andere Orte bezügliche Quellenstellen die Errichtung von Bischofssitzen an befestigten und bereits häufig benutzten Plätzen bekunden. Gerade das Vorhandensein der *villa publica* dürfte daher die Wahl Bremens als Bischofssitz begünstigt haben. Quellen und Literatur werden erschöpfend herangezogen, um die zumeist schon bekannte Ausgestaltung der Dom- und Stiftsbauten, der ältesten Kapellen und des Spitals darzustellen (S. 64 ff. und 162 ff.). Auch die Beziehungen Bremens zu Hamburg werden ausführlich behandelt. Der von Erzbischof Libentius zum Schutz gegen die Normannen um 994 errichtete Wall umfaßte nur die Domsiedlung auf der Düne, wobei vielleicht die Reste der Wehrhof-

befestigung benutzt wurden (S. 170f.). Nach dem Sprachgebrauch Adams ist auch die wohl 1020 erfolgte Verstärkung des Walles, der das *oppidum* Bremen umgab, auf die „Domburg“ zu beziehen (S. 173); seine Überreste wurden vor Jahren von Grohne aufgedeckt; er wurde durch Erzbischof Hermann (1032—1035) durch eine Mauer ersetzt, die durch Bezelin erheblich verstärkt wurde. Wenn die hierüber berichtenden Stellen bei Adam von der *civitas* Bremen sprechen, ist auch unter dieser die Domsiedlung zu verstehen; diese Mauer wurde bekanntlich bald darauf durch Erzbischof Adalbert abgebrochen. Die sorgfältig überlegten Ausführungen Schw. über diese Vorgänge widerlegen ältere Auffassungen und entsprechen auch den Vorstellungen, die wir heute über Domsiedlungen und ihre Befestigungen an anderen Orten besitzen. Sicher ist, daß das gleichzeitig erwähnte *forum* in die Befestigung nicht einbezogen war (S. 175).

4. Der Markt

Wo war nun der älteste Markt gelegen, seit wann war er vorhanden, wer hat ihn besucht? Diesen und anderen damit zusammenhängenden Fragen sind sehr umfangreiche Ausführungen Schw. gewidmet, mit Recht; denn dieser „Markt“ ist die Keimzelle der späteren Stadt gewesen. Sehr beachtenswert sind seine Darlegungen, daß die Bezeichnung *mercatus* ursprünglich nicht einen Raum, sondern „eine periodische Zusammenkunft von Menschen zum Zwecke des Handels“ (S. 37, vgl. auch S. 76) bezeichnet. Die Untersuchungen über den ältesten Bremer *mercatus* sind dadurch erleichtert worden, daß Paul Kehr vor einigen Jahren die Urkunde König Arnulfs von 888 als echt erwiesen hat; sie konnte daher vom Standpunkt der neueren Auffassung über Marktgründungen erstmalig gründlich ausgewertet werden. Der Erzbischof erhielt damals zur Entschädigung für die Nutzung des Marktes in Hamburg, die ihm durch feindliche Angriffe verlorengegangen war, in Bremen *negotiandi usum* sowie die *provisio eiusdem mercati cum jure telonei*. Schw. weist richtig darauf hin, daß diese Stelle weder eine „Marktverlegung“ noch eine „Marktgründung“ bekundet; es handelt sich um die Erteilung eines Marktrechtes und der mit ihm verbundenen Einkünfte, durch den König, der sie vorher besessen hatte, an den Erzbischof. Für den Hergang solcher Rechtserteilungen und ihre ursprüngliche Fassung weist Schw. auf die gerade für Bremen naheliegenden Vorbilder von Corvey und St. Denis hin (S. 78f. und 81).

Der Marktbetrieb wird mit den großen Bremer Kirchenfesten in Zusammenhang gebracht, so daß es sich nicht um einen Wochenmarkt, für den damals auch noch die wirtschaftlichen Bedürfnisse fehlten, sondern um einen Jahrmarkt gehandelt hat; er wurde auf der Fläche westlich vom Dom abgehalten (S. 88), auf der später die *ecclesia sancti Viti, que est forensis* bezeugt wird. Otto I. hat im Jahre 937 in zwei Urkunden, deren Wortlaut und Bedeutung von Schw. eingehend erörtert werden, die weiteren bisherigen königlichen Gerechtsame auf den Erzbischof übertragen. Die Kirchenpolitik Ottos, die Persönlichkeit Adaldags, die Fassung der damaligen Immunitätsurkunde werden zur Erläuterung der beiden Urkunden zutreffend herangezogen. Vergleichende Betrachtungen fördern auch die Deutung der späteren Urkunde Ottos von 965, wobei diese in Zusammenhang mit den Urkunden des Kaisers für das Moritzstift in Magdeburg gebracht wird. Mit Recht wird die Bedeutung des Wortes *mercatus* für den Marktbetrieb, wie sie sich aus dem Ausdruck *annuale mercatum* ergibt, von der Bedeutung des Wortes *forum* als Marktstätte unterschieden (S. 137). Doch kann wohl nicht allgemein, und auch in diesem Falle nicht für Bremen der Ausdruck *mercatum construere* nur auf „die Einrichtung eines Marktbetriebes“ bezogen werden. Denn die an anderer Stelle von Schw. angeführte Urkunde Lothars I. für den Erzbischof von Vienne aus dem Jahre 848 verwendet den Ausdruck *forum publicum construere* eindeutig, wie Schw. selbst sagt, für die Bereitstellung eines Platzes für den Marktverkehr. Es muß zwar nicht an „den Bau von festen Buden“, wohl aber an „das Abstecken eines Marktplatzes und von Straßen einer Marktsiedlung“ gedacht werden. Auch ist es wohl nicht zulässig, anzunehmen, daß die dem Erzbischof verliehene Aufsicht über den Marktverkehr sich nur auf „Wanderkaufleute“ bezog; selbstverständlich war ohne solche, die aus der Ferne kamen, ein Marktbetrieb nicht durchzuführen. Aber wenn die Urkunde selbst *negotiatores, ejusdem incolas loci*, erwähnt, sind auch ständig in Bremen seßhafte Händler anzunehmen, ebenso wie für Meppen 946 *aggredientes et regredientes et ibi manentes* unterschieden werden (S. 132). Der Schutz der Kaufleute gilt nicht nur für ihre Hin- und Rückreisen und für ihren kurzfristigen Aufenthalt an bestimmten Orten, sondern auch für alle jene Kaufleute, die an dem Ort seßhaft waren, selbst wenn der Schutz nur für die Dauer des Marktbetriebes wirksam sein sollte. Wenn Schw. behauptet: „die Bezeichnung als *incolae* kann sich

also wohl nur darauf beziehen, daß sie einen Stützpunkt im Ort hatten“, kann ihm nicht zugestimmt werden. Er gibt auch selbst zu, „daß sich in Bremen Gebäude befunden haben müssen, die den Kaufleuten als Stützpunkte, insbesondere als Warenlager dienten“ (S. 138); es waren auch Herbergen notwendig. Sollte man annehmen, daß alle diese Baulichkeiten die längste Zeit des Jahres völlig leer gestanden haben? Gerade wenn die von Schw. vermutete enge Bindung des Marktverkehrs an den Dom „als religiösem Mittelpunkt“ (S. 141) zutrifft, kann sich jener nicht nur auf die hohen Kirchenfeste beschränkt haben, zumal Dom und Domstift ständig erhebliche gerichtliche Bedeutung hatten. In Erkenntnis dieser Zusammenhänge hat daher Schw. auch an anderer Stelle (S. 141 f und 156) das Vorhandensein von „seßhaften Marktsiedlern“ zugegeben. Es zeigt sich in diesem Falle, wie auch sonst, daß zunächst aufgestellte Behauptungen bald wieder eingeschränkt werden.

Es ist ein Verdienst Schw., die Lage, die Entstehung und die spätere Erweiterung des Marktplatzes endgültig geklärt zu haben. Er weist mehrfach mit Recht darauf hin, daß der heutige Marktplatz zwischen Schütting und Rathaus wegen des „damals noch stark abschüssigen Geländes“ (S. 143) „im frühen Mittelalter als Marktplatz völlig ungeeignet war“; er wurde erst seit dem 15. Jahrhundert für diesen Zweck hergerichtet. Der älteste Marktbetrieb erfolgte bei der *ecclesia forensis*, als welche im 12. Jahrhundert die St.-Veits-Kirche galt, die später als Liebfrauenkirche bezeichnet wurde. Bei ihr, richtiger wohl rings um sie herum, lag das *forum*, gegen das sich nach der Mitteilung Adams „das Haupttor der Mauer der Dom-Immunität des 11. Jahrhunderts geöffnet“ hatte (S. 144). Auf diesen Marktplatz führten zu die Johannisstraße von der Tiefer, die Wachtstraße von der Weserbrücke, die Wege, die von der Sandstraße über den Domshof und von der Ostertorstraße über die Domsheide an dem Dom entlangliefen, ferner die beiden wichtigsten Landstraßen, von Norden die Sögestraße und von Westen die Langenstraße.

Soweit die *incolae* nicht bei der Marktkirche wohnten, dürften sie in der Langenstraße ansässig gewesen sein. Denn diese war der Weg, auf dem der Fernhandel nach Bremen erfolgte. Die von Schw. angegebenen Hinweise auf diese Tatsache können siedlungsgeschichtlich nach dem Befund des Stadtgrundrisses ergänzt werden. Da die Balge in den ersten Jahrhunderten der Stadtwerdung als Hafen diente, ist

zu vermuten, daß gerade die Kaufleute ihre Wohnstätten und Lager in der Nähe der Balge angelegt haben. Die dem Landverkehr dienende Landstraße bot sich somit für diesen Zweck am ehesten an. Selbstverständlich ist sie erst allmählich in ihrer ganzen Länge bebaut worden. Es ist jedoch bemerkenswert, daß sie, wie es auch ihr Name zeigt, stets als einheitlicher Straßenzug betrachtet worden ist. Nur zeigt der bauliche Befund deutlich mehrere Bauabschnitte. Der erste Abschnitt reicht von der Hakenstraße bis zur Kleinen Waagestraße, der zweite bis zur Albutenstraße, deren Name sagt, daß sie zunächst außerhalb der Siedlung gelegen hat. Eine Siedlungsgrenze an dieser Stelle wird auch dadurch bezeugt, daß die Albutenstraße als einzige Querstraße der Langenstraße in der Kahlenstraße eine Verbindung zur Obernstraße besitzt. Doch ist zu beachten, daß beide Straßen ein wenig gegeneinander versetzt sind. Ein dritter Abschnitt scheint bis zur Kurzen Wallfahrt zu reichen, welche die Verbindung zur Ansgarikirche vermittelt. Die Kennzeichnung weiterer Bauabschnitte ist für die Erfassung der ältesten kaufmännischen Ansiedlung nicht erforderlich. Es kann vermutet werden, daß die Wohnbauten in der Langenstraße auf der Strecke von der Hakenstraße bis zur Kahlenstraße nur auf einer, der nördlichen Straßenseite gelegen haben, während auf der gegenüberliegenden Seite sich kleinere Buden und Zugänge zur Balge befanden. Es ist zu beachten, daß die Langenstraße auf dieser Strecke, wie ein Blick von der Kurzen Wallfahrt aus gerade heute wieder zeigt, auf die Westfassade des Domes ausgerichtet ist. Die kaufmännische Ansiedlung hatte demnach eine ähnliche Lage, wie ihre Schwestersiedlung in der Großen Reichenstraße in Hamburg; sie kann wie diese in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zurückgeführt werden.

Die Obernstraße ist im Unterschied von der Langenstraße eine spätere Anlage; sie war auch keine Fernstraße und ist erst nach und nach vom Markt aus nach Westen hin verlängert worden.

Marktverkehr, Marktplatz und Marktsiedlung nahmen in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts einen bedeutsamen Aufschwung. Erzbischof Bezelin ließ sich daher seine älteren Rechte durch Konrad II. 1035 bestätigen und erweitern, wobei die Abhaltung von Jahrmärkten und die Übertragung des Königsbanns für alle Marktbesucher an den Erzbischof besonders bemerkenswert sind (S. 147 ff.). Der von Schw. eingehend geschilderte Zusammenbruch der wirtschaftlichen und politischen Stellung Bremens nach dem Sturz des Erzbischofs Adalbert

1066 wurde nach einiger Zeit überwunden. Es ist nicht anzunehmen, daß „die ersten bescheidenen Anfänge einer Marktsiedlung noch einmal wieder eingingen“ (S. 305). Nur begannen die politischen Ereignisse die wirtschaftliche Entwicklung zu überschatten. Schw. schildert die Kämpfe, durch die das Domstift, die Vogtei und die Grafschaft in und um Bremen erschüttert wurden, sowie das Eingreifen Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen. In diesen Auseinandersetzungen gelangte die Bürgerschaft zu größerer Selbständigkeit; die *cives* traten 1159 dem Erzbischof gegenüber; auch wird zu dieser Zeit ein *advocatus civitatis* bezeugt. Die in diesen Jahrzehnten erfolgende stärkere Besiedlung des Umlandes machte Bremen zum wirtschaftlichen Mittelpunkt zahlreicher Dörfer (S. 212 ff.). Der zunehmende Wohlstand prägte sich auch in der Begründung des Paulsklosters 1139 und in der Verlegung des Wilhadi-Kapitels auf seine heutige Stelle in demselben Jahre aus; da die Wilhadikirche zur Pfarrkirche erhoben wurde, müssen damals schon in ihrer Nähe neue Ansiedlungen entstanden sein. Sie haben sich wohl von dem Stiftshügel in Richtung auf die Molkenstraße nach der älteren Stadt zu ausgedehnt.

Schw. hat die schriftlichen Nachrichten über die städtebauliche Ausgestaltung Bremens im 12. und im 13. Jahrhundert zusammengestellt (S. 226 ff.) und ausgewertet, zumal er die Gültigkeit des Stadtgrundrisses als Geschichtsquelle bezweifelt. Seine Darlegungen enthalten besonders über die Bebauung des Marktplatzes wichtige neue Erkenntnisse (S. 235 ff.), die auch auf einer Karte festgehalten sind; sie müssen im einzelnen in seinem Buch nachgelesen werden. Ebenso bedeutsam sind seine Untersuchungen über die Befestigung der bürgerlichen Siedlung (S. 279 ff.) sowie über das Wesen des Königszinses und über die Lage der Grundstücke, von denen er erhoben wurde (S. 244 ff.). Sie befanden sich ganz überwiegend im Bereich der Markt- und der Martinisiedlung, wodurch die Ausdehnung „der erzbischöflichen Siedlungstätigkeit im Mittelalter erfaßt“ wird. Es zeigt sich auch in diesem Falle, welchen großen Wert für die Aufhellung der siedlungsgeschichtlichen Vorgänge gerade die Beachtung der Zinsverhältnisse besitzt.

Da seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die urkundliche und chronikale Überlieferung zunimmt, konnte Schw. die Ausbildung der Gemeindeverfassung und die Entstehung des Rates, ferner das Widerspiel zwischen Heinrich dem Löwen, Barbarossa, dem Erzbischof und der Bürgerschaft gleichfalls mit neuen Ergebnissen darstellen (S. 248 ff.).

Das Verständnis der schwierigen Rechts- und Siedlungsverhältnisse wird durch die klare Ausdrucksweise des Verfassers und einige Planskizzen und besonders durch die Beigabe eines Grundstücksplanes der Altstadt Bremen erleichtert. Diesem wurde die Katasterplankarte 1:5000 von 1955 mit Eintragungen aus einer Karte von 1897 und aus den Plänen von Buchholz 1794 und Murtfeldt 1796 zugrunde gelegt. Leider läßt dieser Plan die gerade für die Siedlungsgeschichte Bremens sehr wichtigen Höhenunterschiede nicht erkennen. Auch wird ein Sachverzeichnis vermißt, das erst die vielen, auch über die Stadtgeschichte Bremens hinausreichenden Angaben des Buches in vollem Umfange erschlossen hätte. Dagegen bietet das Verzeichnis der Quellen und Schriften ein vorzügliches Hilfsmittel für die Beschäftigung mit dem nordwestdeutschen Städtewesen. Hoffentlich wird der Verfasser seine in diesem Buche schon angelegten Untersuchungen auf dem Gebiet der vergleichenden Städtegeschichte noch fortführen können.

II.

Der Pontifikat Borchards von Bremen im Rahmen des Kampfes von Nationalstaaten und Imperium

Von Friedrich Bock

Wenn wir uns von der Wirksamkeit eines Fürsten des 14. Jahrhunderts ein Bild machen wollen, so müssen wir eine Vorstellung von den damals wirkenden Kräften in Europa haben, in dem Raum, wo sich sein Wirken als Landesherr abspielte. Zwei Hauptlinien zeigen sich dabei: die wenigstens nominelle Fortdauer des Imperiums im Kräfte-spiel neuer in Europa aufgekommener Mächte und Mächtegruppen und innerhalb derselben der jahrhundertelange Kampf zwischen den beiden mächtigsten Nationalstaaten, zwischen Frankreich und England. Die politische Wirksamkeit des Bremer Erzbischofs Borchard Grelle muß innerhalb dieser beiden Gegebenheiten abgesteckt werden. Wir haben uns deshalb zunächst zu vergegenwärtigen, wie sich die Lage in Deutschland und in Europa beim Regierungsantritt Borchards 1328 darstellte.

I.

War die Machtgrundlage des von Otto I. erneuerten Imperiums das sächsische Herzogtum gewesen, so drängte die Politik Heinrichs IV. die Sachsen gerade in dem Augenblick in die Opposition, als er sich in den offenen Kampf mit Gregor VII. begab. Dieser Kampf schwächte das Imperium so entscheidend, daß eine Erneuerung auf der alten Grundlage, der Einheit von Imperium und Sacerdotium, später nicht mehr möglich war. Friedrich I. versuchte unter Berufung auf das antike römische Recht wenigstens die Unabhängigkeit des Imperiums vom Sacerdotium herzustellen¹⁾. Auch seine Schöpfung brach indessen 1198 zusammen, als die deutschen Fürsten die schwere Schuld eines Kampfes um den Thron auf sich nahmen, in dem Augenblicke, als einer der zielbewußtesten Politiker des Mittelalters Papst wurde: Innocenz III. aus dem gräflichen Hause der Conti. Er griff entscheidend in den deut-

¹⁾ Fr. Bock, Nationalstaatliche Regungen, Quellen u. Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 33 (1944), S. 5.

schen Thronkampf ein. Einen Kaiser hat er im Wege eines Prozesses entsetzt, einen andern erhoben. Eine neue geistige Macht hatte auf die Menschheit Einfluß genommen, das kanonische Recht. Während der unglücklichen Reichsregierung Friedrichs II. gewann das Kirchenrecht seine endgültige Ausbildung. Es wurde die Grundlage des Prozesses auf dem Konzil von Lyon, das den Kaiser absetzte. Dieser ungeheure Vorgang blieb in Norddeutschland ohne merklichen Widerhall²⁾, da hier die päpstlichen Legaten bereits einen Teil der Reichsgewalt für sich und die mit ihnen zusammenarbeitenden Fürsten in Anspruch genommen hatten. Da das Imperium aber juristisch fortbestand, wurden Thronstreitigkeiten zum Dauerzustand, und dadurch schied Deutschland als bestimmende Kraft aus der europäischen Politik aus. Seine Grenze im Westen lag ungeschützt einem zugreifenden Nationalstaat offen; keine Zentralgewalt konnte mehr selbst verräterischem Vorgehen der Fürsten entgegentreten. Das war besonders tragisch, als der Nationalgedanke ein entscheidender Faktor der europäischen Politik wurde. Selbst die Kreuzzugs-idee wurde von nationalistischen Bestrebungen überwuchert, als die französischen Päpste Urban IV. und Clemens IV. Karl von Anjou unter Gewährung von Kreuzzugszehnten und -privilegien das Reich beider Sizilien übertrugen und er dadurch zur bestimmenden politischen Macht in Italien wurde. Durch die Revolution auf der Insel Sizilien entstand dort ein nationales Volkskönigtum; aber in Neapel hielten sich die Anjou. Die unversöhnliche Haltung Bonifaz' VIII. und der dadurch mitbedingte Gegensatz zu den Colonna hat das Attentat von Anagni so wirksam werden lassen, daß die Kurie Rom verließ und sich dem Schutz französischer Waffen unterstellte. Clemens V. ist der erste Papst in Avignon geworden und hat als solcher eine unglückliche und verderbliche Rolle in der europäischen Entwicklung gespielt, wie seine beiden Namensgenossen Clemens VI. und Clemens von Avignon (VII). Clemens V. hat zunächst Heinrich VII. unterstützt, stellte sich aber auf die Seite Roberts von Neapel, des Großsohns Karls von Anjou, als Heinrich VII. den Hochverratsprozeß gegen seinen Lehnsmann anstrebte. Unter seinem Schutz konnte Robert es wagen, die Institution des Reiches als veraltet und schädlich hinzustellen und sie zu negieren. Diese Theorie hat der Nachfolger

²⁾ Vgl. die Chronik des Menko, dazu Emders Jahrb. 33 (1953), S. 17. Hampe, Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt (1925), geht auf diese Frage nicht ein.

Clemens' V., Johann XXII., zur Praxis werden lassen, als er *vacante imperio* die Reichsgewalt für den Papst in Anspruch nahm und diesen Zustand durch einen Prozeß gegen den rechtmäßig ans Reich Gewählten herstellte³⁾. Wiederum half ihm dabei der Eigennutz der deutschen Fürsten.

Sie hatten nach dem Tode Heinrichs VII. aufs neue eine Doppelwahl verursacht. Heinrichs Sohn, Johann von Böhmen, war noch zu jung, um mit der Nachfolge rechnen zu können; dazu hatte er die Gegnerschaft der Habsburger Partei. So nominierten die Luxemburger den in umsichtigen Feldzügen bekannt gewordenen Herzog Ludwig von Bayern als Statthalter ihres jungen Vertreters. Friedrich von Österreich versuchte, die Anerkennung des Papstes für seine Wahl durch Anlehnung an Robert von Neapel zu erreichen. Vergebens, bis zum Sieg Ludwigs IV. bei Mühldorf am 28. September 1322 blieb der Papst „neutral“. Als aber dieser Sieg die Stellung Ludwigs IV. im Reich befestigt hatte, als sich die Ghibellinen Italiens an ihn um Beistand wandten, als Johann von Böhmen sah, daß aus seinem „Statthalter“ ein wirklicher Herrscher zu werden drohte, der das Luxemburger Haus in Deutschland überflügelte, da stellte sich der Papst auf die Seite der neuen Koalition Luxemburg—Habsburg—Frankreich und schleuderte Prozesse gegen Ludwig IV., um den Zustand *vacante imperio* zu erhalten. Das wirkte besonders verheerend auf moralischem Gebiet, weil politische und religiöse Gründe vermischt wurden, um dem gewählten *imperator futurus* als verdammtem Ketzer alle bürgerlichen Rechte abzuspreden. Das war die Lage, in der ein deutscher Herrscher europäische Politik machen sollte. Ludwig hat es versucht. Er hat ein ghibellinisches Kaisertum nach dem Muster, das Friedrich II. in Sizilien aufgestellt hatte, zu errichten gestrebt, um Rechte für das Reich in Anspruch zu nehmen, die der französische, der englische und auch der spanische Staat bereits für sich hatten. Das ist der Rahmen, in den wir die Wirksamkeit Borchard Grelles hineinzustellen haben.

Ludwig IV. hat das Bestreben gehabt, seine Herrschaft auch in Norddeutschland zur Geltung zu bringen. In den Niederlanden hatte er die Unterstützung Wilhelms III. von Holland-Hennegau, der später sein Schwiegervater wurde. Bald nach der Schlacht von Mühldorf hat er Brandenburg, das seit 1319 erledigtes Reichslehen war, seinem ältesten

³⁾ Vgl. Fr. Bock, Reichsidee und Nationalstaaten (1943), S. 198 ff.

Sohn Ludwig übertragen und dabei Unterstützung in Mitteldeutschland und beim dänischen Königshause gesucht. Diese Politik berührte unmittelbar das Erzbistum Bremen.

Die Bremer Erzbischöfe hatten sich seit dem Untergange des staufrischen Reiches aus den Machtkämpfen um die Nachfolge im Reich und aus den damit verbundenen Thronkämpfen herausgehalten. Erzbischof Giselbert erhielt zwar von Gregor X. Nachricht über die Anerkennung Rudolfs von Habsburg⁴⁾, auch darüber, daß er dessen Kaiserkrönung auf den 1. November 1275 festgesetzt hätte⁵⁾; aber darüber hinaus wissen wir nur von einer Teilnahme des Erzbischofs an dem Würzburger Konzil von 1287⁶⁾. Von irgendwelchen Verbindungen mit Adolf von Nassau, Albert von Österreich und Heinrich VII. hören wir nichts, nichts von einer Teilnahme an dem englischen Bündnis Adolfs mit Eduard I., noch an dem Romzuge Heinrichs VII. Rein territoriale Belange sind es, die im Mittelpunkt der Bremer Politik stehen: Arbeiten an der Festigung der eigenen Landeshoheit, Sicherung der Hoheitsrechte bei den Kehdingern⁷⁾, gutes Verhältnis zu den norddeutschen Laienfürsten Oldenburg und Braunschweig-Lüneburg⁸⁾, die alten Verbindungen zu den Ostseeprovinzen⁹⁾. Als sich Bonifaz VIII. auf eine Beschwerde der brandenburgischen Bischöfe an den Bremer Erzbischof wandte, um sie vor Übergriffen der Markgrafen Otto IV. und Konrad zu schützen, da wurde man in Bremen auch auf diese Gebiete aufmerksam¹⁰⁾. Damit ist die Linie aufgezeigt, die Erzbischof Borchard später fortgesetzt hat. Aber vor seinem Regierungsantritt liegt eine Episode, die nur aus dem Charakter des Avignonesischen Papsttums zu verstehen ist, das auch bei Bistumsbesetzungen französische Staatsbelange als erste Richtschnur seines Handelns nahm, sich aber um historisch

⁴⁾ Erzbischof Giselbert (1274—1306) war wie sein Vorgänger aus dem Oldenburger Grafengeschlecht, vergl. dazu und zum Folgenden O. H. May, Regesten der Erzbischöfe von Bremen I (1937). Giselbert war auf dem zweiten Konzil von Lyon, vergl. May 1226—1230. Über die Einsammlung des in Lyon festgesetzten Kreuzzugszehnten in Bremen May 1235; der im Text erwähnte Brief Gregors X. May 1236.

⁵⁾ May 1239.

⁶⁾ May 1348 ff.

⁷⁾ May 1238.

⁸⁾ May 1284; 1290 a; 1343; 1381; 1494.

⁹⁾ May 1383; 1500.

¹⁰⁾ May 1529.

Gewordenes wenig kümmerte: Clemens V. providierte¹¹⁾ einen ausländischen Erzbischof, Johann Grant, der wegen seines Streites mit dem Königshause¹²⁾ sein eigenes Land Dänemark verlassen mußte, mit dem Bremer Erzbistum.

Johann Grant war ein vornehmer Däne, verwandt mit den dortigen Königen, und hat wohl in Paris kanonisches Recht studiert. 1289 wurde er Erzbischof von Lund, erhielt also den Metropolitensitz, dem die nordischen Bistümer, die ursprünglich zu Bremen gehört hatten, nach der Verselbständigung der nordischen Kirche unterstellt worden waren. Johann geriet bald in Streit mit König Erich Menved, der den Erzbischof 1294 gefangennahm. Nach zwei Jahren gelang ihm die Flucht nach Rom zu Bonifaz VIII., der einen Prozeß gegen den König eröffnete und ihn exkommunizierte. Der König fand sich zu Aussöhnungsverhandlungen bereit und gewährte schließlich dem Erzbischof eine reichlich bemessene Entschädigung. Dieser kehrte jedoch nicht nach Dänemark zurück, sondern lebte teils an der Kurie, teils in Paris, wo er seine Gelder vermehrte und gut anlegte¹³⁾ und seine Bibliothek, die später in die päpstliche hineinkam, vervollständigte. Das Erzbistum Riga schlug er aus; er führte das Leben eines Emigranten, der die Fühlung mit seiner Heimat weitgehend verloren hatte. Was sollte ein

¹¹⁾ Möhlmann, Regesten der Erzbischöfe von Bremen II (1953) S. 4 (ohne Nummer). Der Text Möhlmanns ist unverständlich. Clemens V. gebraucht in der Ernennungsurkunde für Grant (Regestum Clementis ed. cura Monach. OSB n 5364) nicht den Ausdruck *ius devolutionis*. Wenn auch der Bremer Scholaster Florenz an der Kurie während des Prozesses um den Besitz des Erzbistums starb, so konnte sein Recht nicht an die Kurie devolvieren, weil es ja bestritten war. So leitet der Papst sein Provisionsrecht her aus der allgemeinen Sorge für das bedrängte Erzbistum. Ganz irreführend ist Möhlmanns Ausdruck: „Der erste vom Papst gewählte Erzbischof“. Der Papst providiert Grant auf Grund eines Konsistorialbeschlusses und überträgt ihm die Leitung der Bremer Kirche (*preficimus eum in archiepiscopum et pastorem*).

¹²⁾ Grant wurde beschuldigt, an dem Mord des Königs Erich Glipping 1286 beteiligt gewesen zu sein. Dessen Nachfolger, Erich Menved, setzte ihn 1294 gefangen. Er konnte aber entweichen und führte seinen Prozeß vor Bonifaz VIII.

¹³⁾ Erzbischof Johann hatte dem Kloster Saint Denis ein Darlehen mit der Bedingung gegeben, auf Lebenszeit jährlich unter Verpfändung von Klostergrundstücken 400 Pariser Pfund als Rente zu bekommen. Das Kloster war mit den Zahlungen in Rückstand geblieben, und Johann Grant erhob Klage beim Papst. Johann XXII. setzte Johann de Constantia, Kanoniker von Konstanz, seinen Kaplan (später *auditor sacri palatii* und Bischof von Chur) Jacob de Lurthorpe und Official von Paris als Kommission ein, das genannte Kloster

solcher Mann auf dem so sehr traditionsmäßig gebundenen Sitz in Bremen anfangen?

Dort war bald nach dem Tode des Erzbischofs Giselbert im November 1306 Zwiespalt unter den Bewerbern ausgebrochen, der zu einem langwierigen Prozeß an der Kurie führte. Einer von ihnen starb in Avignon. Da providierte Clemens V. im Februar 1310 Johann Grant mit dem Bremer Erzbistum¹⁴⁾. Es war die Zeit, als Heinrich VII. noch im Einvernehmen mit Frankreich stand, und der Papst setzte wohl aus diesem Grunde den französisch gesinnten Prälaten nach Norddeutschland. Auch dort hat der neue Erzbischof keine politische Rolle gespielt, vielmehr nur sein Erzbistum in gründliche Verwirrung gebracht. Die Domkapitel von Hamburg sowohl wie von Bremen und die Adeligen des Erzstifts wehrten sich gegen den Landfremden, und in kurzer Zeit war eine Reihe von Prozessen gegen ihn an der Kurie anhängig. Als die zu lange dauerten, setzte das Domkapitel ihn am 17. Mai 1316 mit der Begründung ab, daß er geistesgestört sei. Sie wählten einen aus ihrer Mitte, den Bremer Domscholaster Johann von Braunschweig-Lüneburg, zum Administrator des Stiftes¹⁵⁾. Wir wissen nur wenig von seiner Verwaltung; aber das wenige zeigt bereits, daß er sein Erzbistum in norddeutscher Überlieferung führte und daß ihm die wirtschaftliche Entwicklung seines Landes am Herzen lag. Eine Urkunde

unter Androhung geistlicher Strafen anzuhalten, innerhalb von 30 Tagen die Zahlung zu leisten. (Vgl. Regg. der Erzb. v. Bremen II, n. 198, wo die Namen der Beauftragten aber nicht gegeben sind.) Johann von Konstanz versuchte, die Zahlung mit Prozessen zu erzwingen; aber das Kloster Saint Denis wandte sich wiederum an den Papst und bat um Einsetzung einer Kardinalskommission, die entscheiden sollte, ob der Vertrag nicht als wuchermäßig das Kloster über Gebühr belaste und infolgedessen als nichtig zu gelten habe. Johann XXII. beauftragte Rainald, Kardinal von Ostia und Velletri, einen französischen Geistlichen, zuletzt Erzbischof von Bourges, mit einer dahingehenden Untersuchung. In einem Schriftsatz forderte das Kloster, dem Erzbischof Johann von Bremen alle Gelder, die über die dem Kloster geliehene Summe (2400 Pariser Pfund) hinausgingen, abzusprechen und diese Summe und die Prozeßkosten von ihm einzuziehen, da der ganze Vertrag als wucherisch zu annullieren sei. Vitalis de Furno, ein Minorit, Kardinal von Albano, führte die Untersuchung zu Ende. Darauf wurde ein Konsistorialbeschuß erlassen, daß das Kloster weitere Zahlungen nicht zu leisten, aber auch keine Forderung an Johann Grant auf Rückzahlung zu stellen habe. Der Erzbischof von Bremen hatte also bei diesem Handel 415 Pariser Pfund verdient. (Regg. d. Erzb. von Bremen II, n. 237.)

¹⁴⁾ Vgl. Anm. 11.

¹⁵⁾ Vgl. Brem. Jahrb. 44 (1955), S. 6, die Bemerkung zu den Regg. d. Erzb. von Bremen II, n. 170.

an die Stadt Minden vom 5. Juni 1318¹⁶⁾ gibt deren Kaufleuten Geleit und Schutz für den Markt in Wildeshausen, das erst 1270 dem Erzbistum unterstellt worden war¹⁷⁾. Johann Grant war an die Kurie zurückgekehrt und hatte seine dortigen Geldgeschäfte wiederaufgenommen. Sein Generalvikar im Stift war Bischof Nikolaus von Verden¹⁸⁾.

Das war der Zustand, den Johann XXII. vorfand, als er 1316 gewählt wurde. Sein vorsichtiges Verhalten in dieser heiklen Angelegenheit, wo ein Domkapitel seinen eigenen Erzbischof abgesetzt hatte, charakterisiert ihn als vorsichtigen Politiker. Er hat es klug vermieden, das Domkapitel aus diesem Anlaß in die Opposition gegen den Heiligen Stuhl zu treiben; denn diese hätte bei dem Thronstreit in Deutschland, dessen Ausmaß und Auswirkung noch nicht zu übersehen war, gefährlich werden können. Johann XXII. schickte zunächst Nuntien als Kollektoren, die ihm bald ausführliche Nachrichten über den Zustand der Bremer Kirchenprovinz zukommen ließen¹⁹⁾. Inzwischen gingen die Prozesse gegen den Erzbischof weiter, die seit Clemens V. liefen. Den Gang kennen wir einigermaßen aus dem Konsistorialbeschuß vom 27. Juli 1320²⁰⁾ und aus dem päpstlichen Entscheid vom 24. September 1322²¹⁾. Es ist nach diesen Akten zu einem Vertrag zwischen Johann Grant und dem Domkapitel gekommen, dessen Einzelbestimmungen durch zwei Kardinäle geregelt werden sollten. Grant wurde ausgeschaltet, erhielt aber Einkünfte als Entschädigung aus dem Erzbistum. Damit war die kuriale Prärogative gewahrt, aber doch in deutlichem Abrücken von der Person des Erzbischofs. Die Sorge der Ausführung des Vertrages wurde an erster Stelle dem Domherrn Magister Borchard Grelle übertragen, der unter den zehn im Jahre 1326 aufgezählten Domherren an sechster Stelle steht²²⁾. Er behielt auch den Archidiakonat Rüstringen gegen den Kandidaten des Erzbischofs²³⁾.

¹⁶⁾ Or. Stadtarchiv Minden Abt. A n. 33; Druck Westf. UB 10 (1940), n. 585; Regest Hans. UB II (1879), n. 325; die Urkunde fehlt in den Bremer Regesten.

¹⁷⁾ May n. 1182, dazu 1180 und 1181; Erzb. Giselbert hatte für die Entwicklung des Marktrechtes von Wildeshausen gesorgt, vgl. May 1485.

¹⁸⁾ Regg. d. Erzbisch. von Bremen II, n. 221 ff.; dazu Nieders. Jahrb. 27 (1955), S. 134.

¹⁹⁾ Regg. d. Erzbisch. von Bremen II, 120, 131, 143, 144, 162.

²⁰⁾ Vgl. Anm. 15.

²¹⁾ Regg. d. Erzbisch. von Bremen II, n. 192, dazu Brem. Jahrb. 44, S. 7.

²²⁾ Ebd. S. 10.

²³⁾ Regg. d. Erzbisch. von Bremen II, n. 202.

Während dieser letzten Jahre des Pontifikats Johann Grants vernehmen wir nichts von einem Eingreifen Bremens in die Machtkämpfe im norddeutschen Raum. Als Ludwig IV. seinen Romzug antrat, starb am 29. Mai 1327 Erzbischof Grant an der Kurie. Diese erbte somit nicht nur den gesamten Nachlaß und die Bibliothek, sondern der Papst konnte die Provision eines neuen Erzbischofs in Bremen auch auf das Devolutionsrecht stützen.

Es zeugt von politischer Einsicht Johanns XXII., daß einer der aktivsten Gegner Johann Grants, Borchard Grelle, dessen Nachfolger wurde, und zwar durch päpstliche Provision²⁴⁾. Einzelheiten über die Verhandlungen kennen wir nicht, sie scheinen vielfach mündlich geführt worden zu sein; denn Borchard war um die Wende 1327/1328, als Ludwig IV. seinen Romzug ausführte, in Avignon. Dort erhielt er Weihe und Pallium. Im Frühling 1328 war er wieder in Bremen. Der Preis für seine Provision war die Einreihung in die Front gegen König Ludwig IV. Über die Art seines Wirkens erhalten wir manche Nachrichten aus den päpstlichen Registern, die aber noch aus deutschen Archiven und Bibliotheken ergänzt werden müssen. Nach alter Bremer Überlieferung hätte man ein Eingreifen Borchards in die Ostkolonisation erwarten sollen. Aber dort war die Lage schwierig geworden. Da Polen den Peterspfennig zahlte, die deutschen Herren sich dessen weigerten, standen die päpstlichen Nuntien dieses Gebietes auf seiten des polnischen Königs gegen den Deutschen Orden. Dieser war, vor allem im westlichen Deutschland, in naher Verbindung mit König Ludwig. Das machte ihn dem Papst noch verdächtiger. So war die ganze Arbeit im Osten gestört. Aus diesem Gegensatz heraus hatte Bolco von Schlesien-Münsterberg 1328/1329 einen päpstlichen Nuntius aufgegriffen. Darauf wandte sich Johann XXII. am 12. April 1329 um Abhilfe an Wladislaw von Polen, an Johann von Böhmen und an Karl von Ungarn²⁵⁾.

Das waren also die Herren im Osten, die das päpstliche Vertrauen hatten und mit den Nuntien zusammenarbeiteten. Dazu gehörte auch Bischof Nanker von Breslau²⁶⁾, der mit seinem Domkapitel in ständigem Streit lebte, überhaupt den Deutschen Schwierigkeiten bereitete,

²⁴⁾ Niedersächs. Jahrb. 27 (1955), 140; Mollat 29, 928.

²⁵⁾ Registra Vaticana 115 f. 123 b, n. 544.

²⁶⁾ Nankerus de Oxa kam vom Bischofsstuhl von Krakau nach Breslau (1. Okt. 1326 bis 10. April 1341); vgl. Franz Meltzer, Die Ostraumpolitik König Johanns von Böhmen (1940), S. 50 ff.

wo es nur ging, auch dem Deutschen Orden. Er ging darin einig mit dem Erzbischof von Riga²⁷⁾).

Aus diesen nie abreißen den Parteikämpfen des Ostens hat sich Borchard von Bremen herausgehalten. Nur einmal hören wir, daß er einen Gesandten des Grafen Wilhelm von Holland für die Ordensgebiete festnahm. Der Papst verwandte sich für seine Freilassung und deutete dabei an, daß die Festnahme aus Vergeltungsmaßnahmen heraus geschehen wäre, daß also keine politischen Gründe dahinter gestanden hätten²⁸⁾. Bald darauf wurde Borchard vom Papst aber doch beauftragt, in einer Ostfrage einzugreifen, bei der Besetzung des exemten Bistums Kamin.

Johann XXII. hatte den Dominikaner Arnoldus de Elz mit diesem Bistum providiert, war dabei aber auf den Widerstand des Kapitels gestoßen²⁹⁾: der Streit darüber hatte sich jahrelang hingezogen. Aus dem Registerfragment des franziskanischen Gegenpapstes Nikolaus V. wissen wir, daß dieser am 27. Januar 1329 seinen Kammerkleriker Heinrich Frederici de Babenberch mit dem Bistum providierte³⁰⁾. Hier wurde Borchard eingeschaltet. Er war bereits vorher von Johann XXII. beauftragt worden, das Kapitel in Kamin von kirchlichen Strafen zu lösen³¹⁾, ein Zeichen, daß er den Frieden bereits hergestellt hatte. In einem Schreiben an den alten Bischof Arnold vom 5. April 1329³²⁾ wird Borchards Einfluß in diesem Gebiet nochmals vom Papst betont. Wie weit das allgemein für diesen Bezirk galt, läßt sich schwer sagen, da wir den Ausdruck Nuntius oder Legat für ihn nicht gebraucht finden.

Borchard wurde von dem Papst auch in der Mark Brandenburg eingesetzt. Er wurde aufgefordert, die Prozesse gegen den Markgrafen Ludwig nochmals zu publizieren³³⁾, die ja die Grundlage für das Vorgehen der päpstlichen Partei bildeten³⁴⁾. Der normale Weg für die

²⁷⁾ Von 1304 an war Erzbischof von Riga der päpstliche Pönitentiar Fredericus de Pernstein O. Min.

²⁸⁾ Brief vom 23. Sept. 1330, Reg. Vat. 116 f. 76, n. 340; Druck Fayen, *Analecta Vat. Belgica III* (1902), n. 2845; es ist zu lesen statt *ad terram Provincie: ad terram Pruscie*.

²⁹⁾ Urkunde vom 13. Jan. 1326, Mollat 24 739; vgl. auch 25 511—25 514.

³⁰⁾ Mollat 46 469; vgl. 42 508.

³¹⁾ Urkunde vom 8. August 1328; Mollat 42 380.

³²⁾ *Registra Vaticana* 115, n. 499.

³³⁾ 8. April 1329; *Registra Vaticana* 115, n. 542; *Regest Riezler* 1161.

³⁴⁾ Es handelt sich um den Prozeß gegen Ludwig von Brandenburg, datiert 1327, April 9. Wir haben davon die Ausfertigung, die einst an der Domtür

Publikation würde gewesen sein, daß Borchard an seine Suffragane und an sonstige in Frage kommende Stellen ein Rundschreiben mit den nötigen Unterlagen gerichtet hätte; aber eine Spur von der Ausführung dieses Auftrages haben wir nicht. Borchard hatte auch die Leiter der Bettelorden in der Mark über die päpstlichen Prozesse zu informieren³⁵). Wir können schließen, daß alle diese Punkte an der Kurie besprochen worden sind, als Borchard dort bei der Pallienverleihung weilte. Damals erhielt er auch einen Auftrag für den Bischof von Schwerin, an den ihn der Papst später erinnerte³⁶); den Inhalt kennen wir nicht.

Es wird Borchards Einfluß zu verdanken sein, daß der Bremer Scholaster Helembertus von Vischbeck mit dem Bischofssitz in Schleswig providiert wurde³⁷). Er hatte allerdings 2000 Florenen dafür an die Kurie zahlen müssen³⁸). Auch der Bremer Erzbischof hatte wohl geldlichen Vorteil davon gehabt; denn am 16. Oktober 1331 beurkundete Helembert ihm und seinem Bruder Volquin Grelle eine Schuld von 300 Mark Silber³⁹). Gerhard von Holstein scheint gegen diese Kandidatur gewesen zu sein⁴⁰); aber der Einfluß Borchards wird sich durch sie in den nördlichen Gegenden gefestigt haben.

War Borchard „Kurialer“ in dem Sinne, daß er blindlings die politische Linie Avignons vertrat, die französisch-anjovinisch bestimmt war? Mir ist keine Quelle bekannt, wonach er gegen den deutschen Kaiser vorgegangen wäre oder dessen Widersacher Johann von Böhmen unterstützt, also einseitige Parteipolitik getrieben hätte, wie wir das von den gleichzeitigen Verdener Bischöfen wissen. Es kommt hinzu, daß Borchard sich mit allen legalen Mitteln wehrte, ein parteiisch-kuriales Mitglied in sein Domkapitel aufzunehmen.

Wir haben darüber einen ausführlichen Prozeß zwischen dem Bremer Domkapitel und Woltbernus Vredeberni, dessen Akten mir 1933 durch

von Avignon angeschlagen war: Instr. Misc. 1000; Abb. Bock, Reichsidee und Nationalstaaten, vor S. 337; Druck nach ungenauer Abschrift Const. VI 190, n. 276.

³⁵) Riezler 970.

³⁶) 11. Febr. 1329; Riezler 1141.

³⁷) Urkunde vom 10. Jan. 1331; Hasse, Schleswig-Holstein-Lauenburg. Regesten und Urkunden III (1896), n. 741; 19. Juni 1331, ebd. 753; 16. Juni 1332, ebd. 782.

³⁸) Hasse n. 765; Mollat 53 836; Moltensen, Acta Pont. Danica I 93, n. 210.

³⁹) Hasse n. 765.

⁴⁰) Hasse n. 781 und 787.

einen Zufall bekannt geworden sind, als man noch wenig über die Geschichte der *audientia sacri palatii* wußte, in der dieser Prozeß durchgeführt wurde. Jetzt hat Mons. Hoberg⁴¹⁾ das Archiv der päpstlichen Rota geordnet, und wir wissen, daß von dieser Seite über die Anfänge der *audientia* keine Aufschlüsse zu erwarten sind. Um so wertvoller werden für uns die wenigen erhaltenen Originalprozesse. Der politische Inquisitionsprozeß geht auf Innocenz III. zurück, mit schriftlichen Relationen der Anklage und der Verteidigung, und es ist wohl kein Zufall, daß wir aus diesem Pontifikat auch die Reste eines Verwaltungsprozesses kennen, allerdings mit politischem Hintergrund, der zwischen Gandersheim und dem Bistum Hildesheim an der Kurie geführt wurde⁴²⁾. Der Name *audientia* kommt in den Akten noch nicht vor, Papst und Kardinäle spielen die entscheidende Rolle als Richter. Auf dem ersten Konzil von Lyon hat der *auditor sacri palatii* in den Sitzungen bereits einen bevorzugten Platz unter dem Kanzleipersonal als Sachkenner der neu entwickelten prozessualen Formen. Trotzdem überwiegen unter Alexander IV. und Urban IV. noch die Kardinäle, denen *causae* vom Papste zugewiesen werden.

Das nächste mir bekannte Zeugnis über einen großen Prozeß liegt im Stadtarchiv der malerischen Bergstadt Todi⁴³⁾. Der Prozeß spielt in der Zeit von 1268 bis 1290 und hat die Klage eines bolognesischen Podestà von Todi zum Inhalt. Dieser wurde beim Kommen Konradins von der ghibellinischen Partei abgesetzt und verlangte nun Schadenersatz von der Stadt. In diesen Prozeßrollen finden wir die Namen verschiedener Auditoren aus den genannten Jahren bis zur Zeit des Honorius IV.⁴⁴⁾. Soweit mir bekannt, betreffen die nächsten Prozeß-

⁴¹⁾ H. Hoberg. Die Protokollbücher der Rotanotare von 1464 bis 1517, Zs. f. Rechtsgesch., Kan. Abt. 39 (1953), 177—227; ders., Register von Rotaprozessen des 14. Jhs. im Vatikanischen Archiv, Röm. Quartalschrift 51 (1956), dort S. 56 ff. über die Causa Bremensis.

⁴²⁾ H. Goetting, Gandersheim und Rom, Jahrb. d. Ges. f. nieders. Kirchengesch. 51 (1953), 36—71.

⁴³⁾ Ich verdanke eine Abschrift der umfangreichen Prozeßrollen dem ausgezeichneten Kenner der umbrischen Geschichte, Don Pericoli in Todi, und sage ihm für seine Hilfe aufrichtigen Dank.

⁴⁴⁾ Wir wollen bei der Spärlichkeit des bislang bekannten Materials wenigstens die Namen der Autoren aufführen. 1273: Philippus *prepositus Mantuanus generalis auditor sacri palatii*, der vier Notare unter sich hatte. Neben ihm werden drei andere Namen genannt: Comes de Casate *archidiaconus Mediolanensis*, Johannes de Rocca *canonicus Belvacensis*, Guido de Noalas *scolasticus Carturicensis*. 1276 wird genannt: Nicolinus de Camilla

akten größeren Umfangs Bistum und Stadt Lübeck zur Zeit des Bischofs Borchard von Serkem (1276—1317)⁴⁵⁾.

Darauf folgt zeitlich der Bremer Prozeß, in dem das Domkapitel gegen die Provision des Woltbernus mit einem Bremer Domkanonik klagt. Woltbernus hatte bereits Pfründen in Ramelsloh und in St. Anschari, lebte aber an der Kurie — wir kennen sogar das Haus, das er in Avignon bewohnte^{45a)} — und hatte gute Beziehungen zur päpstlichen Kammer; jedoch habe ich solche zu Johann Grant bislang nicht nachweisen können⁴⁶⁾; er scheint aber als Prokurator für den Bischof von Halberstadt tätig gewesen zu sein. Bei Woltbernus' guten Verbindungen hatten die Bremer Vertreter und Zeugen einen schweren Stand an der Kurie⁴⁷⁾. Ihr Gegner erhielt verschiedene günstige Zwischenurteile; aber zu einem faktischen Besitz einer Bremer Präbende ist er nicht gekommen. Wiederum hat Borchard diesen Prozeß durchgeführt, ohne eine politische Anlehnung an den Kaiser zu suchen. 1332 war er mit seinem Kaplan Raven de Bruemsse⁴⁸⁾ wiederum in Avignon — wir hören nur durch einen Zufall davon —; aber über die Verhandlungsgegenstände wissen wir nichts, nur erreichte er eine Provision seines Kaplans, und zwar an dem Stift, wo auch Woltbernus bepfründet war⁴⁹⁾. Der letztere ist auch unter der Regierung Benedikts XII. an der Kurie geblieben und hat es beim Regierungsantritt Clemens VI. noch erreicht, als Bremer Domscholaster providiert zu werden⁵⁰⁾. Das war am 30. Juni 1342; aber am 12. Dezember desselben Jahres war er

canonicus Ebroicensis (ob als Nachfolger des Philippus oder nur in dieser einen Sache?), 1279: Nicolinus de Camilla, neben ihm: Johannes Bone-memorie de Rocca und ein Peregrinus. Unter Papst Nicolaus III. erscheint als Auditor Johannes de Rocca. Unter Martin IV. wird nach dem Tode des Johannes als *auditor generalis* Peregrinus de Audirano(?) genannt. 1290 wurde unter Honorius IV. der Nachfolger des Peregrinus Matheus Prothonobilis de Neapoli. — Coll. 397 ist ein Papierkodex, am Anfang und am Ende stark beschädigt, mit Protokollen von Prozessen, die Octavinus de Ubaldinis, Kardinal von S. Maria in Via lata, unter Alexander IV. seit 1257 durchgeführt hat. Von besonderem Belang ist fol. 108 ff. eine *causa episcopi Metensis*. Namen von Auditoren kommen naturgemäß nicht vor; man muß aber Kapläne von ihm als Ausführende annehmen (Über Octavinus vgl. Maubach, Die Kardinäle und ihre Politik (1902). Ein Prozeß, von dem ich bislang keinerlei Vatikanische Akten kenne, ist von J. Reetz, Bistum und Stadt Lübeck um 1300 (1955), behandelt worden. Vgl. ebd. S. 20, Anm. 25. — Diese Forschungen müssen fortgesetzt werden, da mir im Vatikanischen Archiv vor dem Bremer Prozeß, abgesehen von einigen Fragmenten von Prozeßbüchern, keine weiteren Akten bekannt sind, in denen Kardinäle als Auditoren auftreten.

bereits tot, und nun wurde ein naher Verwandter des Papstes, Johannes Rogerii, mit seiner Stelle providiert⁵¹⁾.

Soweit die äußeren Tatsachen. Für uns ist das wichtig, was wir für die Beurteilung der Regierung Borchards aus diesen Akten lernen. Es sind uns die Statuten seiner ersten Bremer Synode erhalten, durch die er seinem zerrütteten Erzbistum neue Ordnung zu geben versuchte. Die Synode schloß am 1. Juni 1328 und zeigt in ihren Bestimmungen Einigkeit zwischen Erzbischof und Domkapitel. Gemeinsam wurden vier Statuten erlassen⁵²⁾:

1. Alle Priester sollten bei Strafe der Exkommunikation innerhalb von vierzehn Tagen ihre Konkubinen entlassen — eine Bestimmung, die Borchard nach seinen Erfahrungen in Ostfriesland als Archidiakonus von Rüstringen wohl nötig erschien. Er hob auch die Trennung von Wursten und Hadeln, die Johann Grant ausgesprochen hatte, unter dem 22. Juli 1329 wieder auf.
2. Die Beerdigung auf entweihten Friedhöfen wurde mit kirchlichen Strafen belegt. Der Erzbischof behielt sich selbst die Neuweihe vor und ließ sich ein dahingehendes Privileg vom Papst ausstellen. Die Entweihung eines Friedhofes geschah nach diesem Statut durch Vergießen von *sanguis* und *semen*; die Anordnung richtete sich also gegen Trunkenheit, Rauferei und Ausschweifungen gelegentlich der kirchlichen Feiertage, die ja auch Messetage waren, an denen sich also auf dem Friedhof und um die Kirche herum ein reges Markt- und

⁴⁵⁾ Vgl. die in Anm. 44 genannte aufschlußreiche Arbeit von Jürgen Reetz; S. 68 und 76 über die *audientia* z. Z. des Bonifaz VIII., S. 142 unter Martin IV.

^{45a)} Vat. Arch. Coll. 52 fol. 466 (neu 209): Item medium solarium cum solarario uno, in quo est camera et coquina, cum quodam deambulatorio dicti Berengarii de Cerresono, quod tenet Woltbernus Vredeberni canonicus Bremensis, taxatum viso loco in VIII florenis pro anno. Vergl. K. H. Schäfer, Röm. Quartalschrift 20 (1926), S. 164.

⁴⁶⁾ Ob der Reymarus Vredebern, der 1326 Expectanzen in Colberg und Kamin erhält, mit ihm zusammenhängt, vermag ich nicht zu sagen; vgl. Molat 25 062.

⁴⁷⁾ Vgl. z. B. Instr. Misc. 1348; Riezler 1880.

⁴⁸⁾ Ob das Bruemsse nicht eine Verlesung von Crumesse, Krummesse in Lauenburg ist? Vgl. Niedersächs. Jahrb. 27 (1955), S. 142.

⁴⁹⁾ Ebd. S. 143.

⁵⁰⁾ Ebd. S. 142.

⁵¹⁾ Ebd. S. 142.

⁵²⁾ Druck Nieders. Jahrb. 27, S. 146.

Festtreiben entwickelte. Durch eine Verfügung vom 4. November 1328 verbot der Erzbischof auch den Zweikampf, *secularia iudicia*. Die Neuweihe von Friedhöfen nach solchen Ausschweifungen mag der Gemeinde erhebliche Kosten verursacht und abschreckend gewirkt haben. Am 25. Oktober 1334 hat Borchard auf dem Kirchhof des Domes in Hamburg Handelsgeschäfte überhaupt verboten.

3. Alle Geistlichen wurden zu eifriger Seelsorge und zur Residenzpflicht angehalten. Diese Bestimmung wurde gegen die Provision des Woltbernus ins Feld geführt, neben dem Bremer Gewohnheitsrecht, daß ein Domherr nicht gleichzeitig eine Pfründe in St. Anschari haben dürfe. Der Erlaß bezüglich der Residenzpflicht wurde im Prozeß oft angezogen, Woltbernus bestritt ihn; aber es konnten Notariatsinstrumente über die Publikation desselben in den einzelnen Pfarreien beigebracht werden. Abschriften sind in den Prozeßakten vorhanden. Es kann auch bewiesen werden, daß Woltbernus unter Hinweis auf den Synodalbeschluß vom 1. Juni 1328 wegen Nichtinhaltens der Residenzpflicht vom Erzbischof exkommuniziert und allen Äbten und Rektoren Mitteilung darüber gemacht worden ist. Es war Borchard ernst mit der Kirchenzucht.
4. Der Erzbischof forderte wegen der großen Lasten der Bremer Kirche, die durch die Anarchie unter Johann Grant entstanden wären, von allen Geistlichen und Laien ein *subsidium caritativum*, eine einmalige Abgabe in der Höhe eines Zehnten der Einkünfte. Über das Aufkommen hören wir nichts, aber auch nichts von Widerspruch.

Für den Herbst 1328 berief Borchard ein Provinzialkonzil nach Stade, mit den Suffraganbischöfen von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin. Auch darüber ist uns das Synodalstatut erhalten, mit dem Hervorheben, daß die Rechte der Bischöfe dadurch nicht beeinträchtigt werden sollten. Verden, als Nachbardiözese, wurde *expressis verbis* mit eingeschlossen. Es müssen Borchard also gewisse Legatenrechte in Norddeutschland zugestanden worden sein. Mit Stade hat sich Borchard im Jahre 1333 noch einmal beschäftigen müssen, als es dort zu Konspirationen unter stiftischen Adelligen kam. Er schärfte ihnen ein, daß derartige Abmachungen nicht ohne seine Zustimmung vorgenommen werden dürften⁵³).

⁵³) Register des Johannes Rode, ed. R. Cappelle (1926), S. 70. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß die rebellierenden Adligen Rudolf von Diepholz, Christian von Delmenhorst, Heinrich von Bruchhausen und Gerard von Hoya aus politischen Gründen, etwa als Anhänger der kaiserlichen Partei, handelten.

Wenn diese Zeugnisse auch nur vereinzelt sind, so gewähren sie uns doch ein Bild von der Regierung seines Erzstiftes in dieser bewegten Zeit. Er sorgte für Ordnung; er nahm seine Seelsorgepflichten ernst und scheute sich nicht, dabei auch gegen unberechtigte kuriale Einmischungen aufzutreten. Bei seinen Maßnahmen hatte er das Domkapitel hinter sich und wohl auch seine Suffragane. Von einem Eingreifen in die Fragen der großen Politik, in den Kampf zwischen Papst und Kaiser, hören wir nichts, nicht einmal von einem Eingreifen in die baltische Mission, die einst von Bremen aus begonnen wurde. Indes kümmerte er sich um die Regierung innerhalb seines Landes, auch um weltliche Angelegenheiten. Der neu gegründeten Stadt Buxtehude verlieh der Erzbischof 1328 das Stader Recht⁵⁴). Ähnlich wird er, wie sein Vorgänger, der Stiftverweser Johann von Lüneburg, Wildeshausen gefördert haben, das erst 1270 zum Erzstift Bremen gekommen war. Wir wissen, daß zu seiner Zeit das älteste Stadtbuch nach Bremer Recht dort angelegt wurde⁵⁵).

Werfen wir noch einen Blick auf die Zeit Benedikts XII. und dessen Verhältnis zu Borchard. Der neue Papst hat dem Erzbischof wie allen übrigen seine Wahlanzeige geschickt, ihn auch bald nachher an das Sammeln der Kreuzzugszehnten erinnert⁵⁶). Die Beziehungen blieben durchaus freundlich, trotz des immer noch laufenden Prozesses gegen die Provisionen des Woltbernus. Ein Auftrag des Papstes vom 1. Oktober 1336⁵⁷) sollte den Erzbischof veranlassen, in Reichsrechte einzugreifen. Heinrich II. (d. J.) von Braunschweig, der Grieche, der in zweiter Ehe mit Heloise, der Tochter Philipp Ebelins, Seneschalls von

⁵⁴) C. Haase, Untersuchungen zur Geschichte des Bremer Stadtrechts im Mittelalter, Veröffentlichungen aus dem Bremer Staatsarchiv, ed. Fr. Prüser, 21 (1953), S. 18.

⁵⁵) Ebd. S. 156 und 174.

⁵⁶) 31. Jan. 1335; Riezler 1700.

⁵⁷) Vidal, Lettres communes de Benoît XII, 3929; Riezler 1838; G. Schmidt, Urkk. und Regg. von Halberstadt, S. 304, n. 15; Winter, Regg. der askanischen Markgrafen, 2638. Vor dem 16. April 1318 heiratete Jutta, Tochter Heinrichs I. von Landsberg und der Agnes, Schwester Kaiser Ludwigs, Herzog Heinrich II. de Graecia von Braunschweig-Grubenhagen. Sie starb vor 1332. Der Papst stellte seinen Anspruch fest auf *terra dicta Ucker cum quadam civitate dicta Prunslavia ac ceteris civitatibus, castris, munitioibus, villis, curiis et aliis iuribus et pertinentiis universis ad dictam terram de iure seu ab antiquo spectantibus in marchionatu Brandenburgensi consistentibus*. Über Heinrichs Verhältnis zu Byzanz vgl. W. Ohnsorge, Eine verschollene Urkunde des Kaisers Andronikos III., Byzantinische Zs. 44 (1951), S. 437—447.

Jerusalem, verheiratet war, beanspruchte von seiner ersten Frau Jutta, der Tochter Heinrichs I. von Landsberg, die Stadt Prenzlau, die Ludwig von Brandenburg in Besitz hatte. Der Papst erklärte sich *vacante imperio* für diese Übertragung zuständig und delegierte sie an Borchard. Von der Ausführung des Auftrages wissen wir aber nichts. Am 30. April 1339 wurde Borchard für eine Untersuchung in der Utrechter Diözese vorgesehen, wo der Bischof unrechtmäßig Exkommunikationen ausgesprochen hatte⁵⁸). Als aber Benedikt XII. auf französisches Verlangen die Aussöhnungsverhandlungen mit dem Kaiser Ludwig am 11. April 1337 abgebrochen hatte⁵⁹) und die deutschen Bischöfe die berühmten Verhandlungen mit ihm führten⁶⁰), die zum Kurverein von Rhense und zum Gesetz vom 6. August 1338: *Licet iuris* überleiteten⁶¹), da hören wir nichts von einer Teilnahme des Bremer Erzbischofs. Das ausführliche Entschuldigungsschreiben des Papstes vom 2. Juli 1338⁶²) über den Abbruch der Verhandlungen ist jedoch auch an Borchard gerichtet worden. Irgendwelche Sonderaufträge, wie sie zur Zeit Johanns XXII. an Borchard gegeben wurden, finden sich unter Benedikt XII. nicht mehr. So erklärt es sich, daß der Name Borchards von Bremen in den Sekretregistern⁶³) Benedikts XII. nicht vorkommt, er also als Empfänger persönlich gehaltener Instruktionen und Briefe, die durch die Kammer gingen⁶⁴), ausschied und nur noch für „Routine-sachen“ in Frage kam. Clemens VI. hat eine Wahlanzeige: *In precelso* vom 21. Mai 1342 unter vielen anderen auch an den Bremer Erzbischof

⁵⁸) Vidal a. a. O. 7436; Riezler 2028.

⁵⁹) Vgl. dazu Bock, Reichsidee und Nationalstaaten, S. 376, und die Schreiben Benedikts XII. vom 13. Mai 1336 (Sauerland, Urkunden des Rheinlandes, Bd. II, n. 2260; Riezler 1803 — an den französischen König) und vom 14. Mai 1336 (Vidal, Lettres closes . . . de Benoît XII., n. 877; Riezler 1806 — an Kaiser Ludwig).

⁶⁰) Vgl. die Schreiben der deutschen Bischöfe an den Papst vom 27. März 1338: Stengel, Nova Alamanniae, n. 509 und 510.

⁶¹) Vgl. Bock, Reichsidee und Nationalstaaten, S. 393 ff.

⁶²) Druck: Sauerland, Urkunden des Rheinlandes, Bd. II, n. 2339; Vidal, Lettres communes, n. 6376.

⁶³) Registra Vaticana 130—136. Ein genaues Verzeichnis gibt es nicht: es ist schwierig, sich nach den beiden Werken — Vidal, Benoît XII., Lettres closes et patentes, wo auch *littere de curia* aufgenommen worden sind, und die von ihnen benutzten einseitigen Sammlungen, G. Daumet, Benoît XII., Lettres closes et patentes se rapportant à la France — ein Bild zu machen.

⁶⁴) Vgl. Fr. Bock, Über die Registrierung von Sekretbriefen, Quellen und Forschungen 29 (1938/39), besonders S. 69. Der Aufsatz bringt eine Beschreibung der Bände Registra Vaticana 130—136, die Kammerakten enthalten.

gerichtet⁶⁵); des neuen Papstes Vertrauter in Norddeutschland wurde jedoch Bischof Daniel von Verden, ein Verfechter luxemburgisch-französischer Parteiinteressen⁶⁶), die auf jede Weise vom neuen Papst unterstützt wurden. Er publizierte am 12. April 1343 einen äußerst scharfen Prozeß gegen Kaiser Ludwig IV., der zwecks Bekanntmachung auch an Borchard von Bremen geschickt wurde. Borchard hat auch diesen Auftrag ausführen lassen⁶⁷), durch den *baccalaureus in iure* Heinrich Bischof. Es ist das Letzte, was wir von Borchards Verkehr mit der Kurie wissen. Im Dezember 1344 ist er gestorben; am 14. Februar 1345 providierte Clemens VI. Otto von Oldenburg zum Bremer Erzbischof.

II.

Dem deutschen Thronkampf im 13. und 14. Jahrhundert ging der Kampf der beiden am weitesten entwickelten Nationalstaaten Frankreich und England parallel. Verursacht wurde er von der französischen Ausdehnungspolitik, die sich auf nationalem Gedankengut aufbaute. Sie richtete sich ebenso auf die Westgebiete des Reiches wie auf die englischen Besitzungen in der Gascogne und zielte letzten Endes auf die Vormachtstellung in Europa, die das Reich abgegeben hatte. Wirtschaftliche Belange, Beherrschung von Handelswegen spielen dabei eine Rolle: Frankreich zielte auf die Beherrschung des Seeweges vom Mittelmeer zu den Nordseehäfen. Ziel des Angriffes waren immer wieder die Städte Saintes, Bayonne, Bordeaux, die Unterwerfung Flanderns und Stützpunkte in Schottland. Wir sind über alle diese Vorgänge gut unterrichtet. Bordeaux war der Sitz der englischen Verwaltung für das Tal der Adour, die Landes und den Unterlauf der Garonne, also von Bayonne bis zur Mündung des Flusses. In Bordeaux, in der Rue des Ayres, war die königliche Garderobe mit den Rechnungen, den Verwaltungsakten und den „Registern“, Abschriften wichtiger Urkunden, die Bücher bezeichnet mit den Buchstaben A—F. Sie sind

⁶⁵) Registra Vaticana 152, n. 1—90, von n. 17 an die Adressen der Erzbischöfe.

⁶⁶) Nieders. Jahrb. 27 (1955), S. 137.

⁶⁷) Der Prozeß gegen Kaiser Ludwig ist datiert 1343 April 12 (Riezler). Über die Publikation vergleiche Borchards Supplik für H. Biscop, Vat. Arch. Regg. Suppl. 6 f. 290^a, um ein Bremer Kanonikat, das durch den Tod des Inhabers Th. de Essen an der Kurie vakant geworden ist, an Biscop zu geben.

zugrunde gegangen bis auf den Codex B, der heute in der Augustana in Wolfenbüttel aufbewahrt wird⁶⁸). Dieser Codex enthält Bestätigungen von königlichen Lehen aus dem Herzogtum Guyenne aus den Jahren 1195—1281 in Abschriften, die lagenweise getätigt worden sind. Unter ihnen befindet sich auch das Privileg für die Schiffergilde von Bayonne mit aufschlußreichen Einzelheiten der gemeinsamen Fahrten von Bayonne nach Flandern⁶⁹). Wir erfahren etwas über die Hauptladungen der Schiffe: Fische, Metalle, Hanf und anderes, sowie über den darauf zu entrichtenden Zoll. Schon diese wenigen Hinweise lassen erkennen, welche Bedeutung diese englische Besitzung nahe dem Mittelmeer für den Handel über Flandern nach England und von Flandern nach den Ostgebieten hin hatte, welche wirtschaftlichen Ziele also hinter den wiederholten Angriffen der Franzosen auf diese englische Besitzung standen. Wir sehen auch, wie eng das weitere französische Kriegsziel, Flandern, damit verbunden war, das Hauptabsatzgebiet für das wichtigste Ausfuhrgut Englands: Wolle⁷⁰).

Verschiedentlich schon hatte sich der englisch-französische Krieg in der Gascogne entzündet, trotz der wiederholten Vermittlung der Kurie, die den Kreuzzug durch solche Kriege gefährdet sah. Grundlegend war der Friede von 1259⁷¹), der aber bald wieder gebrochen wurde. Die Kämpfe griffen auch auf die Reichsgebiete der Niederen Lande über, wo die Kriegführenden Bundesgenossen suchten. Das zeigte sich besonders in den Jahren von 1295—1297⁷²). In diesem Kriege wurde England gezwungen, Flandern ganz den Franzosen preis-

⁶⁸) Bibl. Augustana Wolfenbüttel 31 Fol. Augusteus (Katalog von Heine-
mann, Bd. II, n. 2311), *M(odus) de certis terris et tenentiis vel redditibus
datis et concessis regis Angliae per Bertrandum de la Dylle in civitate
Vasatensi*. Der ursprüngliche Einband hat heute noch auf dem vorderen
Deckel ein großes B unter Schildpatt, darüber in Metall das Wappen
Eduards I. Der Band enthält 660 Urkunden, davon über 500 aus den Jahren
1273—1281. Eine Beschreibung *Notice et Extraits XIV 2, S. 296—458*. Vgl.
auch J.-P. Trabut-Cussac, *Les cartulaires Gascons d'Edouard II., d'Edouard III.
et de Charles VII.*, Bibl. de l'École des Chartes, 111 (1954).

⁶⁹) Lappenberg, *Constitutio Societatis Nauium Baionensium*, 12 Seiten,
ohne Jahr, benutzt in der Wolfenbütteler Bibliothek.

⁷⁰) Eine Übersicht und Schrifttumsangabe bei H. St. Lucas, *The Low Coun-
tries and the Hundred Years' War* (1929); Bock, *Reichsidee und National-
staaten*, S. 62 ff.

⁷¹) M. Gavrilovitch, *Etude sur le traité de Paris de 1259*, Bibl. d'École
des hautes études 125 (1899):

⁷²) Bock, *Reichsidee und Nationalstaaten*, S. 36 ff.

zugeben⁷³). Der Krieg von 1323 begann mit einem Angriff auf die Stadt Saintes⁷⁴), als die Mißwirtschaft Eduards II. die englische Verteidigung lähmte und letzten Endes seinen eigenen Sturz herbeiführte.

Mit Unterstützung der beiden hennegausischen Grafen Wilhelms III. und Johanns von Beaumont wurde die Thronbesteigung Eduards III. in England durchgeführt. Der junge Herrscher zeichnete sich durch Fähigkeit und Entschlossenheit aus. Durch seine Heirat mit der Tochter Wilhelms III. wurde er Schwager Ludwigs IV. und Wilhelms von Jülich. Diese Verwandtschaft hatte später politische Folgen.

Am 1. Februar 1328 starb Karl IV. von Frankreich ohne Kinder. Der Erbberechtigte war Eduard III., als Sohn von Karls Schwester Isabella, der Gattin Eduards II. Aber nicht er, sondern Philipp von Valois wurde französischer König, ein Mann, der die Skrupellosigkeit seines Onkels, Philipps IV., besaß. Er war entschlossen, die Frage der Gascogne mit Gewalt zu lösen, Eduard III. aber, seine Erbberechtigung nicht ohne weiteres aufzugeben. So war der Kampf unvermeidlich, wurde jedoch durch Vermittlung des Papstes hinausgeschoben. Beide Könige verbesserten ihre Ausgangsstellungen. In Flandern hatte die französische Gewaltpolitik viel Feindschaft geschaffen, die sich beim Regierungswechsel Luft machte, aber in der blutigen Schlacht von Cassel am 23. August 1328 niedergeschlagen wurde.

Eduards III. erstes Ziel mußte nach Abwerfen der Vormundschaft seiner Mutter sein, sich im Rücken, in Schottland, Ruhe zu verschaffen. Hier flackerten nach der Schlacht bei Cassel neue Unruhen auf⁷⁵); wenn die französische Marine zu den jetzt gewonnenen flandrischen Stützpunkten auch noch schottische erhielt, so konnte der Ring für England tödlich werden. Die französische Flotte war der englischen zunächst überlegen. Ihr strategischer Plan, von genuesischen Fachleuten ausgearbeitet, war offensiv gehalten und nicht nur auf Störung der englischen Handelsverbindungen mit dem Festlande gerichtet, sondern auch auf Aussetzen von Kommandos in englischen Häfen zur Vernichtung von Hafenanlagen, Verbreitung von Unordnung und zum Beutemachen. Die französische Marine suchte durch das Bündnis mit Genua und durch Gewinnung von Stützpunkten in Schottland England von der Gascogne und vom übrigen Festlande abzuschneiden. Somit

⁷³) Ebd., S. 72 ff.

⁷⁴) Ch. Petit, Charles de Valois, S. 207—220.

⁷⁵) Bock, Reichsidee und Nationalstaaten, S. 295.

war für Eduard III. das erste Erfordernis, in Schottland eine von ihm abhängige Regierung einzusetzen. Die schottischen „enterbten“ Adligen halfen ihm dazu, als sie ihre Rechte in Schottland mit Gewalt durchzusetzen versuchten, mit einem kleinen Heer die Grenze überschritten, den schottischen Regenten bei Dupplin Moor am 12. August 1332 besiegten und ihren Führer Balliol zum König krönen ließen. Bis dahin hatte sich Eduard III. sehr zurückgehalten und den Aufständischen nicht den Durchzug durch sein Land gestattet; aber als Balliol wieder vertrieben wurde, da griff er selber ein und führte ihn mit Gewalt zurück. Berwick wurde belagert und ein schottisches Heer am 19. Juli 1333 bei Halidon Hill besiegt. Berwick wurde jetzt englische Grenzstadt, und Eduard Balliol wurde anerkannter König von Schottland. Das junge Königspaar, David Bruce und Johanna, ging ins Exil nach Frankreich⁷⁶⁾.

Als diese bedeutungsvollen Thronwechsel in England und Frankreich vor sich gingen, war Ludwig IV. mit dem Romzug beschäftigt, an dem weder Wilhelm III. von Holland noch Ludwigs Schwager Wilhelm von Jülich teilnahmen. Dieser niederländische Kreis bereitete den Thronwechsel in England von 1327 vor und führte ihn durch. Allerdings nahm Graf Wilhelm von Holland auch an der Schlacht von Cassel am 23. August 1328 teil⁷⁷⁾. Wilhelm von Jülich wird damals in England gewesen sein. Er erhielt am 19. Mai 1328 eine Anweisung auf 100 Pfund Sterling⁷⁸⁾, am 8. Juli auf 200 Pfund⁷⁹⁾, ein Beweis, daß auch er sich von vornherein für das Unternehmen in England zur Verfügung gestellt hatte. Dieselben Helfer finden wir im schottischen Feldzug wieder. Von den namentlich bekannten niederländischen Kriegern sei hingewiesen auf Walter Mauny (auch Manny), der sich im Schottenkrieg und auch später im englischen Dienst auszeichnete⁸⁰⁾, ebenso auf Otto von Cuyk⁸¹⁾, dessen Vater Johannes schon unter Eduard I. für

⁷⁶⁾ The political History of England, Bd. III; Tout, The History of England 1216—1377 (1905), S. 317 ff.

⁷⁷⁾ Bock, Reichsidee und Nationalstaaten, S. 295.

⁷⁸⁾ Quellen und Erörterungen, XII, S. 22, n. 13.

⁷⁹⁾ Ebd. S. 23, n. 19.

⁸⁰⁾ Tout, The History of England, S. 317; Quellen und Erörterungen, XII, S. 61, n. 290. — Denifle, La desolation des églises . . . en France pendant la guerre de cent ans, II, 1891, weist darauf hin, daß Walter aus der hennegauischen Familie de Mesny stammte, die bei Douai ansässig war.

⁸¹⁾ Quellen und Erörterungen, XII, S. 27, n. 41; S. 90, n. 493, und S. 179, n. 595.

England tätig gewesen war⁸²). Auch westdeutsche Herren nahmen am schottischen Feldzug teil⁸³). Von Ludwig IV. hören wir zunächst nichts; aber sollte nicht Wilhelm von Jülich, sein Schwager, sein Vertrauensmann gewesen sein? Die hohen Tagegelder, die er erhielt, legen solche Vermutung nahe⁸⁴).

Von einem öffentlichen Eintreten Kaiser Ludwigs für die englische Seite hören wir zum ersten Male bei der Verheiratung Rainalds von Geldern mit der Schwester Eduards III. im Oktober 1331⁸⁵). Vier Jahre später wurden die ersten Gesandtschaften ausgetauscht, die zu einem Bündnis führten.

Von Anfang an haben deutsche Kaufleute die englische Revolution von 1327 und den jungen Eduard III. unterstützt. Stark sind dabei Dortmunder Kaufleute beteiligt gewesen, die Niederlassungen in Antwerpen, Brügge und Sluys hatten und damit genauestens über die niederländischen Vorgänge Bescheid wußten⁸⁶). Schon unter Eduard II. hatten deutsche Kaufleute Kriegslieferungen für das englische Heer in Schottland gehabt: Nikolaus Pape aus Hamburg hatte 1323 Getreide aus dem Ostland dahin geliefert⁸⁷), und am 17. Juni 1324 erhielten auch Hildebrand Sudermann und Ludekin Lange für solche Zwecke Geleitsbriefe⁸⁸). Von ihnen hat sich dann Hildebrand Sudermann bereits am 16. November 1326 der neuen Regierung zur Verfügung gestellt. Aber die Londoner, an die er eine Kommission hatte, lehnten ab, mit ihm zu verhandeln, unter der Begründung, daß sie ihn für einen Verräter an König und Königin hielten; sie belegten das in einem besonderen

⁸²) Ebd. S. 27, n. 41; Bock, Englands Beziehungen zum Reich, Mitteilungen des Instituts f. österr. Gesch., Erg.-Band XII (1932), S. 255 (Register).

⁸³) Wilhelm von Jülich war mit verschiedenen Rittern in Schottland: Quellen und Erörterungen, XII, S. 35, n. 100; Wilhelm Beissel de Brakel ebd. S. 37, n. 109; Gerhard von Altena und Hoorne, Gerhard und Gottfried von Hohenlohe u. a. ebd., S. 41, n. 138.

⁸⁴) Ebd. S. 36, n. 106; der König hatte ihn nach seiner Rückkehr aus Schottland gebeten, in England *moram . . . ex certis causis facere*, und bewilligte ihm 10 Mark für den Tag.

⁸⁵) Vgl. die Urkunde Kaiser Ludwigs vom 8. Juni 1331, in der er den Kindern aus der geplanten Ehe Stadt und Burg Nijmwegen und den Zoll zu Lobbith verspricht, Neues Archiv 49 (1932), S. 539, n. 41.

⁸⁶) Hans. UB II, S. 337, n. 1 und 2; K. Kunze, Hanseakten aus England (1891) S. 65, n. 89—93.

⁸⁷) Hans. UB II, n. 399; dort werden weitere Kaufleute genannt, u. a. auch Hildebrand Sudermann.

⁸⁸) Kunze, Hanseakten, n. 79 und 80.

Schriftstück, das uns leider nicht erhalten ist⁸⁹⁾. Eduard III. hat ihm jedoch seine Gunst nicht entzogen⁹⁰⁾; Hildebrand blieb in lebhaftem Geschäftsverkehr mit der königlichen Kammer. Wir müssen dabei bedenken, daß Sudermann Vertreter einer ganzen Gesellschaft war, deren Verbindungen von Reval bis nach den Niederlanden reichten und die auch eine Vertretung in Boston hatte. Dortmund scheint ganz besonders an diesen Geschäften beteiligt gewesen zu sein.

Von den Städten der „Niederer Lande“, die Eduard III. bereits vor seiner Landung unterstützt hatten, werden uns Dinant und Mecheln genannt. Dort hatte er sich vor seiner Überfahrt aufgehalten. Am 25. Juli 1327 befahl er Wiedergutmachung eines Schadens, den Kaufleute aus Dinant *de regno Alamannie* (Bistum Lüttich) bei Fahrten nach Schottland erlitten hatten⁹¹⁾, und auch aus Mecheln wie aus Diest kennen wir viele Namen von Kaufleuten, die mit England Handel trieben⁹²⁾. Die Kaufmannsgesellschaft der Clipping hat Eduard in den ersten Jahren ebenfalls Darlehen gegeben⁹³⁾, und ein Jülicher Kaufmann, Lambert von Meimberg⁹⁴⁾, erhielt einen Geleitsbrief nach England. Diese Liste ist weit von Vollständigkeit entfernt — Sturler hat allein den Handelsbeziehungen zwischen England und Brabant ein ganzes Buch gewidmet⁹⁵⁾ —, zeigt aber, daß deutsche Kaufleute zur Festigung der Regierung Eduards III. stark beigetragen haben. Das hat Eduard III. natürlich nicht gehindert, die Belange der eigenen Landsleute denen der Fremden voranzustellen. Am 25. November 1330 beschwerten sich die deutschen Kaufleute der Londoner Guildhall, daß ihre Abgaben erhöht worden seien, daß also gegen ihre Privilegien, die sie von früheren Königen her hatten, verstoßen würde⁹⁶⁾. Eduard III. hatte sie, je näher er den offenen Feindseligkeiten mit Frankreich kam, um so

⁸⁹⁾ Hans. UB II, n. 455.

⁹⁰⁾ Vgl. Eduards III. Geleitsbrief für ihn und andere vom Febr. 1327, ebd. Anm. 3; vgl. auch n. 462.

⁹¹⁾ Hans. UB II, n. 463.

⁹²⁾ J. de Sturler, *Les relations politiques et les échanges commerciaux entre le duché de Brabant et l'Angleterre au moyen âge* (1936), S. 511.

⁹³⁾ Hans. UB II, n. 506.

⁹⁴⁾ Ebd. n. 480, Anm. 2; am 14. Juli 1335 wurde der Königsschutz auf alle Jülicher Kaufleute ausgedehnt (Kunze, *Hanseakten*, n. 100) und nochmals für die von Siegen besonders ausgesprochen (Ebd. 101, daselbst Anm. 1 über die Zuständigkeit Jülichs für Siegen und über die Bedeutung des Siegenger Eisens für England).

⁹⁵⁾ Vgl. Anm. 92.

⁹⁶⁾ Hans. UB II, n. 497.

mehr nötig. Er gewährte ihnen erneut vollen Schutz und bestätigte ihnen am 30. September 1336 alle von Eduard I. gewährten Freiheiten von Mauer-, Brücken- und Weggeld⁹⁷⁾. Die finanzielle Entwicklung in England nahm beängstigende Ausmaße an. Der Staatshaushalt war 1330/1331 £ 37 597, 1331/1332 £ 72 620, 1335/1336 £ 179 641, 1337/1338 £ 272 833, die Verschuldung gegenüber den Florentiner Handelsgesellschaften der Bardi und Peruzzi wurde von Jahr zu Jahr höher, die Beratungen mit Kommissionen von englischen Kaufleuten, um die englische Wollausfuhr für den Staatskredit nutzbar zu machen, immer häufiger⁹⁸⁾. Da waren auch deutsche Kreditgeber willkommen.

Man muß nun aber nicht denken, daß die Führer der deutschen Kaufmannsvereinigungen ihre Transaktionen unter nationale Gesichtspunkte stellten, daß sie also England unterstützten, um der französischen Ausdehnungspolitik entgegenzutreten. Davon ist keine Rede. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, wie die *Communitas* der Friesen unter Federführung des Klosters Klaarkamp ihre Geschäfte über Flandern mit Frankreich machte und im beginnenden Hundertjährigen Kriege bei ihm auch politischen Anschluß fand⁹⁹⁾. Wie stark die Lockung war, auf beiden Seiten Geschäfte zu machen, sehen wir an der Dortmunder Kaufmannschaft der Clipping und Sudermann¹⁰⁰⁾. Sie fanden dabei die Unterstützung Johanns von Böhmen, der Frankreichs Vertrauensmann in den „Niedereren Landen“ war und versuchte, mit allen Mitteln Herzog Johann von Brabant auf die französische Seite zu bringen¹⁰¹⁾. Ende August 1332 hatte Johann mit Kaiser Ludwig in Nürnberg eingehende Verhandlungen; dabei erschienen auch je ein Vertreter der Häuser Clipping und Sudermann. Sie erwirkten ein umfangreiches kaiserliches Privileg vom 25. August 1332¹⁰²⁾. Sie veranlaßten auch den Kaiser zu einem Schreiben an den Grafen Ludwig von

⁹⁷⁾ Ebd. n. 597.

⁹⁸⁾ Unwin, *Finance and Trade under Edward III.* (1918), besonders *Introduction*, *The taxation of wool* von Barns, *The estate of merchants* von Unwin. Über die italienischen Gesellschaften der Bardi und Peruzzi vgl. A. Saponi, *La crisi delle compagnie mercantili dei Bardi e dei Peruzzi* (1926).

⁹⁹⁾ Fr. Bock, *Friesland und das Reich*, *Emder Jahrb.* 33 (1953), S. 5—35.

¹⁰⁰⁾ Sturler a. a. O., S. 374.

¹⁰¹⁾ Bock, *Reichsidee und Nationalstaaten*, S. 355.

¹⁰²⁾ Or. Stadtarchiv Dortmund, Druck Dortmunder UB II, S. 120. Die Initiale zeigt den Kaiser auf dem Thron, vor ihm die beiden Petenten in der Haltung der *Adoratio* vor dem Papst, deren Namen, ein Clipping und ein Sudermann, auf Spruchbändern stehen.

Flandern, wegen der Bestätigung der von seinen Vorfahren erlassenen Handelsprivilegien¹⁰³). Ein Privileg Johans von Böhmen von demselben Tage für Dortmund¹⁰⁴) zeigt, daß er der Initiator der Anknüpfung mit Flanderns Grafen, dem Parteigänger des französischen Königs, war. Der Kaiser schaltete aber vorsichtigerweise bei diesem Handel auch seinen Schwiegervater, den holländischen Grafen Wilhelm, ein, den er bat, die Stadt Dortmund für ein oder zwei Jahre in seinen Schutz zu nehmen, da er selbst zu weit entfernt sei, sich so um sie kümmern zu können, wie er es wohl müßte¹⁰⁵). Wenn nun gleichzeitig der Kaiser einer Reihe von Städten und Fürsten die Zollfreiheit der Dortmunder in Erinnerung brachte¹⁰⁶), so deutet das auf noch weiter greifende Pläne der Dortmunder, über deren Reichweite uns ein Brief aus diesen Tagen, den Johann von Böhmen an den Hochmeister des Deutschen Ordens, Lutter von Braunschweig, richtete¹⁰⁷), Aufschluß gibt: es wurde der Versuch gemacht, über Flandern Frankreich für den deutschen Handel von Flandern nach Reval und Nowgorod zu gewinnen. Welche Möglichkeiten sich dabei für die Kaufleute bei den immer schärfer werdenden Gegensätzen zwischen England und Frankreich boten, etwa wenn man sich in den bereits staatlich gelenkten englischen Wollhandel einschalten konnte, das zeigen die Handelsgeschäfte der Florentiner und Lucchesen 1295, als aus Holland und Brabant die englische Wolle nach dem feindlichen Frankreich weiterverkauft wurde¹⁰⁸). So darf es uns nicht wundern, wenn die Quellen voll sind von Berichten über Repressalien und Sanktionen gegen Kaufleute und über Maßnahmen der Landesherrn, solche von ihren Untertanen abzuwenden, wie sie z. B. Wilhelm von Holland anwandte, als England die Friesen zur Rechenschaft ziehen wollte¹⁰⁹). Die Friesen hielten seit den Kreuzzügen des

¹⁰³) Or. Stadtarchiv Dortmund, Druck Hans. UB II, 232, n. 527.

¹⁰⁴) Or. Stadtarchiv Dortmund, Druck Dortmunder UB I, 336, n. 487. Hans. UB II, S. 233, n. 528.

¹⁰⁵) Or. Stadtarchiv Dortmund, Druck Dortmunder UB, vgl. auch Hans. UB II, n. 528, Anm. 1.

¹⁰⁶) Der Kaiser an Lübeck, 28. August 1332, Or. Dortmund, Druck Dortm. UB I, 490 a, Hans. UB II, n. 529; an Hamburg unter gleichem Datum, Or. ebd., Dortm. UB I, 490 b, UB II, 530; der Kaiser an den Bischof von Münster, Or. ebd., Dortm. UB I, 491; ders. an alle Geistlichen und Laien, 29. August 1332, Or. ebd., Druck Dortm. UB II, 492.

¹⁰⁷) Or. Archivlager Göttingen, 26. August 1332.

¹⁰⁸) Sturler a. a. O., S. 185.

¹⁰⁹) Emders Jahrb. 33 (1953), S. 35, n. 1—7.

13. Jahrhunderts zu Frankreich; sie führten ihr Vieh über Flandern dahin aus¹¹⁰). Die Holländer aber hatten sich das Monopol des Englandhandels in einigen Gegenständen zu sichern gewußt; daher war für den Grafen ein Ausgleich der Interessen nicht leicht¹¹¹). Ähnliche Erwägungen wird auch der Kaiser in Nürnberg angestellt haben, als die Dortmunder mit ihren Plänen an ihn herantraten.

Ist es zufällig, daß wir bei den Namensreihen der deutschen Kaufleute bislang keinem Bremer begegnet sind? Handelsverkehr von dort nach England bestand. Aber da damals noch harte Gebräuche beim Seeverkehr im Schwange waren, nicht nur die eben angedeuteten Repressalien, sondern auch das grausame Strandrecht und manches andere, was sich kaum von Seeraub unterschied, so darf es uns nicht wundern, daß unsere Kenntnis vom Verkehr des Bremer Erzbischofs mit England auf eine Klage des englischen Königs über einen Schiffsraub zurückgeht. Eduard III. schrieb am 3. August 1333 an Erzbischof Borchard über Wegnahme eines Schiffes, genannt der „Nicolaus von Great Yarmouth“, in einem Hafen des Erzstifts Bremen, wohin es vor einem Sturm geflüchtet wäre¹¹²). Die nach Hamburg bestimmte Ladung wird genau beschrieben, und das bereichert unsere Kenntnis über die Ausfuhrgegenstände des englischen Handels: es handelte sich um Scharlach-, Leinen- und Kammgarntuch¹¹³), Seidengegenstände¹¹⁴), Messer, Fingerringe, silberne Becher und andere Ausstattungsstücke, also um hochwertige Handelsware. An barem Gelde führten die beiden Eigentümer der Ladung mit 62 Florenen = 12 £ 8 s. Sterling (Umrechnungskurs 4 s. für den Floren) und 4 £ Sterling in kleiner Münze (*pecunia numerata*). Für die Waren wird ein Gesamtwert von 321 £ 10 s. Sterling angesetzt. Dazu kommt als Gesamtsumme des baren Geldes 16 £ 8 s. Sterling. Der Schiffswert wird mit 52 £ Sterling berechnet: die Gesamtsumme von Schiff und Ladung war demnach 389 £ 18 s. Sterling. Der englische König bat den Erzbischof, die Schuldigen zur Ersetzung der geraubten Güter oder ihres Wertes in Geld sowie zum Ersatz des Schadens anzuhalten. Die Antwort Borchard Grelles auf diesen Brief

¹¹⁰) Hans. UB II, n. 545, Anm. 3.

¹¹¹) Emden Jahrb. 33, S. 35.

¹¹²) Urk.-Anh. n. 1.

¹¹³) *Coverlets*, wohl Bettdecken aus Wolle gefertigt.

¹¹⁴) Dabei ein Zelt: *sericum tendallum*.

ließ fast zwei Jahre auf sich warten; sie ist vom 12. Juni 1335¹¹⁵⁾ und hat offenbar eine lange Untersuchung erfordert. Danach war der Raub nicht im Hafen von Bremen geschehen, sondern in der Elbmündung. Das englische Schiff hatte bei einem Sturm in einem Dithmarscher Hafen Zuflucht gesucht und war dabei als Strandgut behandelt oder als Repressalie — darüber sagt der Brief nichts — beschlagnahmt worden. Die Dithmarscher hatten die Aufforderung des Erzbischofs auf Herausgabe der geraubten Güter abgeschlagen, und da er außer seinen geistlichen Mitteln andere Zwangsmaßnahmen nicht anwenden wollte, empfahl er dem englischen König die Beschlagnahme Dithmarscher Schiffe oder solcher ihrer Nachbarn, die in englischen Häfen anlegen würden, um so den Geschädigten den Schaden ersetzen zu können. Die Sätze des Briefes sind so reichlich verschachtelt, daß man es merkt, welche Mühe der Absender sich gegeben hatte, um eine Nichtanwendung von Zwangsmaßnahmen gegen seine Untertanen verständlich zu machen¹¹⁶⁾.

Erzbischof Borchard schickte noch einen zweiten undatierten Brief an König Eduard, über dessen Abstand vom ersten wir keinerlei Aufschluß erhalten. Er teilt dem englischen König darin mit, daß er die Übeltäter exkommuniziert habe, aber weitere Machtmittel gegen sie nicht anwenden könne¹¹⁷⁾. Um diese beiden Briefe ganz verstehen zu können, müssen wir einen Blick auf das Verhältnis des Landes Dithmarschen zum Bremer Erzbistum werfen, das seit der Zeit Ottos I. die Landeshoheit über jenes Gebiet hatte¹¹⁸⁾. Für die Kultivierung der Marschen, auch wohl für die an der Elbmündung, hatte Erzbischof Friedrich viel getan, durch die Berufung niederländischer Kolonisten

¹¹⁵⁾ Urk.-Anh. n. 2. Diese Urkunde, wie auch die andere von Borchard, ist stark abgerieben und auch sonst beschädigt, so daß auf der Schwarz-Weiß-Aufnahme, die mir das Public Record Office London gütigst zur Verfügung gestellt hat, manche Worte schlecht zu lesen sind. Ich danke meinem Freund Werner Ohnsorge, daß er mir auch dieses Mal wieder seine Hilfe bei der Entzifferung der beiden Urkunden zur Verfügung stellte.

¹¹⁶⁾ Die lange mittlere Periode ist wohl so zu konstruieren: *quando vobis et vestrorum portuum ballivis constare poterit, quod illi de Ditmarcia vel eorum aliqui vel aliquis alius sibi convicinus, de quo intelligitur, cum bonis aliquibus seu mercandis ad aliquem vestrorum portuum fuerint arripati, noveritis quod bene volamus* (Conj. für *velimus*), *quod vos et vestrorum portuum ballivi eos distringatis cum bonis sic abductis, et eorum quemlibet et (etiam) detineatis, quousque . . . satisfactum.*

¹¹⁷⁾ Urkundenanhang n. 3.

¹¹⁸⁾ DOI 307, vom 10. August 965; May, n. 128.

aus dem Bistum Utrecht. Im Vertrag mit ihnen wurde die Gerichtsbarkeit des Erzbischofs über sie ausdrücklich betont¹¹⁹). Wie in den übrigen geistlichen Territorien im Wege der Vogteien die Landeshoheit nach und nach an die adeligen Familien kam, so ging sie in den Elbmarschen unter den besonderen Verhältnissen der Wasserwirtschaft und der Deichbauten an die Verbände der Kommunen über; die Kirchspiele wurden allmählich Träger eines großen Teils der Verwaltung und der Rechtsprechung in der Landschaft, deren Gesamtheit bald vertreten wurde durch die Vögte, Konsuln und das gesamte Volk des Landes Dithmarschen¹²⁰). Wir haben hier dieselbe Entwicklung, die sich auch in Friesland herausgebildet hatte. Entscheidend wurde auch hier die Zeit des Thronkampfes vom Jahre 1198 an. Damals griff König Waldemar II. von Dänemark (1202—1241) über die Elbe hinaus nach Artlenburg und Harburg. Friedrich II. gab dieser Entwicklung die staatsrechtliche Anerkennung, durch einen im Dezember 1214 in Metz mit König Waldemar geschlossenen schmachvollen Vertrag¹²¹), der das Reich aus diesen wichtigen Gebieten ausschloß und damit auch von weiterer Missionierung und der kirchlichen Verwaltung des Nordens und des Ostens¹²²). Alles das wurde jetzt anderen Mächten überlassen. Die Dithmarscher hatten sich schon 1203 dem Zuge Waldemars nach Süden angeschlossen¹²³); denn auch im Bremer Erzbistum wütete der Zwiespalt des Thronkampfes¹²⁴), und Waldemar konnte sich zum Herrn der Ostseeländer bis nach dem von ihm gegründeten Reval machen. Die Tat Heinrichs von Mecklenburg und die Schlacht von Bornhöved an der Quelle des Bornbaches vom 22. Juli 1227, an der das Reich keinerlei Anteil hatte, setzte dem Glück Waldemars ein Ende, nicht zuletzt durch die Mitwirkung der Dithmarscher, die nun wieder als „Freistaat“ unter die Herrschaft des Bremer Erzbistums kamen. Von jetzt ab hatte der Erzbischof die Landeshoheit auf beiden Elbufern¹²⁵). Im 13. Jahrhundert, als des Reiches Macht immer weiter zurückging,

¹¹⁹) Einzelheiten May, n. 408.

¹²⁰) *Advocati, consules, (iurati) et populus terre Ditmarcie* lesen wir als Urkundenaussteller.

¹²¹) BF 773, Const. II, 64, n. 53.

¹²²) Vgl. z. B. Heinrichs Livländische Chronik, SS Rerum Germ. in usum scholarum² (1955).

¹²³) Dahlmann, Gesch. Dänemarks, I (1840), S. 356.

¹²⁴) May, Regg. der Erzbisch. von Bremen, S. 195 ff.

¹²⁵) May, n. 838, vgl. auch H. Stoob, Die dithmarsischen Geschlechterverbände (1951), S. 15.

machten sich auch die größeren Bischofsstädte im Kampf gegen ihre bischöflichen Landesherren unabhängig. Bei Bremen, Hamburg und Lübeck trug die Entwicklung des Handels viel dazu bei. Er brachte auch den Anwohnern der Elbmarschen einen zusätzlichen Erwerb, allerdings etwas zweifelhafter Art; sie nahmen ihren Anteil am Hamburger Handel unter der Form von „Repressalien“ oder des „Strandgutes“. Die Dithmarscher Kirchspiele — Brunsbüttel und Marne werden besonders genannt — beherrschten praktisch die Elbmündung und zwangen die Hamburger zu Verträgen¹²⁶⁾. Der Bremer Erzbischof schaltete sich dabei ein; eine Zeitlang war auch der Graf von Holstein Verbündeter der Dithmarscher¹²⁷⁾. 1286 schlossen sie mit Hamburg in aller Form einen Vertrag, die Bürger fortan nicht mehr berauben zu wollen¹²⁸⁾. Genützt hat er nicht viel; denn am 7. Januar 1306 ermahnte Erzbischof Giselbert die Vögte, Konsuln und Geschworenen des Landes Dithmarschen sehr ernstlich, endlich von ihren Räubereien abzulassen; der Rat von Hamburg und andere Städte bis nach Polen hin hätten sich in einer großen Denkschrift über sie beschwert und drohten mit einer Klage an der Kurie. Auch er selbst drohte ihnen geistliche Strafen an¹²⁹⁾. Die Dithmarscher haben darauf einen neuen Vertrag mit Hamburg geschlossen¹³⁰⁾. Sie versprachen ferner Erzbischof Johann 1316, ihn bei Verfolgung von Übeltätern in ihrem Lande zu unterstützen¹³¹⁾. Auch der Administrator des Erzstiftes, Johann von Lüneburg, hat sich mit den Dithmarschern beschäftigt und versucht, eine Befriedung herzustellen. Er hat u. a. an eine Befestigung in Haseldorf gedacht¹³²⁾. Ein solcher Bau scheint aber an dem Widerspruch der Holsteiner gescheitert zu sein. Immerhin wird die Bremer Oberherrschaft in Dithmarschen nie angezweifelt worden sein; der Erzbischof hatte

¹²⁶⁾ Vgl. Stoob a. a. O., S. 132.

¹²⁷⁾ Der Vertrag wurde am 10. Januar 1283 geschlossen, ist aber nicht von langer Dauer gewesen. Bald waren wieder Kämpfe im Gange, wobei der Erzbischof die Dithmarscher unterstützte. Vgl. May, n. 1317.

¹²⁸⁾ May, n. 1341.

¹²⁹⁾ May, n. 1572, wo auf das Abkommen zwischen Hamburg und Dithmarschen verwiesen wird. Erzbischof Giselbert wird in diesem Vertrag genannt. Man vermißt deshalb diesen Vertrag im zweiten Band der Bremer Regesten, wie auch den Vertrag zwischen Dithmarschen und Hamburg vom 1. Juli 1308. Vgl. Druck Hans. UB II; 55, n. 127; auch Hasse III, n. 176/177.

¹³⁰⁾ Hans. UB II, n. 101, dazu auch ebd. n. 273.

¹³¹⁾ Regg. d. Erzbisch. von Bremen, II, n. 113.

¹³²⁾ Ebd. n. 216; Druck: Hasse III, n. 519.

dort eine Stütze gegen die Grafen von Holstein und gegen die nicht sehr bequeme Bürgerschaft von Hamburg. Eine Urkunde von 1323 zeigt die Dithmarscher als Vermittler zwischen dem Bremer Domkapitel — der Erzbischof war abwesend — und den Grafen von Holstein¹³³).

Das waren die widerstreitenden Kräfte, in die sich der Bremer Erzbischof durch den Brief des englischen Königs hineingestellt sah. Sollte er die Belange der Hamburger Kaufmannschaft fördern durch ein schroffes Vorgehen gegen die Dithmarscher Untertanen? Sollte er seine Vögte gegen sie einsetzen? Hatte er überhaupt genügend Zwangsmittel gegen sie? Borchard blieb in kluger Zurückhaltung in den Bahnen seiner Vorgänger Giselbert und Johann von Lüneburg, wie wir es schon bei der Förderung des Marktes Wildeshausen gesehen haben. Gegen die Dithmarscher Übeltäter wandte er nur persönliche geistliche Strafen an; die materielle Schadloshaltung überließ er dem englischen König und wälzte sie durch den Hinweis auf Repressalien auf die gesamte stiftbremische Kaufmannschaft ab, der das weitere Vorgehen gegen die Dithmarscher überlassen blieb.

Der englische König begann sofort mit seinen Maßnahmen. Er erließ eine Anweisung an seine Befehlshaber von Norfolk und Suffolk und von Lincoln, in den ihnen unterstellten Häfen so viel Bremer Güter zu beschlagnahmen, daß die beraubten englischen Kaufleute davon entschädigt werden könnten¹³⁴). Die Höhe des Schadens wird dabei auf 445 £ Sterling angesetzt: der Preis der Güter des einen Kaufmanns ist höher als in der ersten Aufstellung, während der Wechselkurs der 62 Florenen von 12 £ 8 s. auf 11 £ heruntersetzt worden war, d. h. der Floren galt nicht mehr 4, sondern nur noch 3 s. 6¹/₂ d. So steht der ersten Einschätzung der Schiffsladung von 389 £ 18 s. jetzt eine von 445 £ gegenüber, von denen in den Häfen von Norfolk und Suffolk 300, in denen von Lincoln 145 £ eingetrieben werden sollten. Über den Fortgang der Angelegenheit erfahren wir nichts. In Dithmarschen scheint sich nichts geändert zu haben. Wir haben zwar für die nächsten Jahre keine Nachrichten; aber von 1380 an kennen wir eine Hamburger Liste über die dortiger Kaufmannschaft zugefügten Schäden durch die Dithmarscher¹³⁵).

¹³³) Vgl. über bremische Vögte die Urkunde Johanns von Lüneburg vom 3. April 1316, Hans. UB II, n. 275.

¹³⁴) Urkundenanhang n. 4.

¹³⁵) Stoob a. a. O., S. 122.

Daß Borchard sich Sorge über die unsicheren Zustände für den Handel machte, beweist eine Urkunde für die Rostocker, worin er ihnen volle Sicherheit und Freiheit des Verkehrs zu Lande und zu Wasser zusicherte¹³⁶). Borchard wird als früherer Archidiakon von Rüstringen auch an dem Vertrag dieses Landes mit Bremen nicht unbeteiligt gewesen sein, worin die Friesen zusicherten, daß sie den Handel auf der Weser gegen Raub und Gewalt sichern wollten¹³⁷) — eben die Friesen, gegen die auch mancherlei Beschwerden seitens des englischen Königs vorlagen.

An den deutsch-englischen Bündnisverhandlungen hat Borchard von Bremen keinen Anteil genommen. Sein Name erscheint dabei nicht; er hält sich vollständig neutral, ganz im Gegensatz zu seinem Trierer Kollegen Balduin, der sich englische Hilfsgelder gern gefallen ließ, aber gleichzeitig in Avignon für die französische Seite arbeitete. Dabei war die Einstellung Borchards zu Eduard III. persönlich durchaus freundlich, wie ein weiterer Briefwechsel mit ihm bezeugt. Es handelt sich dabei um die Kreuzzugsfrage, die damals wieder auftauchte, nicht um noch große Heere in den Orient zu führen, sondern um sich die Kreuzzugszehnten für eigennützige Ziele bewilligen zu lassen. Philipp VI. von Frankreich hatte gleich nach seinem Regierungsantritt solche Möglichkeiten für sich ausgenutzt. Er ließ sich Auszüge machen aus den Gesandtschaftsberichten des Plan de Carpino u. a. zur Zeit Innocenz' IV.¹³⁸), unterhielt auch eine Gesandtschaft (Pierre Palud) in Ägypten¹³⁹). Seit 1330 haben wir Zeugnisse, daß Philipp den Oberbefehl für einen allgemeinen Kreuzzug erstrebte, um so den Papst bei seinen geradezu unverschämten Geld- und Zehntforderungen unter Druck zu setzen. Der Unterhändler war Petrus Roger, der spätere Papst Clemens VI. Nach vielen Verhandlungen schlossen Philipps Bevollmächtigte endlich einen Vertrag ab, der dem König Verfügungsfreiheit über die Zehnten zubilligte und den Kreuzzug auf den 1. August 1336 festsetzte¹⁴⁰). Daß sich gegen diesen eigensüchtigen Vertrag Gegner erhoben — sogar der eigene Bruder des Königs, Karl von Alençon —, ist nicht verwunderlich. Am 6. September 1332 schloß Venedig mit dem

¹³⁶) Hans. UB II, S. 262 n. 594; Druck Mecklenb. UB 8, n. 5692.

¹³⁷) Hans. UB II, n. 573.

¹³⁸) Pellicot in *Revue de l'Orient chrétien* 24 (1924), S. 273.

¹³⁹) Mollat 61, S. 324—327; Bock, *Reichsidee und Nationalstaaten*, S. 331.

¹⁴⁰) Bock, *Reichsidee und Nationalstaaten*, S. 328.

Johanniterorden und dem griechischen Kaiser einen Vertrag zur Bekämpfung der Türken, ohne den französischen König auch nur zu erwähnen¹⁴¹⁾. Diesem Bunde scheint Eduard III. nahegestanden zu haben; denn er unterstützte die Bestrebungen des Johanniterordens in England. Das ergibt sich aus einem Brief Eduards III. an Erzbischof Borchard vom 27. April 1332¹⁴²⁾, in dem er ihn bat, den Kanoniker von Bücken Friedrich Odilio von der Residenzpflicht zu entbinden, damit er dem Johanniterorden bei der Vorbereitung des Kreuzzugs helfen könne. Der Prior der englischen Johanniter, den Friedrich Odilio unterstützen sollte, war Leonard de Tibertis, der zwischen dem 30. Juli 1334 und dem 6. Dezember 1335 gestorben ist¹⁴³⁾. Ein Napoleon de Tibertis war Prior des Johanniterordens in Venedig und wurde am 5. März 1339 Rektor von Campanien¹⁴⁴⁾. Es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Prioren aus derselben Familie stammten und zusammenarbeiteten. Damit ist das Zusammengehen von England und Venedig in der Kreuzzugsfrage gegen Philipps VI. eigennützige Finanzpolitik ziemlich sicher, und Mitarbeiter dabei war ein Bremer Kanoniker. Wir kennen zwar die Antwort Borchards nicht; es ist aber nicht anzunehmen, daß er den englischen König abschlägig beschieden hat. Friedrich Odilio können wir auf seinen Reisen zwischen England und Venedig nur in der Phantasie begleiten. Dabei erinnern wir uns, daß bei seinen europäischen Reisen der Vorkämpfer des Kreuzzuges, der Venezianer Marino Sanudo, auch im Bremer Raum gewesen ist, und daß auf seine Anregungen hin Mitglieder des Bremer Domkapitels in die Kreuzzugsbewegung hineinwuchsen, wovon wir hier rein zufällig eine kleine Spur gefunden haben. Es ist die letzte, die wir bei unseren Bemühungen um die Aufhellung der europäischen Politik Borchards von Bremen zu verfolgen hatten.

¹⁴¹⁾ Ehd., S. 340.

¹⁴²⁾ Urkundenanhang n. 5.

¹⁴³⁾ CCR 1333/1337, S. 326 und 453.

¹⁴⁴⁾ Vidal, Benoît XII., *Lettres closes et patentes* (1935), n. 2237.

Urkundenanhang

I.

König Eduard III. von England an Erzbischof Borchard (Grelle) von Bremen. — Da sich einige namentlich aufgeführte Bürger aus Norwich und Great Yarmouth über Wegnahme eines Schiffes mit Kaufmannsgütern, das auf der Reise nach Hamburg Schutz im Hafen von Bremen gesucht hatte, beklagt haben und er den Eigentümern zu ihrem Recht verhelfen will, bittet er den Erzbischof, geeignete Maßnahmen gegen die Übeltäter zu ergreifen, damit sie Schadenersatz leisten, wie auch er es im gegebenen Falle halten würde.

Newcastle 1333, August 2.

London Publ. Rec. Office, Close Roll 7 Edw. III part 1, m. 6 d. Regest: Cal. of Close Rolls 1333—1337, S. 125.

Rex venerabili in Christo patri domino . . . episcopo(!) de Breme salutem et sincere dilectionis affectum. Gravem dilectorum mercatorum nostrorum Rogeri de Blakeneye et Rogeri de Wykampton civium civitatis nostre Norwici ac Wilhelmi de Goseford et Nicholai de Pallyng burgensium ville nostre Magne Jernemuth querimoniam recepimus continentem, quod, cum ipsi nuper quandam navem predicti Willelmi vocatam "La Nicholas de Magna Jernemuth" cum diversis rebus et mercimoniis, videlicet duobus pannis scarlatis, quatuordecim pannis laneis, sexaginta et undecim pannis de Worsted et octo couerletz, precii quinquaginta et septem librarum sterlingorum, serico tendallo, zonis et bursis de serico, cultellis, annulis et aliis mercibus diversis ac ciphis argenteis, armaturis, lectis, robis et cistis et aliis diversis minutis rebus, precii quinquaginta et quator librarum sterlingorum, prefati Rogeri de Blakeney, necnon tribus pannis scarleto et viginti et septem pannis laneis, centum et quatuordecim pannis de Worsted et sex couerlitz, precii centum sexaginta et novem librarum sterlingorum, zonis et bursis de serico, copertis et cultellis ac aliis mercibus diversis, necnon armaturis, lectis, robis, cistis, victualibus ac aliis diversis minutis rebus, precii quadraginta et unius librarum et decem solidorum, necnon sexaginta et duobus florenis realibus, precii duodecim librarum et octo solidorum sterlingorum, et quatuor librarum sterlingorum in pecunia numerata predictorum Rogeri de Wikampton, Willelmi et Nicholai apud dictam villam de Magna Jernemuth onerassent, ducendam exinde usque Hambour in Alemannia ad mercandizandum de eisdem et commodum suum faciendum, dictaque navis cum bonis et mercimoniis predictis velando versus dictas partes Alemannie usque portum vestrum de Breme fuisset per tempestatem maritimam agitata, quidam ministri vestri et alii malefactores de dominio vestro de Breme in magistrum et marinarios navis predictae, dum in portu predicto ancorata fuit, vi armata insultus fecerunt et ipsos graviter vulneraverunt et male tractaverunt ipsosque magistrum et marinarios de navi illa expulerunt et eandem navem cum toto apparatu eiusdem, precii quinquaginta et duarum librarum, simul cum omnibus bonis et mercimoniis predictis in ea existentibus hostiliter ceperunt et abduxerunt et ea ad certa loca infra dominium vestrum inter se diviserunt et voluntatem suam inde fecerunt eadem bona et mercimonia una cum navi predicta prefatis mercatoribus taliter detinendo in ipsorum mercatorum grave dampnum et iacturam

et status sui depressionem manifestam, super quo nobis supplicarunt, ut eis de congruo providere remedio dignaremur.

Nos qui universis et singulis subditis nostris in suis iustis querelis ex officii nostri debito sumus in exhibitione iustitie debituros, volentes prefatis mercatoribus nostris in premissis, quatenus iuste poterimus, subvenire, paternitatem vestram effectuose requirimus et rogamus, quatinus audita querela dictorum mercatorum nostrorum vel ipsorum attornatorum in hac parte eisdem mercatoribus ipsis super restitutione navis et bonorum et mercimoniorum predictorum, si extant, festinam et celerem iustitiam, vel de valore eorundem, si non extant, necnon de dampnis, que iidem mercatores nostri ex captione et detentione navis et bonorum eorundem docere se poterunt, incurrisse, competentem satisfactionem absque ulterioris dilationis incommodo velitis iubere fieri zelo iustitie, nostrorumque rogaminum interventioni sicut voluerimus, nos vestris mercatoribus et subditis in casu huius esse facturos, ita si placet quod non oporteat nos prefatis mercatoribus nostris pro defectu exhibendo sive de alio remedio providere, et quid inde ad hunc rogatum nostrum duxeritis faciendum, nobis per vestras litteras et latorem presentium curaveritis celeritate commoda reddere certiores.

Datum apud Novum Castrum super Tynam secundo die Augusti.

II.

Erzbischof Borchard (Grelle) von Bremen an König Eduard III. von England. — Er drückt ihm sein Bedauern aus, daß die Dithmarscher englische Kaufleute beraubt haben, wie Hamburgern mitgeteilt wurde. Aber er kann die Dithmarscher nicht zur Wiedergutmachung zwingen, da das über seine geistliche Jurisdiktionsgewalt hinausgeht. Er versichert dem englischen König, daß er gegen etwaige Vergeltungsmaßnahmen nichts einzuwenden habe.

Bremen 1335, Juni 12.

Or., stark beschädigt, London, Publ. Rec. Office, Ancient Corr. 1—37—197. — Regest: Hans. UB II n. 573, danach Hasse, Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regg. u. Urkk. III (1896) S. 506 n. 888.

Glorioso domino ac magnifico principi domino Edwardo regi Anglie Borchardus dei et apostolice sedis gratia Bremensis ecclesie | archiepiscopus salutem in eo, qui est militia vera inimicorum seu rebellorum, salus et victoria. De dampnis, gravaminibus et | spoliationibus diversorum bonorum et mercimoniorum vestrorum subditorum, que Ditmarcii ipsis intulerunt, sicut per virorum fidedignorum | de Hambourgh litteras patentes est vobis certificatum, noverit vestra magnificencia nos maxime redolere; et quia versus | eosdem Ditmarcios, quantum nostra extendit spiritualis potestas, quod ablata refunderentur, ulterius procedere non valemus: Quan- | do vobis vel vestrorum portuum ballivis, quod illi de Ditmarcia vel eorum aliquis vel aliquis alius sibi convicinus, de quo | seu quibus bonorum vestrorum sic spoliatorum recuperationem habere aliquam intelligitis, cum bonis aliquibus seu mercandis | ad aliquem vestrorum portuum constare poterit, fuerint arripati, quod eos dstringatis cum bonis sic abductis et eorum quemlibet, et detineatis, quousque secundum considerationem proborum et legalium virorum dampnorum et gravaminum predictorum notitiam habentium, | de eisdem vobis et vestris plenarie et integre fuerit satisfactum, vos et vestro-

rum portuum ballivi, noveritis, quod bene vo- | lamus. In cuius rei testi-
monium has litteras nostras fieri fecimus patentes sigillo nostro sigillatas.
Datum apud Bremam die | Lune proximo post festum sancte Trinitatis anno
domini M CCC tricesimo quinto.

Adresse: Magnifico principi et domino Edwardo regi Anglie.

III.

*Erzbischof Borchard (Grelle) von Bremen bedauert in einem Brief an König
Eduard III. von England nochmals die Beraubung der englischen Kaufleute
durch seine Untertanen, die er für ihre Untat mit geistlichen Strafen belegt
habe, und bittet den König, es ihm nachzusehen, wenn er Weiteres zur Wie-
dergutmachung nicht unternehmen könne. Buxtehude, o. D.*

OR. Perg., beschädigt und zerrissen, London, Publ. Rec. Office, Ancient Corr. 1—37—198.

Glorioso domino ac magnifico domino Edwardo regi Anglie Borchardus dei
et apostolice sedis gratia sancte Bremensis ecclesie archiepiscopus [cum]
subsequiosa voluntate sincerum in complacendis affectum. Noscitur vestra
magnificentia nos nimis dolere de dampnis et spoliacionibus rerum et merci-
moniorum vestrorum subditorum, que subditi nostri satellites abstulerunt et
spoliarunt, sicut alias vobis scripseramus; quos homines in sua nequitia
publice infra potestatem nostram excommunicatos esse denun[ciatione sicut]
denunciari fecimus, quousque subditis vestris de predictis oblatis satis[fecer]-
int; quos vero subiectos nostros maledictos nondum in hac parte [...]iare
possumus, unde multum dolemus, set tamquam inobedientes de ablatis et
spoliatis dictis subditis vestris satisfacere recusant. Igitur magnificenciam
vestram studiosis precibus exoramus, quatinus nos excusatos habere digne-
mini, quia fecimus quod possumus deo teste.

Datum Buxtehude nostro sub sigillo.

IV.

*König Eduard III. beauftragt die Grafen von Norfolk und von Suffolk, zu-
gunsten der geschädigten Einwohner von Norwich und Great Yarmouth,
denen ein Schiff mit Ladung auf der Reise nach Hamburg im Hafen von Bre-
men, wohin es bei einem Unwetter geflüchtet war, geraubt worden sei,
bremische oder dithmarsische Kaufmannsgüter im Werte von 300 £ Sterling
zu beschlagnahmen, als Abschlag auf 445 £ des Gesamtverlustes, da der Erz-
bischof von Bremen sich außerstande sehe, seine Untertanen zur Wiedergut-
machung des Schadens anzuhalten. London 1336, April 16.*

London, Publ. Rec. Office, Close Roll 10 Edw. III. m. 28. Regest: Cal. of Close Rolls
1333—1337, S. 579.

Rex vicecomiti Norfolk et Suffolk salutem. Cum nuper ad prosecutionem
dilectorum mercatorum nostrorum Rogeri de Blakeneye et Rogeri de
Wykampton civium civitatis nostre Norwici ac Willelmi de Goseford et
Nicholai de Palling burgensium ville nostre Magne Jernemuth nobis sug-

gerentium ipsos nuper quandam navem predicti Willelmi vocatam „La Nicholas de Magna Jernemuth“ cum diversis rebus et mercimoniis, videlicet duobus pannis de scarlet, quatuordecim pannis laneis, sexaginta et undecim pannis de Worsted et octo coverlitz, precii sexaginta et quatuordecim librarum sterlingorum, serico tendallo, zonis et bursis de serico, cultellis, annulis et aliis mercibus diversis ac ciphis argenteis, armaturis, lectis, robis, cistis et aliis diversis minutis rebus, precii quater viginti et quatuordecim librarum sterlingorum prefati Rogeri de Blakeneye, necnon tribus pannis de scarletto et viginti et septem pannis laneis, centum et quatuordecim pannis de Worsted et sex coverlitz, precii centum et sexaginta et novem librarum sterlingorum, zonis, bursis de serico, cope cretis et cultellis ac aliis mercibus diversis, necnon armaturis, lectis, robis, cistis, victualibus ac aliis minutis rebus, precii quadraginta et unius librarum sterlingorum, necnon sexaginta et duobus florenis realibus, precii undecim librarum sterlingorum, et quatuor librarum sterlingorum in pecunia numerata predictorum Rogeri de Blakeneye, Rogeri de Wycampton, Willelmi et Nicholai apud dictam villam de Magna Jernemuth, onerasse ducendam exinde usque Hambourgh in Alemannia ad marcandizandum de eisdem ad commodum suum faciendum, dictamque navem cum bonis et mercimoniis predictis velando versus dictas partes Alamannie usque portum civitatis de Breme fuisse per tempestatem maritimam agitatum ac quosdam ministros et alios malefactores dicte civitatis de Breme et aliunde de dominio archiepiscopi de Breme in magistrum et marinarios navis predictae, dum in portu predicto ancorata fuit, vi armata insultum fecisse et ipsos graviter vulnerasse et male tractasse, ipsosque magistrum et marinarios de navi illa expulisse et eandem navem cum toto apparatu eiusdem, precii quinquaginta et duarum librarum, simul cum omnibus bonis et mercimoniis predictis in ea existentibus hostiliter cepisse et eadem bona et mercimonia inter se divisisse et voluntatem suam de bonis et navi illis fecisse, ea adhuc prefatis mercatoribus taliter detinendo in ipsorum mercatorum grave dampnum et iacturam et status sui depressionem manifestam: prefatum archiepiscopum de Breme per nostras litteras roga-verimus speciales, quatinus audicta querela dictorum mercatorum nostrorum aut ipsorum attornatorum in hac parte eisdem mercatoribus super restitutione navis, bonorum et mercimioniorum predictorum, ut premittitur, ablatorum celerem iustitiam ac de dampnis, que in premissis docere se possent incurrisse, satisfactionem curaret iubere fieri competentem; ac prefatus archiepiscopus nobis per diversas litteras suas significando rescripserit, quod populus domini ipsius archiepiscopi de Breme, quamvis sub sua sit iurisdictione, tamen nec ei nec aliis dominis circummorantibus propter terre infirmitatem aliquid exhibet, quod est iuris, dictorum hominum et rebellium maliciam ob hoc relinquens nos attentius exoravit ut, quod iustum foret, legitime faceremus, et quod nos homines de Ditmarcia et convicinos suos de dominio prefati archiepiscopi, per quos et alios eiusdem domini dictum maleficium extitit perpetratum, cum ipsos cum bonis et mercimoniis suis ad portus regni nostri declinare contingeret, distringere faceremus, quousque secundum proborum et legis virorum considerationem dampnorum et gravaminum predictorum notitiam habentium de eisdem nobis et nostris esset integre satisfactum. Nos ad significationem ipsius archiepiscopi predictam considerationem habentes ac pro eo, quod tam burgenses ville de Hambourgh, que est prope dictum locum de Breme, ubi depredatio facta extitit supradicta, quam ballivi, burgenses et probi homines ville nostre Magne Jernemuth,

informatione super hoc legitime preoptenta, nobis per suas litteras intimarunt, quod prefati mercatores nostri de bonis suis predictis fuerunt modo quo premittitur de [pred]ati, volentes prefatis mercatoribus nostris circa recuperationem mercimoniorum et bonorum suorum predictorum oportuno remedio subvenire, prout ex officii nostri debito astringimur in hac parte, tibi precipimus, quod omnia bona et mercimonia hominum et mercatorum de dicta civitate de Breme et de Ditmarcia ac partibus vicinis de dominio prefati archiepiscopi, que infra ballivam tuam inveniri contigerit, usque ad summam trecentarum librarum in partem satisfactionis quadringentarum quadraginta et quinque librarum sine dilatione arestari et sub aresto huiusmodi salvo custodiri facere, quousque dictis mercatoribus nostris de predictis quadringentis quadraginta et quinque libris una cum dampnis, que occasione depredationis predictae rationabiliter docere se poterint incurrisse, fuerit satisfactum, vel aliud a nobis inde habueris in mandatis et que et cuiusmodi bona sic arestaveris et de valore eorundem et quorum fuerint ac de toto facto tuo in hac parte nos sub sigillo tuo distincte et aperte reddas sine dilatione certiores, hoc breve nobis remittens; mandamus enim vicecomiti nostro Lincoln, quod ipse bona et mercimonia hominum et mercatorum de dominio et potestate prefati archiepiscopi infra ballivam suam usque ad summam centum quadraginta et quinque librarum residuarum similiter arestari et salvo custodiri faceret in forma supradicta.

Teste rege apud Turrim London XVI die Aprilis.

V.

König Eduard III. bittet Erzbischof Borchard (Grelle) von Bremen, den Kanoniker von Bücken, Friedrich Odilio, auf drei Jahre von seiner Residenzpflicht zu befreien, da für die Vorbereitung des ihm sehr am Herzen liegenden Kreuzzuges¹⁾ Odilios Anwesenheit von Leonard Tibertis, Prior des Hospitals S. Johannis in Jerusalem in England, für erforderlich gehalten werde.

Nottingham 1332, April 27.

London Publ. Rec. Office, Close Roll 6 Edw. III. m. 27 d. Regest: Cal. of Close Rolls 1330—1333, S. 557.

Rex venerabili in Christo patri B(orchardo) eadem gratia archiepiscopo Bremensi salutem et sincere dilectionis affectum. Referente nobis religioso viro et nobis in Christo dilecto fratre Leonardo de Tibertis priore Hospitalis S. Johannis Jerusalem in Anglia didicimus quod dilectus nobis Fredericus Odilio canonicus in ecclesia Buccensi capellanus obsequiis hospitalis predicti iugiter et laudabiliter est intendens in tantum, quod idem prior ipsius commode carere non posset presentia, maxime modernis temporibus, cum de generali passagio ad Terram Sanctam pro fratribus eiusdem ordinis necesse habeat ordinare. Nos passagium illud habentes etiam multum cordi, paternitatem vestram requirimus et rogamus, quatinus cum prefato Frederico premissorum consideratione nostrorumque rogaminum interventu dispensare velit, ut per triennium ex nunc numerandum obsequiis dicti hospitalis intendere valeat et quod interim ad personalem residentiam in beneficiis suis,

¹⁾ Vgl. darüber den Brief an den König von Frankreich vom 26. April 1332 [Rymer II 2 (1821). 837 4].

que obtinet in vestra diocesi, faciendam nullatenus compellatur, rescribentes nobis si placet in hiis et aliis, que vobis placitura fuerint, in omnibus vota vestra. Datum apud Notingham, XXVII die Aprilis.

Rex dilectis sibi in Christo . . decano et capitulo ecclesie Bremensis salutem et sincere dilectionis affectum. Referente nobis (etc. ut supra usque ibi 'multum cordi' et tunc sic:) dilectionem vestram requirimus et rogamus, quatinus absentiam prefati Frederici ex causis predictis nostrorum etiam rogaminum interventu ex nunc per triennium habere velitis excusatam, ita quod negotiis hospitalis predicti absque inquietatione intendere valeat, ipsum ratione non residentie sue personalis in beneficiis suis, quantum ad vos continet, non molestantes in aliquo seu gravantes. Datum ut supra.

III.

Das Bremer Gymnasium Illustre in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen

Von Friedrich Prüser

Erster Teil

Zu den schon vorhandenen ausführlichen Darstellungen der Geschichte der alten bremischen Hochschule eine neue zu schreiben, kann nicht der Sinn der hier vorgelegten Arbeit sein. Aber sie soll ihren räumlichen Wirkungsbereich außerhalb Bremens zeigen, die vielfältigen auswärtigen Beziehungen, in die sie hineingestellt wurde und die sie weiter ausbaute und pflegte. In einem ersten Teile werden die auf Deutschland bezüglichen, in einem zweiten die über seine Grenzen hinaus führenden erörtert werden, diese ausführlicher als jene, weil es ein vornehmliches Anliegen der Darstellung ist, die besonderen Bahnen des Studenten- und Professoren-austausches dieser Hochschule reformierten Bekenntnisses aufzuzeigen und einen Beitrag zur Kennzeichnung ihres im gewissen Grade internationalen Charakters zu geben, der dem anderer Hochschulen dieses Bekenntnisses entspricht¹⁾. Aus der eigentlichen Geschichte der alten Schule mag in der Darstellung das mitgeteilt werden, was zum Verständnis eben dieser Beziehungen über Bremen hinaus nötig ist.

Wie könnten wir den Lebenskreis einer solchen Schule besser erkennen als durch ein Kennenlernen dessen, was ihren lebendigen Bestand ausmachte, der Menschen, die hier lehrten und lernten, der Professoren, die ihre Lehrstühle innehatten, der Studenten, die zu ihren Füßen saßen? Aber nicht so sehr kommt es für unseren Zweck darauf an, einzelne Lebensschicksale auszubreiten, als vielmehr darauf, die Herkunft der Männer, die hier gaben oder empfangen, soweit es sich um die Studenten handelt, auch die Stätte ihres späteren Wirkens festzustellen, um daraus, manchmal unter Zuhilfenahme einer Art statistischer Arbeitsweise, Schlüsse auf den räumlichen Wirkungskreis der

¹⁾ Die Arbeit wurde auf Veranlassung des vorbereitenden Ausschusses der seinerzeit in Bremen geplanten Internationalen Universität geschrieben.

Bremer Schule ziehen zu können. Für die Lehrer stehen dafür Quellen der verschiedensten Art zur Verfügung, lebensgeschichtliche Sammelwerke und Einzelarbeiten, das Gelehrtenlexikon von Rotermund²⁾, Staatskalender und dergleichen mehr, für die Studenten die eine große, das Album Studiosorum, kurzweg die Matrikel, die von 1610 bis 1810 geführt ist und 7755 Namen umfaßt.

Das Original dieser Matrikel ist freilich heute leider nicht mehr in unserem Besitz. Es gehört samt der dazu angefertigten Kartei zu den wertvollen Bremer Archivalien, die nach Auslagerung in einem Salzbergwerk bei Bernburg an der Saale nach Rußland entführt wurden und leider bisher noch nicht zurückgekehrt sind. Zum Unterschied von manchen anderen zur Zeit im Zentralarchiv in Potsdam befindlichen Stücken fehlt von ihm jede Spur. Doch wird der Verlust in Größe und Bedeutung dadurch etwas gemildert, daß eine wortwörtliche Abschrift von Hermann Post, dem ersten bremischen Staatsarchivar, vorhanden ist, die bis in das Jahr 1753 reicht; eine zweite Hand setzte die Arbeit bis in das Jahr 1767 fort, eine dritte bis 1807, worauf von einer vierten noch einige Eintragungen aus dem Jahre 1810 folgen. Diese Abschrift konnte schon immer das Original insofern ergänzen, als sie von einer guten Anzahl der Studenten weitere Lebensschicksale, meist den späteren Beruf und den entsprechenden Aufenthaltsort meldet, ein Umstand, der uns für den Zweck, den wir mit der vorliegenden Arbeit verfolgen, besonders zustatten kommt. Es handelt sich bei diesen Zusätzen in erster Linie um solche, die geborene Bremer betreffen, deren Lebensweg in der Heimatstadt verständlicherweise am besten bekannt war, auch leicht erfragt werden konnte, soweit er sich dort nicht selber abwickelte; doch werden darüber hinaus von manchem Auswärtigen willkommene Lebensdaten mitgeteilt. Für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts berichtet der Abschreiber dabei offenbar als Zeitgenosse. Für die Jahre nach 1745 fehlen diese Zusätze; erst bei den Eintragungen späterer Jahrzehnte tauchen sie vereinzelt wieder auf. Seit Mitte der achtziger Jahre findet, von einzelnen vorherigen Ausnahmen abgesehen, eine Bezeichnung der Fakultät der Studierenden statt. Damals freilich zeigt uns die Matrikel nur noch den wenig erhebenden Ausklang einer Hochschule, die einst in hellem Glanze geblüht und viel

²⁾ Heinrich Wilhelm Rotermund, Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben usw., zwei Teile, Bremen 1818.

bedeutet hatte, nicht nur für die Stadt, die sie beherbergte und unterhielt, sondern weithin in deutschen Landen und weit darüber hinaus.

Allerdings sind es ganz bestimmte Bezirke unseres Vaterlandes und auch des Auslandes, auf die diese Feststellung zutrifft. Der Blick darauf enthüllt uns den Charakter der Schule und die Ziele, die mit ihr verfolgt wurden, damit indessen auch die Gebundenheit, in der sie Leben empfing und ausstrahlte. In der Hauptsache sind es Lande kalvinistischen Bekenntnisses oder doch einer ihm angenäherten Glaubensrichtung gewesen, deutsche und außerdeutsche, die Beziehungen mit der Bremer Schule unterhielten. Sie selber ist ohne diese Bekenntnisgrundlage nicht zu denken. In ihrer theologischen Fakultät, mit der sich an Bedeutung höchstens die juristische messen konnte, ist eine in diese Richtung gehende Gottesgelehrtheit vorgetragen worden. So ist es höchst aufschlußreich, daß Bremen seine Hohe Schule in eben der Zeit gründete, vorhandene Schuleinrichtungen, die Lateinische Schule von 1528, hochschulmäßig ausbaute, als es im Begriff stand, den entscheidenden Schritt zum reformierten, fast kalvinischen Bekenntnis zu tun.

Den von der Schweiz ausgehenden religiösen Strömungen oder zum mindesten einer milden philippinistischen Richtung zugeneigte Lehrer hatte es schon um die Mitte des Reformationsjahrhunderts an jener Lateinschule gegeben, insbesondere, seitdem der Bürgermeister Daniel von Büren der Jüngere im Jahre 1562 die lutherische Orthodoxie in Bremen überwunden hatte. Johann Molanus aus dem flandrischen Nieuwenkerken, ein Schüler Melanchthons und Parteigänger Hardenbergs, war von ihm sogar zum Rektor berufen worden. Aber diese Schule war über die Gründung von 1528 noch nicht hinausgewachsen. Je mehr sich Bremen hingegen vom strengen Luthertum ab- und den reformierten oder kalvinischen Lehren zuwandte, desto mehr mag das Bedürfnis nach einem hochschulmäßigen Ausbau dieser Schule empfunden worden sein. Daniel von Büren tat auch hier die ersten Schritte, wohl wissend, daß Bremen inmitten lutherischer Nachbarschaft geistig verarmen mußte, wenn nicht in seinen Mauern durch eigene Einrichtungen die Studenten gefördert und auf geistigem wie geistlichem Gebiete Verbindungen mit den Landen gesucht wurden, die des Glaubens waren, dem man in Bremen gleichfalls zustrebte. So fügte er den sieben Klassen des Paedagogeums, wie die Lateinschule hinfort genannt wurde, eine achte an, die *publica classis*, in der zwar auch noch die

alten Sprachen gelehrt wurden, aber auch die Anfänge der Fakultätswissenschaften, neben der Gottesgelehrtheit die der Jurisprudenz und der Medizin. Freilich war eine Trennung nach diesen Fakultäten noch nicht durchgeführt. So gaben die kurz hernach im Jahre 1585 erlassenen neuen Gesetze der Schule dem Schüler dieses Oberbaues auch auf, sich noch nicht als Studenten zu fühlen: mehr als ein geringer Ansatz zu einer Hochschule war hier also noch nicht vorhanden.

Bürens Helfer war Christoph Pezel, Pezelius, wie er sich nach der humanistischen Weise der Zeit nannte, der spätere bremische Superintendent und der Mann, der den Glaubenswandel in Bremen in diesen Jahrzehnten neben dem Bürgermeister vor allen Dingen bestimmt hat. Er war vorher in Herborn gewesen, „aus den Reformierten auf Befehl ihres *Summus Episcopus*“ „überzeugte Anhänger der kalvinischen Lehre“ zu machen, wie es in einer neueren Forschung über die dortige Kirchenänderung heißt³⁾: von den Einrichtungen der dortigen Schule mag er manches nach Bremen übertragen haben.

Diese Herborner Schule ist auch weiterhin das Vorbild für die Bremer gewesen, als es sich im Jahre 1610, dem Jahre, mit dem unsere Matrikel einsetzt, darum handelte, sie zu einer Hochschule auszugestalten. Wiederum spielten persönliche Beziehungen dabei mit, durch den Mann, der als Gelehrter, Prediger und vor allem als Schulmann dazu berufen wurde, diesen schon länger beabsichtigten Ausbau nach dem von ihm dazu erstatteten Gutachten durchzuführen: Matthias Martinus. Zu Freienhagen im Waldeckischen geboren⁴⁾, einem Lande, das denselben Glaubenswandel wie Bremen durchmachte und der Bremer Schule zeit ihres Bestehens manche Schüler zugeführt hat, war er selber in Herborn Student und nachmalig Lehrer gewesen. Er vor allem war derjenige, der die Herborner Schulform nach Bremen übertragen hat — eine Form, wie wir sie bei mehreren Schulen reformierten Bekenntnisses finden, im anhaltischen Zerbst, im tecklenburgischen Steinfurt, in dem als Fürstentum selbständigen Hanau, in dem damals unter polnischer Oberhoheit stehenden Danzig. Es handelt sich in all diesen

³⁾ Karl Wolf, Zur Einführung des reformierten Bekenntnisses in Nassau. Dillenburg, Nassauische Annalen (Jahrbuch des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung), 66. Bd. (1955), S. 160 ff., hier S. 192.

⁴⁾ Aus bisher „unbekannten Marburger Aktenfunden“ hat neuerdings Hilmer Millradt in den „Geschichtsblättern für Waldeck“, 45. Bd. (1948), willkommene Ergänzungen „zur Abstammung und Jugendgeschichte“ des Martinus geliefert.

Fällen um kleinere Landesherrschaften oder räumlich beschränkte Bezirke inmitten größerer Gebiete anderen Bekenntnisses. Für die Unterhaltung einer voll ausgebauten, großen Universität fehlten offenbar die Mittel; dennoch war die Unterhaltung einer Hochschule dringendes Bedürfnis, aus denselben Gründen, wie in Bremen. So griff man, gewissermaßen als Notbehelf, als Aushilfsmittel, zu der Form der Akademischen Gymnasien, dem akademischen Oberbau auf den an diesen Orten bereits bestehenden Lateinschulen. Der Erfolg hat den Gründern in jedem einzelnen Falle recht gegeben. Von daher ist es gewiß mit zu erklären, daß zwischen diesen Schulen, was den Austausch der Studierenden betrifft, besonders enge Wechselbeziehungen bestanden, wie wir es im Falle des Bremer Gymnasiums auch mit Zahlen und Namen vielfältig belegen können.

So hat also der Oberbau der bremischen Schule nunmehr, seit 1610, seine volle akademische Form gefunden. Freilich blieb er immer noch in enger Verbindung mit dem Paedagogeum, das nach wie vor den zahlenmäßig bedeutendsten Anteil am Nachwuchs für die *schola illustris* stellte, wie nunmehr deren Titel war. Die Übernahme geschah jedesmal in der feierlichen Form einer Immatrikulation, zum Oster- und zum Michaelistermin, in Wirklichkeit nach Ostern und nach Michaelis, wenn die Ferien vorüber waren. In den Zeiten des Niedergangs der Schule, seit 1765, als man dem Paedagogeum neue Gesetze gegeben hatte, hat man diese Termine gewechselt, sie an den Jahresanfang gelegt und in den Mittsommer, ehe die großen Ferien begannen. Genaue Immatrikulationsdaten sind sonst nicht vermerkt; erst in den allerletzten Jahren der Hochschule, als es kaum noch Zugänge einzutragen gab, hat man neben der Fakultätsbezeichnung die Eintrittsdaten bei jedem Eintrag hinzugefügt.

Das Paedagogeum hatte seinen besonderen Leiter, den Paedagogearchen, der seines Amtes unter dem Rektor waltete. Dieser selber war zunächst nicht nur, wie es an den Universitäten sonst Übung war, für einzelne Jahre bestimmt; vielmehr führte jeder sein Amt bis zu seinem Tode oder bis zu seinem Weggange von Bremen. Erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts ist ein indessen nicht immer eingehaltener jährlicher Wechsel erfolgt. Meist waren diese Rektoren Theologen, und im 18. Jahrhundert waren sie es ausschließlich, wie überhaupt die Theologie weitgehend das Gesicht der Schule bestimmte, den Gedankengängen entsprechend, aus denen heraus sie entstanden war. So dürfen

wir annehmen, daß auch unter den Studierenden die der Gottesgelehrtheit überwogen, wofür die große Anzahl derer, von denen wir dieses durch die Zusätze in der Matrikelabschrift oder auch sonstwie wissen, ein gewisser Beweis ist.

An Umfang und Bedeutung konnte höchstens die juristische Fakultät der theologischen nahekommen, und wie in dieser haben auch dort hervorragende Männer gelehrt. Praktische Erwägungen mochten bei dieser Bevorzugung mitsprechen; denn wie für seine Kirche war es dem kleinen bremischen Staatswesen für seinen eigenen Bedarf auch auf dem Gebiete der Staatsführung und der Rechtspflege um einen tüchtigen Nachwuchs zu tun. In der medizinischen Fakultät sprechen solche Rücksichten weniger mit, und die vierte, die alte Artistenfakultät, war doch so sehr Dienerin der anderen, daß sie in ihrer Bedeutung, auch was Besetzung und Besuch betraf, gegen die anderen zurücktrat, soweit sie nicht für die wissenschaftliche Heranbildung von Schulmännern in Frage kam, die aber zu gutem Teile wiederum Theologen waren, wie eben jener Matthias Martinius oder der sehr gelehrte Gerhard Meier, der Jubiläumsrektor bei der Hundertjahrfeier 1684, ein geborener Bremer, der als Professor der Beredsamkeit und Paedagogearch 1648 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, nachdem er kurz zuvor in Franeker den Grad eines Lizentiaten erworben hatte. 1648 wurde er überdies Professor der Logik und Metaphysik, 1652 auch der Mathematik; aber im Jahre vorher hatte er dazu einen theologischen Lehrstuhl bekommen. Volle vier Jahrzehnte, von 1655 bis 1695, hat er dem Gymnasium als Rektor vorgestanden, die längste Amtszeit, von der wir überhaupt wissen: sie war gleichzeitig die eigentliche Blütezeit der Schule. Diedrich Sagittarius, gleichfalls Bremer und als Paedagogearch im Jubeljahre 1684 der engste Mitarbeiter Meiers, war hingegen reiner Philologe, Professor der Dichtkunst und der Beredsamkeit; er hat bei jener Jubelfeier, wie Meier selber, in einer Gedenkrede die Geschichte der Schule besprochen, die Jahre von 1610 bis 1630, während Meier die Zeit von 1584 bis 1610, also Lateinschule und Öffentliche Klasse, behandelte ⁵⁾.

Ihre Einrichtung ist damals als der Anfang der Hochschule gefeiert worden. Nach hundertjährigem Bestehen hätte man ein Wort auf sie

⁵⁾ Gerh. Meier, Did. Sagittarius, Orationes III de Scholae Bremensis Natalitiis Progressu et Incremento. Brem. 1684.

beziehen können, das damals an einem Hause in der Neustadt, Westersstraße Nr. 9, hernach Nr. 21, als Sinnspruch zu lesen war:

„Aus kleinem saam wirdt oft ein baum,
ausm stadtklein klein ein groß gemein“.

Die Beziehung auf das Bremer Gymnasium will natürlich unter den Verhältnissen verstanden werden, wie sie für jene Zeit und für eine Hochschule gegeben waren, die abseits lag, gewissermaßen in einer Diaspora für das reformierte Bekenntnis. Eine große Hochschule konnte die Bremer niemals werden: das lag in der Natur der Sache. Immerhin konnte sie sich unter ihresgleichen, den oben genannten hochschulmäßigen Gründungen kalvinistischen Bekenntnisses, durchaus sehen lassen, sowohl was die Zahl der Studierenden wie das wissenschaftliche Ansehen betraf, und mit mancher kleineren Universität konnte sie es gleichfalls aufnehmen. Ihr Ruf ging weithin: das beweist die Vielfalt des Besuches aus den verschiedensten Gebieten und Ländern, vor allem kalvinistischer Glaubensrichtung, nicht zuletzt aus weit entlegenen.

Man darf dabei nicht vergessen, daß die Aufgaben Bremens nicht eigentlich auf wissenschaftlichem Gebiet lagen, sondern auf dem des Handels, der Wirtschaft schlechthin. Die Gründung der Hochschule war aus der geschilderten Zwangslage heraus erfolgt; aber einmal gestellt und aufgegriffen, ist die Aufgabe in folgerichtiger Entschlossenheit durchgeführt worden. Freilich galt es klein anzufangen. Es war immerhin nur eine Stadt von schätzungsweise 20 000 Einwohnern, die es damals unternahm, ihre Lateinschule zu einer Hochschule auszubauen. Gewiß waren jene Jahre vor dem großen Glaubenskriege für Bremen eine Zeit, in der die Wirtschaft der Stadt, vor allem ihr Handel blühte wie selten zuvor. Das mag die für die neue Einrichtung zu fassenden Entschlüsse erleichtert haben. Dennoch waren große Ausgaben zu machen gewesen. Neue Professorenstellen mußten eingerichtet werden, zu den sechsen außer dem Rektor, die die *publica classis* von 1584 schon gehabt hatte. Für sie mußten Wohnungen beschafft werden, soweit sie nicht sonstwie in der Stadt wohnten. Also stiegen auch die sächlichen Ausgaben, nicht wenig auch durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten für den erweiterten Fakultätsbetrieb. Aber da boten die Gebäude des alten Dominikanerklosters von St. Katharinen, das seit seiner Säkularisation im Jahre 1528 bereits die Lateinschule beherbergt hatte, noch genügend Gelegenheiten, wie sich auch die Pro-

fessorenhäuser in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, an der Katharinenstraße und an der Sögestraße, befunden haben. Manches von der sächlichen Ausrüstung der Lateinschule konnte natürlich für den Oberbau mit benutzt werden; aber immerhin entstanden auch hier vermehrte Ausgaben. Eine nicht geringe Einsparung an personellen Aufwendungen wurde dadurch möglich, daß zu Professoren, wenn auch nicht durchweg, so doch in vielen Fällen Männer berufen wurden, die sonst schon im Dienst der Stadt oder der Kirche standen. Die Theologieprofessoren waren häufig Prediger der städtischen Gemeinden; der Medizinprofessor war wohl gleichzeitig, wie vordem bereits der hervorragende Johann von Ewich, der bedeutendste Mithelfer Pezels bei der Ausgestaltung der Öffentlichen Klasse, städtischer Physicus; von den Juristen versah dieser oder jener sein Lehramt neben seiner Stellung in Regierung und Verwaltung der Stadt. Schließlich boten säkularisierte kirchliche Pfründen mittelalterlicher Herkunft ein willkommenes Mittel, manche der Professorenstellen besser auszustatten, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

So ist es ermöglicht worden, den wissenschaftlichen Bestand der Schule zu sichern, wenn der dafür vorhandene Rahmen heutzutage auch bescheiden genug anmuten mag. Es stand dahinter der entschlossene Wille, aufzubauen und durchzuhalten, und so ist das große Werk damals besser gelungen, als es im Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Mittel manchmal den Anschein haben mochte. Um so mehr verdient dies rückhaltlose Anerkennung, als sehr bald der große Glaubenskrieg kam, der naturgegeben mancherlei Behinderungen brachte. Bremen ist im ganzen, trotz einiger Bedrohungen durch die Heere der Parteigänger des katholischen Kaisers, gut durch ihn hindurchgekommen; aber doch war die geldliche Lage der Stadt zeitweilig sehr angespannt, etwa durch das große Werk der Gründung und des Ausbaues der Neustadt als Befestigungsanlage, das letzthin durch die Kriegserlebnisse erzwungen war. Handel und Wandel blühten nicht in dem Maße wie vorher, was wiederum nicht ohne Einfluß auf die Mittel gewesen sein mag, die man für die Ausgestaltung und die Unterhaltung der Hohen Schule aufwenden konnte.

Daß auch der Zustrom der Studierenden nicht in dem Maße erfolgte, wie man es in den Jahren vorher gewohnt gewesen war, liegt so sehr in der Natur der Sache, daß es kaum einer weiteren Erklärung bedarf. Hatten sich 1613 70, 1617 77 Studenten einschreiben lassen, so ging

diese Zahl 1618 gleich auf 49, 1620 auf 41, 1623 auf 27 zurück, um Jahre hindurch dann zwischen 30 und 40 oder kaum über 40 zu liegen. Gewiß gab es auch wieder bessere Jahre, so 1624 mit 61, 1641 mit 66, 1644 mit 69 Neueinschreibungen: es spiegelt sich in diesem Schwanken der Wechsel der Kriegereignisse, das Hin- und Herziehen des Krieges im Lande; im ganzen aber hielt sich der Zugang in den Kriegsjahren in mäßigen Grenzen.

1648 verzeichnete die Matrikel hingegen 88 neue Einschreibungen, und in den folgenden Jahren und Jahrzehnten hat sich die Ziffer, immer die kleinen Verhältnisse der Bremer Schule vorausgesetzt, auf beachtlicher Höhe gehalten. 1657 haben sich gar 106, 1668 102 Studierende bei ihr einschreiben lassen. Doch merkt man auch hier die Behinderungen, die in diese für die Entwicklung der Schule günstigen Jahrzehnte politische Zeitläufte gelegentlich hineinbrachten. So sind 1653 und 1654, als Königsmarcks Truppen während des ersten Schwedenkrieges der Bremer die alte Stadt an der Weser einkreisten, nur 52 und 36 neue Studenten gekommen; 1666, als der Feldmarschall Wrangel im zweiten dieser Kriege vor Bremen lag, sind es 43 gewesen. Gleich für das nächste Jahr steigt die Immatrikulationsziffer aber wieder auf 91 an. Auch der Reichskrieg gegen die Schweden in den siebziger Jahren verursachte niedrigere Ziffern.

Überhaupt war, was den zahlenmäßigen Besuch betrifft, der Höchststand bereits überschritten, als die Schule im Jahre 1684 ihr hundertjähriges Bestehen feierte. Bis zur Jahrhundertwende hat sie, nach ihren Maßen gemessen, noch ansehnliche Besuchsziffern gehabt, im Jahre 1700 zum Beispiel noch 61 und im folgenden 64 neu eingeschriebene Studenten; aber dann gingen die Zahlen zurück. Die Jahre 1728 und 1729 bilden mit je 67 Neuimmatrikulationen eine Ausnahme und ebenso das folgende mit 63, wo Friedrich Adolf Lampe, der bedeutende Gottesgelehrte und Prediger, damals an St. Anschari, das Rektorat innehatte, leider nur dieses eine Jahr, bis zu seinem am 9. Dezember erfolgten Tode; sonst aber hat der in jenen Jahren zu voller Entfaltung gekommene Pietismus, entgegen seiner sonstigen Anziehungskraft, kaum belebend auf den Besuch der Hochschule wirken können. 1722 verzeichnete man nur 15, 1732 21, 1735 14 Zugänge.

Auf dieser Höhe haben sich die Zahlen der neuimmatrikulierten Studenten in den nächsten Jahrzehnten gehalten; bald waren es etwas mehr, manchmal aber noch weniger. In den Kriegsjahren 1758, 1761 und 1763

ließen sich gar nur 8, 7 und 8 Studenten neu einschreiben. Dann ist das langsame Absterben gekommen. Schon in den sechziger und siebziger Jahren wurde kaum noch die Zehnergrenze bei den Immatrikulationen erreicht; schließlich waren es nur noch einige wenige, die in Bremen ihr Studium begannen oder es hier fortsetzten, Söhne der Stadt, aber auch andere, zu bemerkenswert bedeutendem Anteil etwa Studierende aus dem Anhaltischen und dem Lippischen. Hier sprechen offenbar die alten bekennnismäßigen Bindungen mit, mochten sie in einem Zeitalter, das sich weitgehend rationalistischer Denkweise ergeben hatte, auch so gut wie gegenstandslos geworden sein. Mit diesem — man muß schon sagen — katastrophalen Rückgang kann auch die Tatsache nicht aussöhnen, daß unter den Studenten damals junge Leute waren, die hernach zu den bedeutendsten Männern der Stadt zählten oder es außerhalb Bremens zu großem Ansehen in der Wissenschaft gebracht haben: 1775 Wilhelm Olbers aus Arbergen, der Arzt und Astronom, und 1779 Arnold Hermann Ludwig Heeren, gleichfalls aus Arbergen, der tüchtige Geschichtsschreiber, deren Väter in jenem Dorfe Prediger gewesen waren und nunmehr als solche am Bremer Dom standen — 1785 Gottfried Menken, der überragende Theologe und begnadete Prediger, nachmals Begründer der „neuen Frömmigkeit“ in Bremen — 1790 Johann Smidt, der spätere große Bürgermeister, als Theologiestudent, — 1792 Gottfried Reinhold Treviranus, der große Biologe. Olbers und Heeren kamen aus lutherischen Pfarrhäusern; Menken und Smidt gingen zu weiterem Theologiestudium nach Jena, also auf eine „lutherische Universität“; Olbers, Heeren und Treviranus erwarben ihre Doktorwürde in dem gleichfalls „lutherischen“ Göttingen. Das zeigt, daß die bekennnismäßigen Unterschiede für den Hochschulbesuch nicht mehr ausschlaggebend waren. Damit war der Bremer Hochschule aber die Grundlage entzogen, aus der heraus sie entstanden war und gelebt hatte.

Die Zeiten waren andere geworden. Wir gehen wohl nicht fehl, darin die Ursache für den Rückgang der Bremer Schule zu suchen, insbesondere in dieser veränderten Einstellung zu den religiösen Angelegenheiten. Gewiß hat auch die Gründung anderer, mehr dem Geiste der Neuzeit angepaßter Hochschulen den einen und den anderen Studenten von Bremen weggezogen oder nicht mehr nach Bremen kommen lassen; aber so maßgeblich ist der Einfluß der Gründung etwa der Göttinger Universität im Jahre 1736 dennoch für den Besuch der Bremer

Schule nicht gewesen, als daß sich dies in deren Besuchsziffer stark ausgedrückt hätte. Der Rückgang war vorher schon vorhanden; außerdem ist das lutherische Hinterland Bremens, aus dem die junge Göttinger Hochschule starken Zustrom erhielt, niemals sehr stark auf dem städtischen Gymnasium vertreten gewesen — es müßte dann schon sein, daß hin und wieder ein Schüler des lutherischen Athenaeums am Dom, der niemals ganz gelungenen, etwas schwächlichen Nachbildung der städtischen Hochschule durch die schwedischen Landesherrn des Dombezirks, dahin übergewechselt wäre. Die tieferen Ursachen für den Rückgang der Bremer Schule liegen demnach doch in dem veränderten Zeitgeist begründet, wie er sich auch in der verminderten Vorherrschaft des theologischen Studiums und dem Vorankommen der anderen Fakultäten ihm gegenüber ausdrückt: die kalvinische Stadt fand es nicht mehr bedrohlich, auf geistigem Gebiete inmitten „andersgläubiger“ Umgebung zu liegen, und auch der starke Zusammenhalt, der die Anhänger der Schweizer Reformatoren allgemein ausgezeichnet hatte, war nicht mehr so gegeben wie vorher, wenn auch überlieferungsmäßig manche Verbindung aufrechterhalten wurde, die sich im Besuch der Schule auswirkte, oft von weit her.

Darum ist es durchaus nicht so, als ob das Gymnasium Illustre schließlich nur noch eine Hochschule für Bremer gewesen wäre. Gewiß haben sie immer einen starken Anteil an der Besucherschaft der Schule gestellt, und als deren Blütezeit vorüber war, trat das mehr in die Erscheinung als vorher; aber selbst als in dem letzten halben Jahrhundert ihres Bestehens die Zahl der Besucher stark zurückging, unter den Rektoren Nicolaus Nonnen, Johann Oelrichs und Christoph Georg Ludwig Meister, fehlte es trotzdem nicht an Zuspruch aus weiter entfernt liegenden Gebieten, etwa aus Hessen mit seiner thüringischen Exklave Schmalkalden, aus Nassau, aus dem Hanauer Gebiet, aus Lippe, aus Westfalen, vom Niederrhein, von Anhalt, aus dem Brandenburgischen, auch aus ehemals rein lutherischen Gebieten, so aus Holstein und Pommern, aus Thüringen und aus Mansfeld. 1796 waren sogar noch zwei Schweizer dabei. Der letzte Eintrag in der Matrikel betrifft Abraham Georg Sorberg *ex pago Wolf Ysenburgico-Budingensis*, einen Kandidaten der Theologie. Drei Studenten werden in diesem Jahre im ganzen eingeschrieben, außer dem eben genannten zwei Bremer, und die kamen aus dem Paedagogeum, der gymnasialen Vorstufe der Hochschule, und auch jene beiden Schweizer des Jahres 1796 waren dort

gewesen: es sprachen da vielleicht persönliche Beziehungen mit. Wir sind um so mehr geneigt, dies anzunehmen, als ja zum Beispiel Johann Smidt in seinen jüngeren Jahren sehr enge Verbindungen zur Schweiz hatte. War er doch gar in Zürich zum Prediger ordiniert worden!

*

Studenten aus deutschen Landen

In den Jahrzehnten, als man noch von einem kräftigeren Leben der Bremer Schule sprechen konnte, sind die über den Umkreis der eigenen Stadt hinausgehenden Verbindungen natürlich viel kräftiger zum Ausdruck gekommen, und noch mehr damals, als sie ihre Blüte erlebte. Daß auch die nähere Nachbarschaft Vorteile daraus zog, ist nicht weiter verwunderlich, muß aber für die Zeit, als die Bekenntnisunterschiede viel galten, immerhin vermerkt werden. Soweit und solange die Niederweserlande unter bremischer Herrschaft standen, hat die Bremer Schule von dort her die Studierenden selbstverständlich angezogen. Für die Herrschaft Bederkesa und das alte Amt Blumenthal können wir es in vielen Fällen nachweisen; aber da wirkt auch das gleiche, durch den Bremer Rat eingeführte reformierte Bekenntnis mit. Lehe können wir vielfach als Herkunftsort nachweisen; es kamen aber auch die Wurster und junge Leute, die auf dem oldenburgischen Gegenufer beheimatet waren. Im Jahre 1617 ließen sich auf einmal acht junge Leute einschreiben, die aus dem stedingischen Orte Berne stammten. Aus den Stiftern, nachmaligen Herzogtümern Bremen und Verden war der Zustrom geringer: vom nahe gelegenen Verden kamen beispielsweise bis 1631 nur fünf Studenten. Etwas zahlreicher sind die *Stadenses* vertreten, in dem oben genannten Zeitraum aus Stade und seiner Nachbarschaft, wenn man nicht nur Buxtehude, sondern auch Bremervörde und das Land Hadeln dazurechnet, immerhin 35. Darüber hinaus sind als allgemein stiftsbremische in demselben Zeitraum nur vier Studenten anzumerken. Der Stiftsadel, der in späterer Zeit immerhin in einigen Einschreibungen zu Worte kommt, mied um diese Zeit, wie es scheint, die Bremer Schule ganz: zu groß waren offenbar die bekenntnismäßigen Bindungen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich, wenn man die übrigen lutherischen Landesherrschaften und Städte der Nachbarschaft Bremens betrachtet. Aus Oldenburg werden bis zum großen Rektoratswechsel von 1630, als nach dem plötzlich außerhalb Bremens, in Kirchtimke, erfolgten Tode des Rektors Matthias Martinius der milde Ludwig Crocius, gebürtig aus der Herrschaft Wittgenstein und in Marburg gebildet, als Prorektor an die Spitze der Schule gerufen wurde, nur 12 Immatrikulationen vermerkt, wenn man die Studenten aus der Wesermarsch besonders rechnet. In den zwölf Jahren der Amtsführung des Crocius sind es immerhin 30 gewesen, etwa die gleiche Zahl wie, unter Einschluß des Stiftsadels, aus dem Stift Bremen; aus dem Stift Verden waren es aber nur sechs. Unter Gerhard Meier, der 40 Jahre der Schule vorstand, waren es natürlich mehr, fast die fünffache Zahl und dreimal soviel wie die aus dem Stift Bremen und das Zehnfache der aus dem Verdenschen Gekommenen. In den drei Jahren des Rektorats des Nicolaus Gürtler am Schluß des Jahrhunderts stehen sieben Oldenburgern nur vier Studenten aus dem Stift Bremen gegenüber, während die aus dem Verdenschen völlig fehlen. Die wechselnden Rektorate des 18. Jahrhunderts machen den Vergleich schwieriger; doch hält Oldenburg ihn auch dann noch, was den Besuch der Bremer Schule betrifft, mit den Bremisch-Verdischen sehr gut aus, um dann allerdings zurückzufallen. Die in den Zeiten des Rationalismus gemilderten Bekenntnisgegensätze haben offenbar die Bedenken gegen den Besuch des Gymnasium Illustre in den lutherischen Kreisen des bremischen Umlandes schwinden lassen. Auffällig ist jedenfalls, daß jetzt auch der bremische Stiftsadel zahlreicher unter den Studierenden vertreten ist. Als Gottfried Jüngst und Albert Schumacher, Professoren der Theologie und beide Prediger bei St. Anshari, im Wechsel mit anderen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Rektoren der Hohen Schule waren, kamen von dem stiftbremischen Adel ebensoviel zum Studium als sonstwie aus dem Stift Bremen. Wieweit die lutherische Domschule hier als Zubringer gedient hat, mag dahinstehen und wird im einzelnen auch nicht zu entscheiden sein, da es an deren Matrikel fehlt; immerhin mag es so gewesen sein, wie es in diesem oder jenem Falle auch nachzuweisen ist.

Mit der milderer Beurteilung der Bekenntnisgegensätze hängt es offenbar auch zusammen, daß um diese Zeit ein vermehrter Zustrom von Studierenden aus dem Braunschweig-Lüneburgischen zu verzeichnen ist. Er übertrifft sogar die Zuwanderung, die sonst aus Stade und

Buxtehude und den stiftbremischen Elbmarschen kam; es ist geradezu, als hätte sich das Herkunftsgebiet weiter nach Süden, in die lüneburgischen Lande hinein, verlagert. Bis 1630 kamen aus dem Städtischen immerhin 35 Studenten, aus Lüneburg nur zwei. Während des ersten Prorektorats des Crocius ist kein Student von dort nach Bremen gekommen; unter Johann Combach waren es wiederum nur zwei, allerdings auch nur zwei aus Stade. Während der zweiten Amtszeit des Ludwig Crocius war das Verhältnis 7:14. Unter dem Rektorat Gerhard Meiers werden schon 50 Studenten als *Lüneburgenses und Cellenses* verzeichnet, während der Besuch aus der Stader Gegend nur noch mit 44 Studenten vermerkt ist. In den wenigen Jahren, da Nicolaus Gürtler der Bremer Schule vorstand, kamen sieben Studierende aus dem Lüneburgischen, meist aus Celle, aus Stade keiner. So ging es auch in den Jahrzehnten der wechselnden Rektorate weiter: in den Jahren, da Albert Schumacher es führte, kamen 19 Studenten aus Lüneburg und Celle, fünf aus Stade und Buxtehude. Vielleicht sind die Einflüsse des Hofes in Celle und die mit ihm gewachsenen kulturellen Ansprüche dabei nicht ohne Bedeutung gewesen; es mehren sich nämlich um diese Zeit die Eintragungen, die Celle als Herkunftsort angeben. Wir wissen hier aber auch von dem Vorhandensein einer reformierten Gemeinde. Eleonore d'Olbreuse, die Gemahlin des letzten Celler Herzogs Georg Wilhelm, Mutter der „Prinzessin von Ahlden“ und über sie Stamm-mutter sowohl des englischen wie des preußischen Königshauses, war eine aus den Niederlanden gekommene Hugenottin und damit reformierten Bekenntnisses. Das starke Wachstum des Besuches der Bremer Schule aus Celle fällt gerade in die Zeit, da sie hier residierte: hier bestehen offenbar ursächliche Zusammenhänge.

Einige Male wird das Lüneburgische als Herkunftsgebiet angegeben, wo es sich um altes hoyaisches Land handelt: seit 1582 war die alte Grafschaft an das Haus Braunschweig-Lüneburg gefallen. Sie reicht mit ihrem Nordzipfel bis vor die Tore Bremens. So ist von dorthier, etwa von Brinkum, Harpstedt oder auch von Sulingen der eine oder der andere zum Studium nach Bremen gegangen. Gleiches gilt von der anschließenden Grafschaft Diepholz, die vor ihrem Übergang an Braunschweig-Lüneburg bereits mit Hoya vereinigt war. Studenten aus Diepholz werden von Anfang an vermerkt, wenn auch nicht in größerer Zahl. Dagegen macht sich in den Besucherzahlen aus dem Hoyaischen die verbindende Eigenschaft der Weser stark bemerkbar. Auf dem

Wege, den der Lauf der Weser wies, sind alle Zeit viele Besucher zu kurzem oder längerem Verweilen in die alte Stadt gekommen, so auch unsere Studenten aus Hoya, Nienburg, Liebenau und Stolzenau, dann aber auch aus Minden, Bückeberg, Bielefeld und dem ravensbergischen Lande. Doch spielen auch hier bekenntnismäßige Beziehungen in diesen Verkehr hinein. Denn in Bückeberg, in Minden und in den übrigen hier genannten Gebieten gab es auch reformierte Gemeinden, wie das weiter im Hintergrund liegende Lipper Land betont reformiert war. Der im Westfälischen Frieden erfolgte Übergang des alten Bistums Minden an das von einem reformierten Fürstenhaus regierte Brandenburg mag bei all diesem gleichfalls eine Rolle gespielt haben.

So sind gebürtige Westfalen überraschend häufig unter den Studenten in Bremen vertreten, einmal solche aus der Weserecke und von der Schwelle des Mittelgebirges, ab und an aber sogar Münsterländer und gar nicht selten solche, die aus Hamm oder wohl gar aus Soest kamen, wo es reformierte Gemeinden gab. Sehr häufig ist Tecklenburg als ihre Heimat verzeichnet; man kann sagen, daß die Studenten von hier besonders gern nach Bremen gegangen sind. Aber die Grafschaft Tecklenburg lag ja auf dem Wege von Bremen nach Holland und umgekehrt, über den so mannigfache kulturelle und religiöse Einflüsse gezogen sind; Fürstenhaus und Land waren kalvinischen Glaubens: das schuf auch hier die engen und vielfältigen Verbindungen, die durch das Bestehen einer der bremischen ähnlichen Schule in Steinfurt noch vermehrt wurde⁶⁾. So braucht es nicht allzu sehr zu wundern, daß während des kurzen Rektorats des eifernden Johann Combach⁷⁾ an die 30 Westfalen in Bremen immatrikuliert worden sind, ebenso viel wie aus dem reformierten Hessen, obwohl dieses die Heimat Combachs war, in die er nach seiner Bremer Gastrolle auch zurückkehrte — damals mehr als dreimal, fast viermal soviel wie aus dem streng kalvinischen Ostfriesland und an Zahl gut die Hälfte der Studenten aus Bremen. Oder betrachten wir die zweite Amtsperiode des Ludwig Crocius⁸⁾: da stehen in der Matrikel 90 Bremern 73 Westfalen gegenüber, und dabei sind die 22 unmittelbar an der mittleren Weser Beheimateten, zu denen auch solche aus Minden gehören, gar nicht einmal berücksichtigt. Dagegen sind in dieser Zeit nur 50 Hessen und Waldecker auf die Bremer

⁶⁾ Vgl. S. 55 f.

⁷⁾ 1639—1643.

⁸⁾ 1643—1655.

Schule gekommen, obwohl Ludwig Crocius zeit seines Lebens die engsten Beziehungen nach Marburg und somit in das Hessische unterhalten hat, wie auch sein Sohn Christian Friedrich, von 1651—1653 Professor der Medizin und der orientalischen Sprachen, namentlich des Arabischen und des Persischen in Bremen, später in gleicher Eigenschaft in Marburg tätig war, seit 1669 als Erster medizinischer Professor⁹⁾. Oder wägen wir, um ein zuverlässigeres Urteil zu bekommen, die Zahlen aus der langen Amtszeit des Rektors Gerhard Meier gegeneinander ab: fast 200 gaben damals als ihre Heimat Westfalen an, wozu dann noch mindensche Orte wie Minden und Petershagen kamen. Das ist zwar nur noch die gute Hälfte der damals aus Hessen gekommenen Studenten und ein gutes Drittel der geborenen Bremer; aber jene Zahl ist um einige 20 größer als die der Besucher aus dem kalvinischen Ostfriesland. Das Beispiel der häufiger vertretenen Landeskinder des Grafen von Tecklenburg, zu dessen Herrschaft damals auch Bentheim gehörte, gibt einen Schlüssel dafür, daß auch hier bekenntnismäßige Beziehungen gewiß nicht ohne Einfluß waren. Den Weg dieser Studenten ist sonst manche Familie gegangen, die damals oder später in Bremen einen guten Namen gehabt hat, wie zum Beispiel die Gildemeister oder die von Bentheim, die in ihrem Namen schon diese Verbindungen andeuten.

Wenn aber das Bekenntnis diese Rolle bei der Wahl der Hochschule spielte, dann verstehen wir, weshalb selbst nähergelegene lutherische Landschaften so wenig mit ihren Studenten in Bremen vertreten gewesen sind. Erst recht gilt das natürlich für ferner liegendes lutherisches Gebiet. Schon das nahe gelegene Osnabrücker Land schickte nur wenige Studenten nach Bremen; aber da kam auch ein starker Anteil katholischer Bevölkerung in Frage. Hamburg, Bremens Schwesterstadt, sandte immer nur einen oder wenige Studierende; von Lübeck kam kaum einmal einer, trotz der gegenseitigen hansischen Beziehungen. Holsteiner sind immer nur in geringer Zahl in Bremen gewesen, ebenso die Schleswiger. Gleiches gilt von den Mecklenburgern, den Pommern, den Sachsen und den Thüringern, den Schlesiern. Hannover und Braunschweig sandten, besonders in späterer Zeit, wohl einige mehr; aber da spielte die räumliche Nähe eine Rolle, wie bei dem Oberweserland die durch die Weser gegebene Verbindung; ab und an mögen auch die

⁹⁾ Vgl. Rotermund I, S. 89; Prüser, Bremen und die Universität Marburg, Brem. Jb., 31. Bd., S. 181—267, hier S. 219.

von den Fürstenhöfen ausstrahlenden Kulturbeziehungen mitsprechen, wie etwa bei Wolfenbüttel.

Wie anders stellen sich da doch die reformierten Lande dar, selbst wenn es sich um entfernter liegende handelt! Der Besuch aus der Mark Brandenburg war nach dem Übertritt des Herrscherhauses zum kalvinischen Bekenntnis zunächst zwar nicht sonderlich groß: nur einige wenige Studenten sind damals von dort gekommen. Während der zweiten Amtszeit des Ludwig Crocius waren es aber immerhin schon sechs, während des Rektorats Gerhard Meiers ein Viertelhundert. Die in der Matrikel genannten Herkunftsorte liegen jetzt vielfach weiter im Osten als die vorher aufgeführten. Herrschten zunächst altmärkische Orte vor, so kamen dann mehr und mehr Studenten aus Berlin oder aus Frankfurt an der Oder. Umgekehrt hat mancher junge Bremer an der dortigen Universität studiert, und mancher, der in Bremen vorgebildet war, ist an ihr zu akademischen Ehren gekommen. Bis nach Mitte des 18. Jahrhunderts hält diese Verbindung an: in den Jahren, da Albert Schumacher und Gottfried Jüngst wechselweise Rektoren waren, im ganzen ersten Drittel des Jahrhunderts, ist dieselbe Zahl brandenburgischer Studenten in Bremen nachzuweisen wie unter dem langen Rektorat Gerhard Meiers.

Doch vermißt man hier die Stetigkeit, die den Besuch aus den kleinen anhaltinischen Ländern auszeichnet. Er begann hier gleich mit dem Ausbau der Bremer Hochschule im Jahre 1610, wo sechs Studenten anhaltinischer Herkunft genannt werden, und hielt bis in die letzten Jahre der Bremer Schule an; noch 1801 und 1802 sind in der Matrikel Studenten aus dem Anhaltinischen vermerkt. So finden wir auch unter denen, die vom Paedagogeum in die *schola illustris* übertreten, Landeskinder der Fürsten von Anhalt. Im ganzen haben auf der Bremer Schule 416 Anhaltiner studiert, aus Zerbst, aus Köthen, aus Dessau und aus Bernburg, also aus allen vier anhaltinischen Fürstentümern: das sind immerhin gut 5 v. H. aller in Bremen eingeschriebenen Studenten, für ein kleines Land wie Anhalt eine beträchtliche Anzahl. Ein gutes Jahrhundert hindurch und noch darüber hinaus finden wir sie Jahr für Jahr, einige kurze Unterbrechungen in Kriegszeiten ausgenommen, mit neuen Ankömmlingen auf der Bremer Schule vertreten, besonders zahlreich um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo im Jahre 1657 sogar zehn Anhaltiner neu eingeschrieben werden. Sie gehören zu den treuesten Besuchern des Bremer akademischen Gymnasiums.

Nur ein Land läuft ihnen, wenn man seine Größe in Rechnung stellt, in dieser Hinsicht den Rang ab: das ist das kleine Lippe. Um so mehr verdient das festgestellt zu werden, als die Verbindungen, die in Anhalt durch die in gleicher Art eingerichtete Zerbster Schule gegeben waren, hier fehlen. Aber dafür war die Bremer Hochschule die räumlich nächstgelegene des reformierten Bekenntnisses, das seit 1605 in Lippe herrschte. Eine durch die Wesernähe gegebene natürliche landschaftliche Ausrichtung des Ländchens dürfte hinzukommen: der Weg auf die Hochschulen führte eben eher stromabwärts als in andere Richtungen. Lippe reiht sich hier in die Reihe der übrigen Weseranlieger ein, die ihre Söhne auf die Bremer Schule schickten.

Aber hören wir einiges von den Zahlen. Nicht mit unbeträchtlicher Anzahl, aber, verglichen mit späteren Ziffern, doch noch zögernd, setzt der Besuch aus Lippe ein, um dann rasch zu steigen. In den neun Jahren der ersten Amtszeit des Ludwig Crocius sind ebensoviel Studenten aus dem Lippischen in der Bremer Matrikel verzeichnet, wie in den zwanzig Jahren vorher, da Martinius das Rektorat führte: 29 gegen 31. Die vier Amtsjahre Johann Combachs brachte mit 14 Besuchern aus Lippe genauso viel wie die kalvinischen Lande des Niederrheins, und dies Verhältnis blieb im ganzen während der zweiten Amtszeit des Crocius bestehen. Den 25 Studenten aus Lippe stehen damals 50 aus Hessen und Waldeck gegenüber! Nun aber erst die vier Jahrzehnte, da Gerhard Meier das Rektorat versah! Nicht weniger als 226 Studenten aus Lippe sind damals in Bremen immatrikuliert worden — aus der Weserstadt selber nur 549, aus Ostfriesland, das in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Schule sehr stark zu ihrem Besuch beitrug, nur 172. Selbst während des kurzen Gürtlerschen Rektorats sind 17 Lipper nach Bremen gekommen gegen 24 Hessen und nur vier Ostfriesen; Bremer sind damals nur zu 24 verzeichnet. So ist der Anteil der Studenten aus Lippe auch in der Folgezeit gegenüber den Gesamtzahlen immer noch beachtlich gewesen, größer als der aus dem übrigen Westfalen, dem sie in den Eintragungen manchmal zugerechnet werden. Nicolaus Nonnen, der von 1744—1772, bis 1753 im Wechsel mit Conrad Iken, dem Prediger an Stephani, das Rektorat innehatte, hat noch 21 Lipper einschreiben lassen, dieser selber 21. Unter Johann Oelrichs¹⁰⁾ sind es noch sechs. Der letzte Lipper ist 1799 verzeichnet: Christ. Köhler, ein Kandidat der Theologie aus Detmold.

¹⁰⁾ 1772—1788, mit Unterbrechungen.

Von den weiter im Hinterland gelegenen Gebieten nimmt Hessen in dem Verhältnis zur bremischen Schule, besonders in ihren Anfangsjahrzehnten, aber auch noch später, eine besondere Stellung ein. Nächst den Studenten aus den kleinen anhaltinischen und lippischen Ländern sind die aus Hessen ihr besonders treu gewesen¹¹⁾. Hessen ist durch die Weser natürliches Hinterland von Bremen: daher sind unter den Herkunftsorten der Studierenden besonders zahlreich die an der Weserseite Hessens vertreten. Die ausschlaggebende Rolle kommt aber auch hier dem an beiden Stellen gleichen Bekenntnis zu, dem Hessen sich etwa um dieselbe Zeit zuwandte wie Bremen. Folgerichtig ist der im Verhältnis stärkste Besuch der Bremer Schule aus Hessen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens zu verzeichnen, als Unterschiede dieser Art besonders viel galten. Daher ist ihr Gesicht maßgeblich von Hochschullehrern bestimmt worden, die aus Hessen stammten: die ersten Rektoren waren samt und sonders dort beheimatet¹²⁾; auch den Waldecker Martinius kann man mit Fug dahin rechnen. Ludwig Crocius war im Marburger Hinterland zu Hause, in Lasphe in der Grafschaft Wittgenstein, und Marburg war seine geistige Heimat; Johann Combach, der ihn in der Führung der Schule ablöste, war im Städtchen Wetter, im heutigen Landkreis Marburg, geboren, und nach seiner kurzen Amtszeit in Bremen war er Rektor der kurzlebigen Kasseler Universität. Erst mit Gerhard Meier ist ein Bremer in die Leitung des bremischen Gymnasiums gekommen, das im übrigen bereits in seiner Vorstufe, in der ersten Zeit der Lateinschule von 1528, einen solch bedeutenden Lehrer aus Hessen erhalten hatte, wie Euricius Cordus aus Simtshausen bei Marburg, den berühmten Humanisten¹³⁾. So ist es in der Tat ein vielfaches Geben und Nehmen gewesen, das Hessen und Bremen, die Hohen Schulen dort und hier, miteinander verband.

Das zeigte sich ebenso in dem Besuch, den Bremens Schule aus den hessischen Landen empfing. Zur Zeit des Martinius kamen 85, während der ersten Amtszeit des Ludwig Crocius 27, während seiner zweiten einschließlich dreier Waldecker 50 Hessen, in den vier Jahren des Combachschen Rektorats 30. Während der vierzigjährigen Amtszeit

¹¹⁾ Vgl. Friedrich Prüser, Bremen und die Universität Marburg im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, *Brem. Jb.*, 31. Bd. (1928), S. 181—267, hier besonders S. 235 ff.

¹²⁾ Vgl. Prüser a. a. O. S. 215 f.

¹³⁾ Friedrich Prüser, Euricius Cordus, Eine Leuchte des Humanismus am Bremer Gymnasium, *Bremer Nachrichten* vom 17. September 1936.

Gerhard Meiers zählen wir 367 Hessen, dazu vier Studierende aus der hessischen Exklave Schmalkalden und sieben Waldecker. Das machte einen Jahresdurchschnitt von 9 bis 10 Studenten, eine beachtliche Zahl, selbst gegenüber den 549 Bremern, die in dieser Zeit auf der Hohen Schule ihrer Vaterstadt ihr Studium aufnahmen, 13 bis 14 im Jahresdurchschnitt. Die Hessen waren damals in Bremen nach den eigenen Stadtkindern die stärkste Gruppe unter den Studenten: jeder fünfte war derzeit, in den Jahrzehnten der Blüte des *Gymnasium Illustre*, ein Bremer, jeder siebte oder achte aber ein Hesse.

Diese Verhältniszahl bleibt auch hinfert noch einige Zeit; in der kurzen Amtszeit Nicolaus Gürtlers kehrt sie sich sogar um. 23 Bremern stehen in der Matrikel 24 Hessen gegenüber, zu denen dann noch ein Waldecker und allein acht Studenten aus Schmalkalden kommen. Der Jahresdurchschnitt stellt sich also auf 11:8, diesmal zugunsten der Hessen. Ob Gürtlers vorherige Wirksamkeit zu Herborn und Hanau, also an den Grenzen des hessischen Bereichs, zu diesem starken Besuch beigetragen hat? Er war geborener Schweizer und ist nach seinem Fortgang aus Bremen zu Deventer und Franeker gewesen, verkörpert also in seiner Person viel von dem räumlichen Kreis der wissenschaftlichen Beziehungen der kalvinischen Hochschule.

Auch die folgenden Rektoren, Cornelius de Haase, Wilhelm Schnabel, Friedrich Adolf Lampe mit ihren kurzen Amtszeiten, Gottfried Jüngst und Albert Schumacher in ihren längeren, haben immer noch starke Gruppen von Studenten aus dem Hessenlande zu immatrikulieren gehabt, Albert Schumacher zum Beispiel 88 gegen 197 Bremer. Die Hessen standen auch dann noch allen anderen landsmannschaftlichen Gruppen voran. Erst unter Conrad Iken, also um die Mitte des Jahrhunderts, ließ der Zustrom nach, aus den bekannten Gründen des geringeren Einflusses der bekenntnismäßigen Bindungen; unter Johann Oelrichs sind noch zwei Hessen nachzuweisen, unter Christoph Georg Ludwig Meister, dem letzten Rektor, keiner mehr.

Anrainer von Hessen ist die Hanauer Landschaft, bis 1736 selbständig und erst dann mit Hessen vereinigt. So erschienen die Studenten aus dem Hanauischen in der Bremer Matrikel immer gesondert als *Hanovienses*, sei es aus der Stadt Hanau selbst, wo sich im übrigen seit 1665 eine Schule von der Art der Bremer, eine *Illustris Schola Hanoviensis*, befand, oder aus anderen zum Fürstentum Hanau gehörigen Ortschaften, wie etwa Dorheim oder Offenbach. Mit ihnen kamen

auch die Landeskinder der anderen kleinen fürstlichen oder gräflichen Herren am Südrande Oberhessens, aus Büdingen, Wächtersbach und sonstigen isenburgischen Orten, aus Lich, Laubach, Braunfels, und wie die solmsschen Herrschaften sonst heißen mochten. Johann Heinrich Rotschild, Student der Rechte aus Hanau im Jahre 1618 — einer der wenigen Fälle, daß die Matrikel überhaupt die Studienrichtung mit verzeichnet —, war später Solmsscher Rat. Es gehörten diese Herkunftsgebiete noch in den Ausstrahlungsbezirk der bremisch-hessischen Beziehungen hinein — wenn man so will, auch die Reichsstadt Frankfurt, von der ab und an ein Student auf seiner Hochschulreise nach Bremen kam. Maßgeblich wirkte in jenen Jahren auch hier das Bekenntnis mit; in der Hauptsache waren es wohl Studenten reformierten Glaubens, die aus jenen Gebieten nach Bremen gingen.

Sie erscheinen denn auch in nicht geringer Anzahl: ein gutes Dutzend aus dem Hanauischen schon in der Zeit des Martinius, ebensoviel in der ersten Amtszeit des Crocius, um die Hundert herum in Gerhard Meiers Rektoratszeit. 14 waren es allein in den drei Amtsjahren Nicolaus Gürtlers, der ja vorher in Hanau gewirkt hatte, im Jahresdurchschnitt also fast fünf; in dem einen Jahr der Amtsführung Friedrich Adolf Lampes, 1729, war es dieselbe Anzahl. So geht es weiter: es will fast scheinen, als seien in der Zeit des wechselnden Rektorats in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eher noch mehr als weniger gekommen. Selbst unter Johann Oelrichs und Christoph Georg Ludwig Meister sind noch je zwei verzeichnet: der Anrainer stand dem Hauptgebiet, dem eigentlichen Hessen, in diesem ganzen Jahrhundert kaum oder nur wenig nach.

Nicht ganz so zahlreich war der Besuch der Bremer Hochschule von dem westlichen Nachbarland Hessens, von Nassau, obgleich von hier, schon durch die Herborner Schule, alte Beziehungen bestanden und die den Besuch bestimmende Übereinstimmung im Bekenntnis gleichfalls gegeben war. In den Anfangsjahrzehnten der Bremer Schule kamen nur wenige Nassauer, selbst nicht, als Ludwig Crocius, der doch aus Lasphe, aus wittgensteinschem Herrschaftsgebiet, stammte, an ihrer Spitze stand. Erst zu Gerhard Meiers Zeit zählen wir 40 Studenten, die Nassau als ihre Heimat angeben; aber das macht im Jahresdurchschnitt allenfalls einen. Dabei müssen wir nicht nur das Siegerland hinzuzählen, das von einer nassauischen Nebenlinie regiert wurde, sondern auch die wittgensteinschen Herrschaften: Sayn und Lasphe. Der Grund

liegt hier offenbar in der Abseitslage des bergigen Bezirks zwischen den großen Nord-Süd-Linien des Verkehrs, grob gesagt, zwischen Weser und Rhein. So fehlen in der Folgezeit die Studenten aus dem Nassauischen zwar niemals ganz, und gegen Mitte des 18. Jahrhunderts kamen sie etwas häufiger, in dem einen Jahr des Lampeschen Rektorats mit vieren; aber so bedeutend wie aus Hessen und seinen südlichen Randgebieten ist der Zuzug von hier nie gewesen. Unter den beiden letzten Rektoren Oelrichs und Meister ist kein Student aus dem Nassauischen oder dem Wittgensteinschen mehr nach Bremen gekommen.

Besser, wenn auch nicht ganz in dem Maße, wie man es bei der Gleichheit des Bekenntnisses hätte vermuten sollen, war der Besuch aus den pfälzischen Landen, wobei sowohl das Gebiet zwischen Neckar und Mosel bis hin an das Rheinufer unterhalb Bingens, als zunächst auch noch die Oberpfalz und das pfalz-neuburgische Gebiet an der Donau in Frage kamen. Immerhin halten sich die Zahlen in etwa doppelter Höhe derer aus Nassau: gut 20 in der Zeit des Martinius stehen 28 in den Jahren bis zum Einsetzen des Meierschen Rektorats gegenüber; 76 sind es unter Gerhard Meier selber gewesen, was einer jährlichen Durchschnittsziffer von zweien entsprechen würde. Zehn Pfälzer kamen allein in den drei Jahren der Amtsführung Gürtlers, der theologischer Doktor von Heidelberg war, 57 bis 1740, als Conrad Iken sein Rektorat antrat. Bis 1772 sind es dann noch 17 gewesen; die beiden letzten Rektoren haben keine Pfälzer mehr zu immatrikulieren gehabt.

Demgegenüber sind die sich in den Besuchsziffern ausdrückenden Wechselbeziehungen mit den niederrheinischen Gebieten wenigstens vorübergehend inniger und kräftiger gewesen, soweit diese, wie die clevisch-bergischen Lande, dem reformierten Bekenntnis angehörten. Die geringere räumliche Entfernung spricht hier entscheidend mit; darüber hinaus haben aber gewiß alle Zeit die Bekenntnisfragen eine sehr bestimmende Rolle gespielt, handelt es sich doch beiderseits um einen stark vom Luthertum abweichenden Bekenntnisstand. Denken wir daran, daß gerade in den Jahren, als die Bremer Schule ihren akademischen Ausbau erhielt, der Erwerb der clevischen Lande durch Kurbrandenburg nur durch einen Übertritt des brandenburgischen Fürstenhauses zum Calvinismus ermöglicht wurde. Noch im 19. Jahrhundert waren die Verbindungen zwischen den Kreisen in Bremen und am Niederrhein, die bewußt am reformierten Kirchentum festhielten,

recht innig; eine große Anzahl Bremer Kanzeln sind von Predigern besetzt worden, die aus dem Rheinland stammten, und das um so mehr, als der Nachwuchs aus den eigenen Kreisen infolge der großen Anziehungskraft, die der Überseehandel auf die jungen Bremer ausübte, spärlich geworden war. Auch persönliche und Familienbeziehungen sprechen schon in älterer Zeit mit. So ist das Geschlecht der Tilmann, genannt Schenck, das in Bremen in mannigfacher Beziehung auf den verschiedensten Lebensgebieten zu Ehre und Ansehen kam, ursprünglich im Clevischen beheimatet; eine ganze Reihe von Angehörigen des Geschlechts sind mit dieser Herkunftsbezeichnung in der Bremer Matrikel aufgeführt, wie nachmalig auch mit der Bremer oder mit der lippischen. Also auch dorthin sind die Tilmann, genannt Schenck, gekommen: auch für die räumliche Verbreitung der Geschlechter spielt die Bekenntniszugehörigkeit mithin durchaus eine Rolle.

Während der Amtszeit des Martinius zählen wir in der Matrikel etwa 60 niederrheinische Namen. Im Jahre 1615 sind es allein sechs, davon zwei aus Elberfeld, drei aus Cleve. In der ersten Amtszeit des Ludwig Crocius tritt vorübergehend ein Stillstand ein, von 1634 bis 1639, und in den Jahren vorher sind nur vier niederrheinische Namen vermerkt; aber das mag mit den großen Kriegseignissen damaliger Zeit zusammenhängen. Johann Combach konnte in vier Jahren schon wieder 14 Studenten vom Niederrhein einschreiben, Ludwig Crocius in seiner zweiten Amtszeit an die 30, junge Leute aus dem Clevischen, dem Jülichschen, dem Bergischen, Gerhard Meier über 80, was einem Jahresdurchschnitt von etwa zweien entspricht, während vorher fast die doppelte Zahl im Jahresdurchschnitt zu vermerken ist. Ausnahmsweise kamen die Studenten manchmal auch aus anderen als streng protestantischen Gebieten, aus nunmehr katholischen Städten, wie vorher aus Köln, so jetzt aus Aachen. Nachmalig ist die Besuchsziffer geringer geworden. Bis zum Antritt des Rektorats durch Conrad Iken, also von 1696 bis 1740, stehen in der Matrikel noch 74 Studenten aus niederrheinischen Landen verzeichnet; die 15, die Cornelius de Haase während seiner Rektoratsjahre um 1700 einschreiben konnte, waren in dieser Häufigkeit beinahe eine Ausnahme. In den zwanziger Jahren kamen aber allein sechs, sämtlich Theologen, aus Neuwied und sonstigen Ortschaften des Wiedschen Fürstentums — eine Erscheinung, die sich merkwürdigerweise nur auf diese Jahre beschränkt und vielleicht mit der Anziehungskraft gewisser Hochschullehrer, hier vielleicht

Friedrich Adolf Lampes, zusammenhängt. Nach 1740 sind noch sieben Studenten vom Niederrhein vermerkt, davon in der Meisterschen Zeit, also in den Jahren der Auflösung der Schule, merkwürdig genug, noch drei. Es hat dies mit den innigen Beziehungen, die die Bremer Kirche mit dem niederrheinischen Land im nächsten Jahrhundert unterhielt, noch nichts zu tun; vielmehr sind diese eine Folge der sogenannten Erweckungsbewegung, die sich an beiden Stellen zu bemerkenswerter Kraft entwickelte.

Vom deutschen Niederrhein kommt man leicht nach Holland und damit in ein Gebiet, das auf die gesamte kulturelle Entwicklung Bremens in der Zeit, da sich seine Schule entfaltete, den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat, damals noch dem Namen nach zum Reiche gehörend, nach dem unglückseligen Glaubenskrieg völlig und nun auch staatsrechtlich von ihm gelöst. Obwohl das die Sonderentwicklung, die dieses Land und dieses Volk vor den Toren Deutschlands genommen, begünstigt hat, sind die Beziehungen, die Bremen dahin unterhielt, noch lange rege geblieben, ja sie haben das Gesicht der alten Hansestadt so nachhaltig bestimmt, daß selbst noch der heutige Beobachter sagen könnte, daß Bremen ein etwas holländisches Gesicht trage¹⁴).

Der Weg nach Holland führte von der Weser aus indes nicht so sehr durch die westfälischen und niederrheinischen Lande, als vielmehr im Hinterland der Küste durch Friesland. So sind denn auch die friesischen Lande um so mehr für die Bremer Schule von Bedeutung gewesen, als sie, räumlich nahe, dem gleichen Bekenntnis angehörten wie Holland auf der einen, Bremen auf der anderen Seite. Es liegt nahe, gerade Friesland als Einzugsgebiet für das bremische *Gymnasium Illustre* anzusprechen. Besonders in den Zeiten, als es zur Hochschule gestaltet wurde, ist es das gewesen.

So verzeichnet unsere Bremer Matrikel für die Zeit des ersten Rektorats an die 130 Namen, die ostfriesischer Herkunft sind. Zwar läßt sich eine Scheidung gegen Westfriesland hier, wie auch manchmal später noch, nicht genau durchführen, da mancher der Studenten nur als *Frisius* eingetragen ist; in der Mehrzahl dieser Fälle dürfte es sich aber um Ostfriesen handeln, schon wegen der räumlichen Nähe. Diese große Zahl, mehr als sechs im Durchschnitt des Jahres, ist um so be-

¹⁴) Vgl. Eugen Diesel, Die deutsche Wandlung. Das Bild eines Volkes (Stuttgart und Berlin, 1929), S. 106.

merkenswerter, als sie der der Bremer in dieser Zeit nicht sehr viel nachsteht. 175 Studenten aus Bremen, jahresdurchschnittlich also acht bis neun, bedeuten hier keinen allzu großen Vorsprung: Bremen ist damals für Ostfriesland in der Tat einer der am meisten von dort aus aufgesuchten Hochschulorte gewesen.

Daß der Zustrom ostfriesischer Studenten gleich zu Anfang so kräftig einsetzte, mag indessen auch mit darauf beruhen, daß der Mann, der das Bremer Gymnasium zur wirklichen Hochschule ausgestaltete und als erster Rektor führte, Matthias Martinius, aus Emden nach Bremen kam. Er war hier, nachdem er seine Herborner Schulstelle hatte aufgeben müssen, weil die Pest die Studenten von dort vertrieben hatte, drei Jahre Prediger gewesen, ehe er nach Bremen für die neue, vielleicht die schönste Aufgabe seines Lebens berufen wurde. Die Kraft seiner Persönlichkeit wird manchen Studiumsbeflissenen veranlaßt haben, ihm nach Bremen zu folgen, und hernach mag das, was zunächst mehr oder weniger durch diesen Zufall veranlaßt wurde, manchmal zu gewisser Gewohnheit geworden sein. Doch wirken darüber hinaus auch die mannigfachen Beziehungen und Verbindungen, die Bremen gerade mit dem eigentlichen Hauptorte Ostfrieslands verbanden: wirtschaftliche — Emden war damals eine bedeutende Reederstadt, deren Schiffe für Fremde in Lohnfahrt fuhren —, aber auch kulturelle und nicht zuletzt religiöse, bekenntnismäßige. Mancher Prediger hat in Emden wie in Bremen gepredigt; mancher in Bremen Gebildete hat eine Anstellung in friesischen Diensten gefunden.

In derselben Stärke wie in der Zeit des Matthias Martinius hat der Besuch der Bremer Schule aus den friesischen Landen freilich nicht angehalten, was um so mehr für die Wirkung seiner Persönlichkeit in den Anfangszeiten des *Gymnasium Illustre* spricht. In der ersten Amtszeit des Crocius sind, unter Einschluß des jeverschen Gebietes, 23 Ostfriesen nach Bremen zum Studium gekommen, in den vier Jahren Combachs acht, was nur einen Jahresdurchschnitt von zweien ergibt. In den zwölf Jahren der zweiten Amtszeit des Crocius sind es aber wieder 80, jährlich also sechs bis sieben, womit der alte Stand nahezu wieder erreicht war. Auch die unter Einschluß der Studenten aus dem Jeverschen mehr als 170 Ostfriesen, die in den 40 Rektoratsjahren Gerhard Meiers in Bremen studierten, stellen noch eine durchaus ansehnliche Zahl dar. Die Emdener waren noch immer gut vertreten, daneben die Auricher und die Studenten aus den ländlichen Bezirken

Ostfrieslands. Bis etwa 1740 sind noch etwa 40 festzustellen, für jedes Jahr also im Durchschnitt nur ein Zugang von dorthier. Conrad Iken hat während seiner Rektoratszeit nur einen Ostfriesen immatrikulieren können, Nicolaus Nonnen, dessen Amtszeit bis 1772 reicht, noch drei, die beiden letzten Rektoren keinen mehr.

Ostfrieslands studierende Jugend hat sich also während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so gut wie gänzlich von der Bremer Schule abgewandt. Es ist nicht recht klar, welches die Gründe dafür gewesen sind. Neben den allgemeinen, die überhaupt den Rückgang der Bremer Hochschule veranlaßten, müssen es besondere gewesen sein, die nach den innigen Beziehungen früherer Zeit diese völlige Abkehr erklären. Das nahe gelegene Groningen mag manchen ostfriesischen Studenten angezogen haben, auch die Akademie zu Franeker in Westfriesland. Deren Matrikel, die sich von 1586 ab über rund 250 Jahre erstreckt, verzeichnet 83 Studenten unter der allgemeinen Bezeichnung *Frisii orientales*, dazu, um nur noch einige ostfriesische Orte zu nennen, sieben aus Norden, 21 aus Aurich, dieselbe Zahl aus Leer, 190 aus Emden, drei aus anderen ostfriesischen Orten. Damit ist die Zahl der rund 450 Ostfriesen, die in Bremen studierten, noch bei weitem nicht erreicht; aber man spürt doch den fühlbaren Wettbewerb, der der Bremer Schule hier bereitet wurde.

Vielleicht noch bedeutender, eindringlicher war der Wettbewerb der so nahe an Ostfriesland gelegenen, 1615 gegründeten Universität Groningen. Der vorliegende Druck ihrer Matrikel gibt zwar keine Aufschlüsselung nach Herkunftsorten; aber Stichproben, die für einzelne Jahre gemacht wurden, zeigen deutlich die Anziehungskraft, die diese Hochschule auf Ostfrieslands studierende Jugend ausübte. Wenn man die allgemein als „Friesen“ verzeichneten Studenten außer Betracht läßt, obwohl unter ihnen, dem Namen nach, gewiß auch mancher Ostfriesen zu finden sein mag, so sind von 110 Studenten im Gründungsjahr allein elf sicher als ostfriesischer Herkunft nachzuweisen, davon allein fünf aus Emden. Zum mindesten jeder zehnte Student in Groningen war also Ostfriesen. In den nächsten Jahren sind diese Verhältniszahlen noch günstiger für die Ostfriesen: 1616 waren sie mit elf unter 80 vertreten, 1617 mit sechs unter 48, 1618 mit sieben unter 58 — jeder achte oder siebte der Neuimmatrikulierten war also ostfriesischer Herkunft. Um die Mitte des Jahrhunderts herrschte noch dasselbe Bild: 1650 stammten unter 92 Studenten elf aus Ostfriesland, 1651 unter 114 gar

19, darunter zehn allein aus Emden. Jeder sechste Groninger Student war in diesen Jahren also gebürtiger Ostfrieser. Um die nächste Jahrhundertwende war die Zahl der Studierenden in Groningen zwar klein; aber nun hatte auch der Besuch aus Ostfriesland nachgelassen. Im Jahre 1700 waren es von 58 Studenten noch vier, die von dort kamen, 1701 von 38 gleichfalls vier, 1702 von 48 nur drei, 1703 von 54 gar nur einer. Wiederum ein halbes Jahrhundert später ist das Bild noch ungünstiger. 1750 sind von 47 Neuimmatrikulierten nur zwei sicher als Ostfriesen nachzuweisen, im nächsten Jahre von 40 nur einer; im übernächsten war unter 43 niemand mehr ostfriesischer Herkunft.

Die Entwicklung ist hier also ähnlich verlaufen wie im Verhältnis der ostfriesischen studierenden Jugend zu der Bremer Schule. Will man nicht annehmen, daß das akademische Studium überhaupt abgenommen habe, so bleibt nur die Erwägung übrig, daß andere Hochschulen in größere Gunst gekommen sein mögen, was im Zeitalter der Aufklärung, das sich über die Bekenntnisgebundenheit mehr und mehr hinwegsetzte, durchaus etwas für sich hat. Bremens Jugend ging ja jetzt auch nicht mehr so häufig wie früher nach Marburg, dafür aber um so mehr nach Göttingen. Aber zeitweilig und vor allem im 17. Jahrhundert haben die für Ostfriesland nahe gelegenen Hochschulen im niederländischen Hoheitsgebiet, wie obige Zusammenstellung beweist, in ihrer Anziehungskraft einen fühlbaren Wettbewerb für das bremische *Gymnasium Illustre* bedeutet. Dennoch hat dieses für die Ostfriesen in dieser Zeit immer noch den Vorrang behauptet. Es ist diese Hochschule aber mehr eine Einrichtung des 17. Jahrhunderts als die des 18. gewesen, in dem die Entwicklung über die Bekenntnisgrundlage, die für sie etwas Wesentliches bedeutete, mehr und mehr hinweggeschritten ist.

Der Verleger Friedrich Wilmans

Ein Beitrag zur Literatur- und Verlagsgeschichte
der Goethezeit

Von Paul Raabe

Mit sechs ungedruckten Briefen an Goethe
und zwei ungedruckten Briefen Wielands an Wilmans.

Friedrich Wilmans zählt nicht zu den großen Verlegern der Goethezeit, die im Verein mit den berühmten Autoren die Entfaltung der deutschen Literatur förderten. Bei betriebsamen Verlegern wie Unger, Vieweg und Cotta erschienen die klassischen, epochemachenden Werke der Zeit; der aus Bremen stammende Göschen druckte Klopstocks, Goethes und Wielands Schriften. Zu so ehrenvollem Ansehen aufzusteigen, war dem Buchhändler Friedrich Wilmans nicht beschieden.

Kein Nekrolog, kein biographischer Artikel, weder eine Geschichte des Buchhandels in Bremen noch eine ähnliche für Frankfurt stellen seine Verdienste dar¹⁾. Und doch notierte bereits Goethe 1814 in seinem Aufsatz „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayngegenden“ über Wilmans: „Seine Bemühungen um Literatur und Kunst sind allgemein bekannt“²⁾. In der Tat stellt sich bei einer genaueren Nachforschung heraus, daß Wilmans eine Rangstellung gebührt.

¹⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen. Jg. 8 Th. 2. Ilmenau 1832. S. 927: kurzer Hinweis auf Wilmans. Text s. Anmerkung 145.

Kapp-Goldfriedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 3, Leipzig 1909, schreiben nur: „In Bremen ragten Georg Ludwig Förster und dann Fr. Wilmans hervor im Ende des 18. Jahrhunderts“ (S. 494). — „Von den in späterer Zeit entstandenen Firmen [in Frankfurt] sind die bemerkenswertesten die Jägersche Buchhandlung und J. L. Hermann (seit 1780), bis endlich im Jahre 1803 Wilmans auftritt, der alle andern übertrifft“ (S. 502). — Weder bei Karl F. Pfau, Biographisches Lexikon des deutschen Buchhandels, Leipzig 1890, noch bei Rudolf Schmidt, Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker, Berlin 1902, wird Wilmans erwähnt. Auch in der „Bremischen Biographie“ fehlt der Name. Eine Geschichte des Buchhandels in Bremen existiert nicht. — Fried Lübbecke, 500 Jahre Buch und Druck in Frankfurt am Main, Frankfurt 1948, wird Wilmans kaum gerecht, wenn er nur auf den Verlag der „Heimatbücher, Rhein- und Mainalben und -Karten“ hinweist (S. 115).

²⁾ Werke. Weimarer Ausgabe. 1. Abth. Bd. 34. Weimar 1902. S. 121.

Die Verlagsgeschichte steht in Bezug zur Geistesgeschichte; in literarischen Handelserzeugnissen spiegelt sich die kulturelle Entwicklung. Die monographische Betrachtung eines Verlegers kann dazu beitragen, Zeitgeist und Zeitströmung sichtbar zu machen. Mit Überraschung stellt man bei solcher Forschung fest, daß Friedrich Wilmans, der wie alle Fachgenossen durch sein Tun der Aufklärung am meisten verpflichtet war, zum Verleger der jungen Dichtung wurde. Natürlich hatte auch er — allerdings bescheiden zurückhaltend — die Verbindung zu den Großen gesucht. Vor allem aber wagte er es, noch unbekannte Autoren zu drucken. Aus Begeisterung zu seinem Beruf wurde er der erste Verleger der Romantiker; er war auch der einzige, zu dem der späte Hölderlin in eine freundschaftliche Beziehung trat. Sein Verlag war nicht groß. Ein abgegrenztes Verlagsprogramm und rührende Bemühung um die Autoren erheben Wilmans, einen rechtschaffenen, hanseatischen Kaufmann, zu einer beachtens- und liebenswürdigen Persönlichkeit. Er verstand es, ohne viel Aufhebens von sich zu machen, Literatur und Kunst zu fördern. Der selbstlose Einsatz für die damals Unbekannten und Umstrittenen, für Brentano, Hölderlin, Böhlendorff und Schlegel, weckt unsere Sympathie. Er war nicht nur Geschäftsmann, wie es etwa J. F. Unger in hohem Maße war; auch war er weniger auf seinen Ruhm bedacht als sein großer Kollege Cotta. In Wilmans erleben wir geradezu ein Gegenbild dieser allzu großen Geschäftigkeit, das Bild des treulich bedachten Bewahrers geistigen Gutes. Im folgenden wollen wir versuchen, uns aus den Quellen ein Bild vom Leben und Leisten dieses Mannes zu machen.

1. Die Bremer Zeit 1764—1802

a) Der Buchhändler

In der alten Katharinenstraße am Katharinenkloster in Bremen, nahe dem Marktplatz der von den Romantikern geliebten Hansestadt, wohnte der Bremer Stadtkommandant Melchior Wilmanns (1729 bis 1807)³⁾, einer aus der weitverzweigten Bremer Kaufmannsfamilie.

³⁾ Die Schreibung des Namens lag im 18. Jahrhundert noch nicht fest. Melchior, der Vater von Friedrich Wilmans, schrieb sich wohl Wilmanns; im Bremischen Adreß-Buch für das Jahr 1794: Willmanns (so in den Jahrgängen bis zum Tode 1807). — Zu den Vorfahren von Melchior Wilmanns — viel-

Mitten im Kriege, am 25. November 1759, heiratete der damals noch Gräfllich Bückeburgische Kapitän die erst 16jährige Sophie Christine Thalmann, die Tochter des Oberschulzen in Cassel. Ein Freund überreichte „bey der Wilmanns- und Thalmannischen Ehe-Verbindung, welche den 25ten des Wintermonats 1759 in Cassel höchst vergnügt vollzogen wurde“, ein langes Hochzeitsgedicht, in dem recht eindringlich die Situation dieser „Kriegstrauung“ geschildert wird.

O theurer Wilmanns, welch ein Glücke,
 Wozu Dein günstiges Geschicke
 Dich her zu uns nach Cassel führt!
 Ein Glück das größres Lob verdienet,
 Als wo der blutge Lorber grüneth,
 Um den der Krieger triumphirt.

Du kamst das Schwerdt benetzt mit Blute,
 Als vor dem teutschen Heldenmuthe
 Der fremden Krieger Heere flohn.
 Begierig nach Eroberungen,
 Wardst Du in Cassel selbst bezwungen.
 Wer trug bey Dir den Sieg davon?

Das schönste Kind, der Schmuck der Jugend,
 Das Muster unverfälschter Tugend,
 Voll Anmuth, Reiz und Zärtlichkeit.
 Sie deren Werth Du kaum erkanntest,
 Als Du schon von der Neigung branntest,
 Die Dir Dein Herz auf ewig weiht⁴⁾.

leicht war es der Vater — zählte der Kandidat der Theologie Hermann Wilmans in Bremen, gegen den 1711/1712 ein Prozeß wegen schwerer Verletzung der Zensur geführt wurde. (Vgl. H. Tidemann, Die Zensur in Bremen. Bremisches Jahrbuch 30 [1926], besonders S. 326 ff.) — Der Buchhändler wird im Adreß-Buch 1794 noch „Willmanns“ geschrieben, seit 1796 dann „Wilmans“, während er seine Gesuche von 1792/1793 mit „Wilmanns“ unterzeichnet. — Er hat sich später stets „Wilmans“ geschrieben. Der Name leitet sich wohl von Wildemann ab (wie die Behörden den genannten Kandidaten schrieben).

⁴⁾ Bey der Wilmanns- und Thalmannischen Ehe-Verbindung, welche den 25ten des Wintermonats 1759 in Cassel höchst vergnügt vollzogen wurde, wolte aus besonderer Ergebenheit seine Pflicht bezeigen ein des vornehmen Braut-Paares treu gehorsamst verbundenster Diener J. G. S. O. O. [1759]. 2 Bl. fol. (Staatsbibliothek Bremen C. S. XXX, 33.)

1763 trat Wilmanns zum Bremischen Stadtmilitär über. Er brachte es dort bis zum „commandirenden Obrist“ und wurde 1800 pensioniert. Im hohen Alter von 78 Jahren starb Melchior Wilmanns 1807⁵⁾.

Aus der Ehe gingen 24 Kinder hervor, geboren zwischen 1760 und 1788. Als fünftes Kind kam Gerhard Friedrich Wilmanns, oder wie er sich seit 1795 nannte: Friedrich Wilmans, am 17. Oktober 1764 in Bremen zur Welt. Über seinen Bildungsgang wissen wir wenig. Wahrscheinlich auswärts, vielleicht in Frankfurt hat er die Lehre als Buchhändler durchlaufen und kehrte Weihnachten 1791 zurück. Am 14. Januar 1792 ersuchte der damals 28jährige Kaufmann die Behörden um „die Erlaubniß und ein Privilegium zu Führung eines Buchhandels hieselbst . . . , da er“ — wie es weiter heißt — „solchen Handel zwölf Jahre lang erlernt habe“⁶⁾. Am 4. April 1792 wurde ihm das Recht unter der Bedingung zugestanden, „bei solchem Handel . . . keineswegs einige dem Publico und der Jugend nachtheilige und gefährliche, vielweniger sogar verbothene Bücher zu verlegen oder zu verkaufen“⁷⁾. Am 9. Januar 1793 erhielt er die Handlungsfreiheit⁸⁾. Im elterlichen Hause an der Katharinenstraße eröffnete Friedrich Wilmans seine Buchhandlung, die im Laufe der nächsten Jahre das führende Geschäft Bremens wurde. Er übernahm die Kommission auswärtiger Verlage und begann, selbst Werke herauszugeben.

Bremen lag damals bereits abseits von den geistigen Bewegungen der Zeit. Konnte Wilmans seine Aufträge nicht immer prompt erledigen, so lag es wohl mehr an diesem Umstand, als an seinem guten Willen. So wird die Klage Johann Smidts nicht ganz der aufwärtsstrebenden Buchhandlung gerecht, als er am 10. August 1796 an Herbart schrieb: „Das Niethammersche Journal habe ich längst bei Wilmans

⁵⁾ 1763 Anstellung beim bremischen Militär, zunächst als Major. Als Kommandant unterstanden ihm 2 Kompanien Soldaten. — Mitteilung von Herrn Dr. Prüser, auch der folgenden Angaben. — Einzelnes auch im Bremischen Adreß-Buch.

⁶⁾ Extract W[ittheits] Protocolli de 1792 Jan. 27 pag. 4. — Nach frdl. Mitteilung des Zentralarchivs der DDR, Potsdam, wo sich diese Bremer Akten z. Z. befinden.

⁷⁾ Ebd. vom 4. April 1792 pag. 98.

⁸⁾ Extract W. Protocolli de 1793 Jan. 9 pag. 447: Wilmanns (Gerhard Fried.) Gesuch Herr Sen. Bergk nomine Dⁿⁱ Camerarii reg. zeigte an, daß nebiger ein Sohn des H. Obristen Willmanns, nach Abzug der Altstädtischen Bürgerschaft die Handlungsfreiheit erhalten mögte.

Conclusum

Zugestanden pro ordinario.



Friedrich Wilmans

Ölgemälde von Peter Cornelius, 1809/1810. Historisches Museum Frankfurt a.M.

bestellt, aber die vis inertiae steht in dieser Buchhandlung auf der Tagesordnung“⁹⁾).

Am 9. April 1793 heiratete Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. eine dortige Bürgerstochter, Johannette Dorothea Vogelhuber, geboren am 31. Januar 1769. Sie war die Tochter des Gastwirts zum Weidenhof, der alten ehrwürdigen Gaststätte Frankfurts¹⁰⁾. Johannettes Großvater hatte diesen Hof von der Witwe Cornelia Goethe, Goethes Großmutter, gekauft¹¹⁾. Frau Wilmans stand in ihrem Leben dem Manne treu zur Seite. Die „gar nicht hübsche, aber witzige Frau und gute Gesellschafterin“¹²⁾ hielt ein gastfreies Haus und war allgemein beliebt, wie man den Briefen Schlegels und Wielands entnehmen kann.

In Bremen kam Wilmans zu Wohlstand und Ansehen. Buchhandlung und Verlag blühten. Ein kleines gedrucktes Gedicht auf ihn vom 17. Oktober 1796 zeigt uns die freundschaftliche Geselligkeit, die den jungen Buchhändler umgab. Diese „Empfindungen einiger Freunde am Geburtstage des Herrn Buchhändlers Friedrich Wilmans“¹³⁾ seien trotz ihrer Anspruchslosigkeit hier wiedergegeben:

Laßt uns froh den Tag vollbringen!
 (Segen komm' auf ihn herab.)
 Ja! wir wollen froh ihn feyern,
 Diesen Tag, der uns den theuern
 Edlen, biedern Mann uns gab.

Auf SEIN Wohlseyn leert die Becher,
 Bis der neue Tag erwacht.
 Laß DIR Theurer von uns Allen
 Unser Opfer wohlgefallen,
 Von der Freundschaft dargebracht.

⁹⁾ Briefe von und an J. F. Herbart. Hg. von Th. Fritsch. Bd. 4. Langensalza 1912. S. 79.

¹⁰⁾ Wilmans heiratete in Frankfurt. Traubuch 1793, S. 379. Nach Mitteilung des Stadtarchivs Frankfurt. — Das legt die Vermutung nahe, daß Wilmans vor der Rückkehr nach Bremen dort tätig gewesen ist.

¹¹⁾ Lübbecke, 500 Jahre Buch und Druck in Frankfurt. Frkf. 1948. S. 115.

¹²⁾ Nicolaus Meyer an Christiane Vulpius. 14. Aug. 1800. — Hans Kasten, Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Bremen 1926. S. 2 f.

¹³⁾ Bremen, gedruckt bey sel. Friedrich Meiers Erben [1796]. 2 Bl. 8^o (Staatsbibliothek Bremen b 1104, 26).

Lebe froh noch viele Jahre,
 Fern von DIR sey jeder Schmerz;
 Frohsinn und Gesundheit weiche
 Nie von DIR, und nie beschleiche
 Kummer und Verdruß DEIN Herz!

Auf! Ihr Lieben, wünscht IHM Segen,
 Trinkt SEIN Wohl nach deutschem Brauch;
 Jubelnd ruft beym Saft der Reben:
 Hoch soll Friedrich Wilmans leben
 Und sein gutes Weibchen auch!!

b) Der Verleger

Wilmans begann den Verlag mit dem, was ihm angeboten wurde, mit Werken von lokaler und zeitbegrenzter Bedeutung. Bremens Autoren fanden in Wilmans ihren Verleger: der Senator Arnold Gerhard Deneken, einer der Begründer der Literarischen Gesellschaft in Bremen, veröffentlichte seine „Reise von Bremen nach Holstein“ (Bibl. 88)¹⁴), seine „Commentare über einige interessante Kupferstiche“ (Bibl. 98) und andere Broschüren (Bibl. 117, 119), der junge Professor Johann Smidt seine kleine Schrift: „Etwas über das Interesse an der Menschengeschichte“ (Bibl. 90), in der er die Jenaer Gedanken aus dem Kreise der Freien Männer und die Anregungen seines Lehrers Karl Ludwig Woltmann weiterführt. Der Bremer Senator K. von Lingen ließ 1797 seine „Rückblicke“ erscheinen (Bibl. 118), und sein Kollege Johann Heineken war auch mit kleinen Schriften vertreten (Bibl. 122, 123).

Aus den Verlagswerken läßt sich unschwer eine Art von Verlagsprogramm ableiten. Im Vordergrund stand die unterhaltende Literatur: die Gedichte von Wilhelm Ueltzen, dem von Jean Paul so sehr geschätzten Dichter, Lehrer Herbarts in Oldenburg, kamen 1795/1796 heraus, auch zwei Werke des Buchholzer Schriftstellers Peter Florenz Weddigen „Die Morgenstunden der Grazien“ und die „Fragmente

¹⁴) Die geklammerte Bezeichnung Bibl. . . bezieht sich auf die numerierte „Bibliographie wichtiger und charakteristischer Bücher im Verlage Fr. Wilmans“ im Anhang 1.

zu dem Leben des Grafen von Herzberg" (Bibl. 5, 8), ferner die Romane und Reisewerke des bei Minden lebenden Johann Gottfried Hoche, darunter „eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen" unter dem Titel „Die Amtmanns-Tochter von Lüde" (Bibl. 10). Ein Jahr später, zur Messe 1798, erschien ein weiterer Roman von ihm (Bibl. 13). Die Reisebeschreibung von Niedersachsen und Holland (Bibl. 91) folgte einer „Geschichte der Statthalterschaft in den Vereinigten Niederlanden" (Bibl. 89). 1794 weilte der mit Goethe bekannte Schauspieler und Schriftsteller G. L. Grossmann in Bremen. Seine gesammelten Werke wollte Wilmans sofort herausgeben. Doch es kam nicht dazu¹⁵⁾. Dagegen war der Oldenburger Gerhard Anton von Halem, der mit den Bremern in enger freundschaftlicher Beziehung lebte, vertreten mit seinen „Blüthen aus Trümmern" (Bibl. 12), in denen er von Griechenland, von Patmos und vom Archipelagus schwärmt. Unbeachtet blieb ein zweibändiger Hymnus „Die Nacht" (Bibl. 9). Der ungenannte Verfasser war der Bockhorner Kaufmann Melchior Hemken, ein seltener, vergessener Naturapostel, der bei Herder und Wieland in besonderem Ansehen stand^{15a)}. Auch dieses Werk brachte Wilmans zum Druck, sowie die „Lebensgeschichte eines Miethpferdes. Nacherzählt von Ambrosius Speckmann, berühmten Pferdeverleiher in Göttingen" (Bibl. 16)¹⁶⁾.

Zur schönen Literatur zählen neben den einst so bekannten Volks-sagen von Otmar (Bibl. 22)¹⁷⁾, der vorgrimmschen Sagensammlung, aber auch die meist anonymen Unterhaltungsromane, zum Teil schlimmster Art. Am eifrigsten tat sich der badische Heimatdichter und spätere Professor in Heidelberg, Aloys Wilhelm Schreiber¹⁸⁾, hervor, der in Wilmans einen willigen Abnehmer seiner Werke fand

¹⁵⁾ Angekündigt im Meßkatalog zur Michaelismesse 1795: Grossmann, G. L., Sämtliche Schriften. Bd. 1. Mit Kupfern.

^{15a)} Vgl. meinen kurzen — vorläufigen — Aufsatz: Melchior Hemken — Kaufmann und Museumsfreund. In: Nordwest-Heimat, Oldenburg. Jg. 1955, Nr. 1, S. 4.

¹⁶⁾ Hayn-Gotendorf VII, 366, hält den Namen Ambrosius Speckmann im Gegensatz zu Holtzmann-Bohatta für ein Pseudonym. Der Verfasser dieses „komischen Romans" muß mit den Göttinger Verhältnissen vertraut gewesen sein. In Betracht kämen etwa Schummel oder Bürger.

¹⁷⁾ Otmar = Pseudonym für Johann Karl Christoph Nachtigall (1753—1819), Rektor in Halberstadt, der auch die unten angegebenen „Ruhestunden" (Bibl. 48) mit herausgab.

¹⁸⁾ Über ihn vgl. O. Biehler, A. Schreiber. Sein Leben und seine Werke. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, NF. 55 (1942), S. 598—675.

(Bibl. 1, 2, 3). Auf die witzige Reisegeschichte des phantasiebegabten Veters, der über die Schwelle seines Zimmers nie hinauskam, ist besonders hinzuweisen (Bibl. 11). Sie ist „Herrn Hofrath Schiller in Jena“ gewidmet. Damals mag Schiller erstmalig von der Existenz des kleinen Bremer Verlegers Friedrich Wilmans Kenntnis genommen haben.

Nennen wir noch die „Denkmäler altdeutscher Sprache“ von J. J. Eschenburg, dem Braunschweiger Gelehrten (Bibl. 120), und die englische Übersetzung von „Robinson dem Jüngeren“ seines Freundes J. H. Campe (Bibl. 15), so finden wir in der Wilmansschen Offizin die niedersächsische Literatur im Jahrzehnt der Klassik mit Einzelwerken reichlich vertreten. Waren es auch keine weltbewegenden Dichtungen, die da in der Katharinenstraße in Bremen zutage kamen, so waren es doch meist geschmackvolle Bändchen mit zierlichen Kupfern und beigefügten Notenblättern, „mit Kupfern und Musik“, wie Wilmans anzuzeigen pflegte. Der Druck war sauber, jedem Bande gab Wilmans, der ja nicht wie Göschen und Unger über eine eigene Druckerei verfügte, eine besondere Note.

Neben der schönen Literatur wurde eine große Anzahl religiöser Traktate und Erbauungsbücher, auch vieler bremischer Theologen, herausgebracht^{18a)}. Auch pflegte Wilmans selbstverständlich den damals bereits beträchtlichen Schulbuchhandel¹⁹⁾. Solche Werke „gingen“, während doch die literarischen Erzeugnisse oft Jahrzehnte auf Lager blieben und am Ende wohl als Altpapier verkauft wurden²⁰⁾.

Im engen Zusammenhang mit diesen Veröffentlichungen stehen die moralpädagogischen Schriften, die Wilmans in seinem Verlagsprogramm besonders förderte. Schon 1795 konnte er den damals bekannten Pädagogen Johann Peter Ludwig Snell gewinnen, dessen „Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute“ (Bibl. 54) in seinem Verlage 1795 erschien; hier wollte er in Form kleiner moralischer Erzählungen aus dem Alltage auf die Bevölkerung wirken. Der Geist der Aufklärung spiegelt sich als philanthropische Gesinnung, auf

^{18a)} Vgl. Bibl. 61, 69—71: Ewald, Meister, Aschen und Häfeli wirkten als Prediger, der Bibl. 85 genannte, aber auch mit weiteren religiösen Schriften bei Wilmans vertretene Velthusen als Generalsuperintendent in Bremen.

¹⁹⁾ Diese zahlreichen Schriften sind in der Bibliographie ebenso fortgelassen, wie die Unzahl der Traktate.

²⁰⁾ Vgl. Verlags-Catalog von F. Wilmans. 1836: „die meisten Werke aus dem ersten Jahrzehnt sind noch zu haben“.

Grund eines allzu utilitaristisch verstandenen Rousseau, in dieser Literatur wider. In den unteren Schichten des Volkes leitete dieser moralische Geschmack, der im Gegensatz zu der großen pädagogischen Bewegung von Pestalozzi zu Humboldt stand, direkt zur Biedermeierwelt des 19. Jahrhunderts über. Wilmans ist dieser Literatur treu geblieben. Er sah es als seine Aufgabe an, auf das Volk erzieherisch zu wirken, ein Ziel anzustreben, das alle Buchhändler der Zeit verband und zu dem Wort des Verlegers Meyer hinführte: „Bildung macht frei!“ Aus dieser historischen Perspektive wird uns mancher sonderbar anmutende Buchtitel von Werken, die bei Wilmans zu haben waren, verständlicher. „Die wahre Tugendschule“ von J. Engewald (Bibl. 59), „Der kluge und belehrende Hausvater“ von J. W. J. Weissenbruch (Bibl. 62), J. Armstrongs „Die Kunst immer gesund zu seyn“ in deutscher Übersetzung (Bibl. 65), J. C. Fröbings „Menschenbeobachter“ (Bibl. 56) sind solche menschenbeglückenden Bücher des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Von Johann Peter Ludwig Snell wurde eine Reihe ähnlicher Werke verlegt. Auch der so fruchtbare Schriftsteller und Bremer Prediger Johann Ludwig Ewald fehlte nicht. Seine „Kunst, ein frohes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden“ (Bibl. 63) erlebte viele Auflagen.

Denken wir noch an die bremischen Zeitschriften (Bibl. 84—86), darunter an das von Johann Smidt herausgegebene „Hanseatische Magazin“ in 6 Bänden 1799—1801²¹⁾, so ergibt sich bereits ein buntes vielseitiges Bild des Verlages in den ersten Jahren seines Bestehens.

c) Die ersten Taschenbücher

In diesen Bremer Anfängen, in denen die Wilmansschen Beziehungen allmählich über die lokalen Verbindungen hinauswuchsen, entstand ein Unternehmen von allgemeiner literarischer Bedeutung, dem Wilmans letzten Endes seinen Aufstieg zu verdanken hat.

Aus der Idee, durch eine Zeitschrift das Schönegeistige mit dem Moralischen, das Unterhaltende mit dem Belehrenden zu verbinden, gingen

²¹⁾ Über das „Hanseatische Magazin“ vgl. Elard Hugo Meyer, Johann Smidt als Student, Candidat der Theologie, Prediger und Professor der Philosophie 1792—1800. In: Johann Smidt. Ein Gedenkbuch . . . Bremen 1873. S. 84—87.

zunächst die „Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück“ hervor, von J. G. Hoche und J. K. C. Nachtigall herausgegeben, erschienen von 1798—1804 und mit Erzählungen der gängigen Unterhaltungsschriftsteller der Zeit gefüllt (Bibl. 48).

Aus dieser Familienzeitschrift wiederum scheint das Taschenbuch erwachsen zu sein, in dem fortan Gedichte und kleine Erzählungen veröffentlicht werden sollten. Solche Musenalmanache gab es seit der Zeit des Rokoko in den verschiedensten Arten. Sie waren eine Modeform der Literatur bis ins 19. Jahrhundert hinein. Man muß sich die Göttinger oder die Schillerschen Musenalmanache vergegenwärtigen, um die Bedeutung abzuschätzen, die dieser literarischen Kurzware in jener Zeit zukam. Sie gehörten unbedingt zum kulturellen Leben der damaligen Welt. Sie waren das Organ neuer Dichtung, der „Marktplatz“, wie der alte Herder einmal schrieb, auf dem die Werke der Zeit zur Schau gestellt wurden²²⁾. Natürlich war das Niveau sehr unterschiedlich. Die meisten Taschenbuchproduzenten waren zweitrangige Schriftsteller. Aber diesen Mitläufern standen die vielen Dichtungen gegenüber, die in den Almanachen zuerst gedruckt wurden²³⁾.

Von Jahr zu Jahr verfolgten Dichter und Publikum die Produktion der Taschenbücher. Die meisten derartigen Unternehmen waren kurzlebig. Das Wilmannsche Taschenbuch aber, das in dem kleinen Format zur Michaelismesse 1799 als „Taschenbuch auf das Jahr 1800. Der Liebe und Freundschaft gewidmet“ erstmalig erschien, hat sich über 40 Jahre behauptet. Fast Jahr für Jahr in ununterbrochener Folge kamen die kleinen Bände mit den vorangestellten, sorgfältig gestochenen Kupfern in den Handel, eines der ausdauerndsten Unternehmen dieser Art, das noch aus dem Kreis der Klassik schöpfen konnte und bis in den Vormärz reichte. Eine Geistesgeschichte en miniature liegt in diesem Erzeugnis des Verlages Friedrich Wilmans: es ist in mancher Hinsicht in der Literaturgeschichte merkwürdig geblieben.

Das Taschenbuch wuchs aus dem schöngeistigen Verlage hervor. In

²²⁾ Vgl. Anmerkung 95.

²³⁾ Ein anschauliches Bild der Almanache vermittelt für Goethe: Arthur Goldschmidt, Goethe im Almanach. Leipzig 1932. — Inzwischen erschien das reizvolle Werk von Maria Gräfin Lanckorónska und Arthur Rümnn, Geschichte der deutschen Taschenbücher und Almanache aus der klassisch-romantischen Zeit. München (1954), das auf S. 71—75 das Taschenbuch Der Liebe und Freundschaft gewidmet ausführlich beschreibt. Abbildungen auf Taf. 55—58.

Taschenbuch

auf das Jahr

1800

der

Liebe und Freundschaft

gewidmet

Bremen

bey Friedrich Wilmans.

der Folge sollte es sich zeigen, daß es immer mehr Sammelpunkt des Verlages wurde, um den sich wichtige Werke deutscher Literatur gruppierten.

Der Titel des Almanachs stammt vermutlich von einem kleinen handschriftlich in Smidts Nachlaß erhaltenen anonymen Schauspiel: „Liebe und Freundschaft“. Die Grundidee, die mit dem Titel gegeben ist, ordnet sich dem Bestreben von Wilmans ein. Häuslichkeit, Empfindsamkeit, Frohsinn, Freundschaft, Liebe — diese Ideale jener Zeitwende um 1800 geben dem Taschenbuch den familiären, optimistischen Grundton.

Der Verleger wandte sich vor Erscheinen des ersten Taschenbuches um Beiträge an namhafte Autoren, auch an Goethe und Schiller, die aber sicherlich solche Bitten, die ihnen von vielen Seiten gestellt wurden, lästig fanden²⁴). Wilmans hatte vergeblich gebeten. So sind die Beiträge nicht bedeutend: der unvermeidliche August Lafontaine eröffnete den Reigen der sentimentalen Erzählungen. Wilmans' Autoren Hoche, Otmar, Ewald trugen bei. Verse von Klamer Schmidt, Tiedge, Mahlmann, Schlichtegroll u. a. schlossen den poetischen Teil des Bändchens, das geschmackvoll mit einem gestochenen Titelblatt ausgestattet wurde, einem kleinen Frontispiz, den gefeierten König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Familie darstellend, einer Widmung an Königin Luise²⁵) und einer Folge englischer Kupfer. Die Textbeiträge wurden geschickt verteilt und mit Zwischentiteln versehen, womit sich der Verleger als Herausgeber wirklich als ein kunstsinniger Mann auswies^{25a}).

Das Taschenbuch wurde beifällig aufgenommen. Dadurch ermutigt, schrieb Wilmans erneut, und zwar auf eine so liebenswürdige Art

²⁴) Aus Schillers und Wilmans' Briefen von 1800 zu erschließen. Schiller entschuldigte sich für sein Schweigen. S. unten.

²⁵) Auch Cottas Damen-Calendar für 1801 war der Königin gewidmet. „Die Königin von Preußen mußte an der Spitze stehen, damit er Cotta in nichts gegen Herrn Wilmanns zurückbleibe“ (Schiller an Goethe. 17. Sept. 1800. — Schillers Briefe. Hg. von F. Jonas. Bd. 6, S. 201).

^{25a}) Lanckorońska-Rümann, a. a. O., übernehmen nach Goedeke die Mutmaßung, daß die Hofrätin Johanna Caroline Wilhelmine Spazier im ersten Jahrzehnt die Bände redigierte. Den „Bemühungen der Herausgeberin“ sei es jedenfalls zu danken, daß „die vier großen Weimarer Dichturfürsten mit Originalbeiträgen vertreten“ waren. Wilmans' Briefe beweisen, daß der Verleger selbst die Beiträge sammelte. Erst 1811 gab er die Redaktion an Stephan Schütze ab.

nach Weimar, daß sowohl Goethe als Schiller, Jean Paul als Wieland aufmerksam wurden. Wilmans hatte die schöne Idee, jedem Dichter über Braunschweig ein Kistchen portugiesischer Weine als Einladung zur Mitarbeit an seinem Taschenbuch zu schicken. Er liebte es, seinen Beziehungen zu den Autoren eine besondere Note zu geben. Mit diesem Versuch hatte der einfallsreiche bremische Kaufmann einen vollen Erfolg. Der Wilmansche Wein wurde in Weimar berühmt. Bei Wielands sprach man ihm lebhaft zu. Es „sind bereits alle 5 Gattungen dieser Götterweine auf Ihre Gesundheit versucht“, schrieb der Dichter nach Bremen, „und jeder in ihrer Art vortrefflich befunden worden. Besonders hat der Tinto d'Alicante bey einem meiner Freunde so großen Beyfall gefunden, daß er mich dringend gebeten hat, mich bey Ihnen zu erkundigen, ob dieser wahre Nektar zu Bremen in größerer Quantität zu bekommen sey, und wie hoch die bouteille zu stehen kommen würde“²⁶⁾.

Auch Schiller wird die Sendung Freude ins Haus getragen haben. Der erste Eintrag in seinem Tagebuch nach der Krankheit lautet: „Am 15. April ein Kistchen mit 17 Bouteillen Wein aus Bremen, franco bis Braunschweig“²⁷⁾.

Vier Wochen früher — am 13. März 1800 — hatte Wilmans dieses höfliche Schreiben an den Dichter gerichtet:

Bremen 13. Merz 1800.

Verzeihen Ew. Wohlgebohren es dem lebhaften Wunsche, dem Publico für die gute Aufnahme des ersten Jahrganges meines Taschenbuchs meinen schuldigen Dank zu bringen, daß ich Ihnen abermals durch einige Zeilen beschwerlich falle.

Womit würde ich wohl die Leser meines Taschenbuchs froher überraschen können, als durch ein Product Ihrer liebenswürdigen Muse? was würde mir sicherer für die Fortdauer meines Unternehmens bürgen, als wenn ein Schiller sich entschließen wollte, mich durch seine Beiträge zu demselben zu unterstützen?

Sollte mich die süße Ahndung täuschen, die ich von Ihrer Bereitwilligkeit hege? Oder darf ich mir nicht vielmehr mit der Erhöhung meiner angelegentlichsten Bitte schmeicheln?

In Ansehung meines Danks beziehe ich mich auf das Schreiben, womit ich zu seiner Zeit mein an Ew. Wohlgebohren gesandtes Taschenbuch

²⁶⁾ Wieland an Wilmans. 4. Mai 1800. — Zeitschrift für Bücherfreunde NF. 13 (1921), S. 128.

²⁷⁾ Schillers Calender. Bearb. von E. Müller. Stuttgart 1893.

begleitete, und werde gewiß in der Erfüllung jeder mir von Ihnen vorzuliegenden Bedingung meine ehrenvollste Pflicht suchen. Eine Kleinigkeit an Wein, welche ich am Sonnabend in einer Kiste H H S No 64 gemk. nach Braunschweig an H. Joh. Chr. v. d. Heyde sen. sandte, und von daher Sie es mit der ersten Fuhre erhalten werden, werden Sie als eine schwache Aeußerung meines Wunsches, bey Ihnen in wohlwollendem Andenken zu bleiben, nicht ungünstig aufnehmen, und sich versichert zu halten, daß ich mit unveränderlicher Hochachtung und Verehrung verbleibe Ew. Wohlgebohren ergebenster Diener

Friedr. Wilmans. ²⁸⁾

Gleich nach dem Eintreffen der Weinsendung antwortete Schiller auf die freundliche Bitte:

Weimar 16. April 1800.

Ihr gütiges Geschenk, das ich dieser Tage erhielt und wofür ich Ihnen verbindlichst danke, setzt mich in Verlegenheit, da ich nicht weiß, wie ich mich erkenntlich dafür bezeugen soll.

Das erste Schreiben, worinn Sie mich um Beiträge zu Ihrem Taschenbuch ersuchten, erhielt ich zu einer für mich sehr traurigen Zeit, wo ich jeden Augenblick fürchtete, meine Frau durch den Tod zu verlieren; ich konnte also nicht darauf reflektiren. Und Ihr Zweites vom vorigen Monat erhielt ich kurz nachdem ich selbst aus einer schweren Krankheit erstanden war. Durch diese unglücklichen Ereignisse habe ich viele Zeit verloren und kann kaum damit fertig werden, ältere Engagements gegen meine bißherigen Verleger zu erfüllen.

Ich werde indessen suchen, Ihre Erwartungen wenigstens nicht ganz unbefriedigt zu lassen, um mich der Schuld, die Sie mir im Voraus auflegten, zu entledigen. Rechnen Sie also, auf jeden Fall, wenigstens auf einen kleinen Beitrag, da mir die Zeit zu einem größeren fehlt, und er soll binnen einem Monat oder 6 Wochen eintreffen.

Ich verharre mit vollkommener Hochachtung

Ew. hochedelgeb.

ganz ergebenster Diener

Schiller. ²⁹⁾

An Herrn
Buchhändler Wilmans
in
franco. Bremen.

Wilmans war begeistert über den Brief Schillers, als er ihn nach der Rückkehr von der Leipziger Messe vorfand. Die Antwort, die er gleich darauf an Schiller richtete, macht uns trotz der seinerzeit üblichen devoten Floskeln mit der Persönlichkeit des Schreibers bekannt. Wir können uns den Verleger vorstellen, wie er am Pult seines kleinen

²⁸⁾ Geschäftsbriefe Schillers. Ges., erl. und hg. von Karl Goedeke. Leipzig 1875. S. 221. — Über die Beziehung zwischen Schiller und Wilmans vgl. Goedeke's Anmerkungen in dieser Ausgabe.

²⁹⁾ Schillers Briefe. Hg. v. F. Jonas. Bd. 6. Stuttgart o. J. S. 147.

Kontors freudig dem großen berühmten Manne dankt, überschwenglich in seinen Äußerungen, „entzückt“ von dem Gedanken, mit Schiller in Beziehung zu treten, aber zugleich doch förmlich und steif in seiner norddeutschen Wesensart.

Wohlgebohrner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Eine Geschäftsreise, von welcher ich erst seit ein paar Tagen zurückgekommen bin, hat meinen Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 16. April verzögert, welchen ich Ihnen jetzt aus vollem Herzen abstatte.

Die Aussicht, die Sie mir eröffnen, mein Taschenbuch mit Ihren vorzüglichen Arbeiten schmücken zu wollen, entzückt mich! ich bitte also inständigst sich gelegentlich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern.

Wie glücklich würde ich mich schätzen wenn Ew. Wohlgebohren sich entschließen könnten eines Ihrer künftigen Geistesproducte meinem Verlage anzuvertrauen! Die Versicherung, daß ich jede Ihnen beliebige Bedingungen mit Vergnügen eingehen würde, ist wohl das geringste was ich im Voraus versprechen kann, so wie, daß es mir das größte Vergnügen seyn würde, demselben eine, dem Innern so viel mögliche Eleganz ertheilen zu laßen. Ich würde Ihnen außerdem noch zeitlebens verbunden bleiben.

Mögten Sie dieser meiner Bitte Ihre gütige Aufmerksamkeit schenken! ich ersuche wenigstens ganz angelegentlichst darum, und bin in der Erwartung meinen Wunsch wenn es Ihnen möglich ist, erfüllt zu sehen mit aller schuldigen Hochachtung

Ew. Wohlgebohrn
gehorsamster Diener
Friedrich Wilmans. ³⁰⁾

Bremen d. 28 Juni 1800.

Am 30. Juni sandte Schiller zwei Gedichte an Wilmans, die für das nächste Taschenbuch bestimmt waren, das Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte“ und das Lied der Hexen in Macbeth.

Die anderen Autoren waren indessen nicht alle so pünktlich. An Jean Paul hatte sich Wilmans wohl in erster Linie auch um Beiträge für die „Ruhestunden“ gewandt. Der Dichter schrieb über „die frohen Stunden, die im (Wein-)Kästgen eingepackt liegen“ ³¹⁾, am 21. März

³⁰⁾ Marbacher Schillerbuch. Hg. v. Otto Güntter. Bd. 2. Stuttgart und Berlin 1907. S. 320—321.

³¹⁾ Die Briefe Jean Pauls. Hg. und erl. von Eduard Berend. Bd. 3. München 1924. S. 335. Nur die mitgeteilte Stelle ist nach einer Kopie erhalten. — Über das Verhältnis Jean Pauls zu dem Verleger vgl. vor allem diese Briefausgabe. Die dort erwähnten Briefe von Wilmans, die sich in der Preußischen Staatsbibliothek befanden, sind nicht mehr nachweisbar.

1800 nach Bremen zurück. Doch ein Beitrag blieb aus. Jean Paul war dem unbekanntem Verleger gegenüber skeptisch, wie ein Brief an seinen Freund Christian Otto zeigt:

Unter allen Werbetrommeln zu einer Vierteljahrsschrift hat die von Wilmans in Bremen die beste Haut und Tönung; er schrieb vorn herein die gewöhnlichen Schmeicheleien, die so wenig rühren, bis er beifügte, ich möchte es für einen geringen Beweis seiner Achtung etc. ansehen, daß er etc. etc. ein Kistgen mit Wein nach Braunschweig etc. etc. abgehen lasse. Ich bin Mitarbeiter. ³²⁾

Doch was Wilmans von Schiller und Goethe, wie wir sehen werden, vergeblich erhoffte, ein Buchmanuskript zu erhalten, sollte ihm bei dem damals meist gelesenen Dichter Jean Paul gelingen. „Das heimliche Klaglied der jezigen Männer; eine Stadtgeschichte; und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht“ (Bibl. 26) erschien ein Jahr später im Verlage Friedrich Wilmans³³⁾. Anfang Januar 1801 hatte Jean Paul das umgearbeitete Manuskript geschickt, am 23. Januar bestätigte Wilmans den Empfang. Schon 3 Monate später — am 15. April 1801 — konnte er dann das erste Exemplar des gerade ausgedruckten Werkes nebst 166 Thl. Honorar — eine beachtliche Summe — nach Berlin schicken. Auch einige Neuerscheinungen seines Verlages legte Wilmans seiner Sendung bei³⁴⁾. „Seine Blumen werden ihm mit Lorbeer bezahlt werden“, antwortete der bilderreiche Jean Paul³⁵⁾. Anscheinend sollte sich der Dichter für die Wilmansschen Produkte einsetzen.

Aber kehren wir zu unserem Taschenbuchunternehmen zurück. Am gleichen Tage, an dem Wilmans an Schiller schrieb, wandte er sich auch an Goethe, den er als „den von ganz Deutschland verehrten Verfasser

³²⁾ Jean Paul an Christian Otto. 14. März 1800. — Briefe Jean Pauls. Bd. 3. S. 339.

³³⁾ Gleichzeitig mit dieser Säkulardichtung erschienen bei Wilmans übrigens die „Predigten am ersten Tag des 19. Jahrhunderts“ von J. H. Aschen (Bibl. 70) und „Einige Predigten am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts“ von J. K. Häfeli (Bibl. 71), also immerhin drei Beiträge zum Thema der Jahrhundertwende in einem kleinen Verlage.

³⁴⁾ Die Druckgeschichte nach den Daten der Briefe, wie sie in der zitierten Briefausgabe mit knappsten Regesten verzeichnet sind. Vgl. a. a. O. Bd. 4. S. 444, 454, 456.

³⁵⁾ Nur diese Zeile in Abschrift erhalten. Bd. 4. S. 73. Die Zusendung von Wilmansschen Neuerscheinungen teilt Berend ebd. mit. Hat Wilmans auch anderen Autoren seine neuen Bücher geschickt? Die Frage würde wichtig für Hölderlin, ist aber in anderen Fällen nicht bezeugt.

von Hermann und Dorothea“ (das ja auch zuerst in einem Taschenbuche erschien!) kannte. Wenn sich auch manche Mitteilungen in Wilmans' Brief mit denen an Schiller decken, so wollen wir dennoch diese bisher ungedruckten Briefe an Goethe vollständig mitteilen. Sie werden unser Urteil über den liebenswerten Verleger bestätigen.

Hochwohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr Geheime Rath!

Noch einmal wage ichs mich Ew. Hochwohlgebohrn mit der angelegentlichsten Bitte zu nahen, mir die Hoffnung zu geben, unter den künftigen Beförderer[n] meines, bereits unter den glücklichsten Ausspizien erschienenen Taschenbuchs, auch den von ganz Deutschland verehrten Verfasser von Hermann und Dorothea nennen zu dürfen.

Wie sicher würde ich auf den Dank des ganzen lesenden Publicums rechnen können, wenn Ew. Hochwohlgebohrn sich gütigst entschließen wollten, mir einige Augenblicke zu schenken und mich schon für die nächste Fortsezzung meines Taschenbuchs durch einen kleinen Beytrag beglücken könnten.

Meinen, noch immer zu schwachen Dank, Ihnen auf jede selbst beliebige bestimmte Weise, an den Tag zu legen, würde mir die süßeste Pflicht seyn, und ich beziehe mich deshalb auf den Brief, den ich bey Übermachung des ersten Jahrgangs meines Taschenbuchs Ihnen zu schreiben mir die Ehre gegeben habe.

Eine Kleinigkeit von Wein, welche ich am Sonnabend in einer Kiste, gemk. H G R. v. G. No 63 nach Braunschweig an H. J. Ch. v. d. Heyden. gesandt, und der von dort unter Ihrer geehrten Adresse versandt wird, bitte ich nicht zu verschmähen, und sich gelegentlich dessen zu erinnern, welcher mit den Gefühlen der schuldigen Verehrung verharret

Ew. Hochwohlgebohrn
gehorsamster Diener
Friedr. Wilmans ³⁶⁾

Bremen d 13 Merz 1800.

Über die „Kleinigkeit von Wein“, von der wir schon gehört haben, war auch Goethe erfreut. Ihm war eine solche Überraschung keine Alltäglichkeit. Er übersandte das Bruchstück „Der Zauberflöte zweiter Teil“ mit einem freundlichen Schreiben. Es ist der einzige erhaltene Brief Goethes an Wilmans:

Sie haben mich, mein werthester Herr Wilmans, durch Übersendung eines Kistchens guter Weinsorten, auf eine verbindende Weise einge-

³⁶⁾ 2 S. Handschrift von Wilmans. — Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Briefe von Wilmans an Goethe bin ich dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar zu besonderem Dank verbunden.

laden zu Ihrem dießjährigen Taschenbuche einigen Beytrag zu übersenden.

Unter dem wenigen, was ich zu einem solchen Zwecke mittheilen könnte, habe ich den Anfang einer Fortsetzung der Zauberflöte gewählt. Die Personen dieser märchenhaften Oper sind jedermann bekannt und ich sollte glauben, daß sich das Publikum auch für die ferneren Schicksale seiner bisherigen Lieblinge interessiren dürfte. Ich gebe die Exposition des neuen Stückes, soweit als es etwa nöthig ist um Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen.

Übrigens sey Ihnen überlassen diesen Beytrag nach dem Werthe zu honoriren, den er für Ihr Institut haben kann. Wobey ich überzeugt bin daß unser beyderseitiges Interesse auch künftig zusammen werde bestehen können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 30. May 1800.

Goethe. ³⁷⁾

In der Honorarfrage war Wilmans sicherlich etwas ratlos. Er entschloß sich, abermals eine Kiste Wein nach Weimar zu schicken, eine recht sinnreiche Weise, sich für einen poetischen Beitrag zu einem Taschenbuch für Liebe und Freundschaft erkenntlich zu zeigen. Gern hätte er ein Werk Goethes in Buchform herausgegeben. Wilmans, der großzügige Honorare zahlte, wie sich allmählich herumsprach, würde alles getan haben, um ein Werk von Goethes „bezaubernder Muse“ „dem Publico in die Hände zu geben“. So schreibt er es an Goethe, der darauf anscheinend nicht reagierte, weder jetzt noch später.

Hochwohlgebohrner
Hochzuverehrender Herr!

Nehmen Ew. Hochwohlgebohrn für den mir zu meinem Taschenbuche eingesandten vortreflichen Beytrag, den verbindlichsten Dank an. Ich bin in der That äußerst verlegen denselben nach Würden zu honoriren, da es Ew. Hochwohlgebohrn großmüthig beliebt hat, es meinem Gutdünken zu überlassen.

Mögte mein Einfall, Ihnen durch einen ausgesuchten Wein einen kleinen Beweiß meiner Dankbarkeit zu geben, nicht ganz Ihren Beyfall verfehlen, so würde ich mir Glück dazu wünschen! Ich habe in dieser Hinsicht ein Kästchen nach Braunschweig geschickt, welches mit ehesten an Sie befördert werden wird.

Ich halte für Pflicht Ihnen anzuzeigen, daß wahrscheinlich für nächstes Jahr das Taschenbuch nicht erscheinen wird. Die mir versprochenen Beyträge zu demselben sind zu sparsam eingelaufen, und diese Verzögerung macht es mir unmöglich, dem Ganzen die äußere Eleganz zu geben, die ich den Arbeiten so verehrungswürdiger Verfasser schuldig zu seyn glaube.

³⁷⁾ Werke. Weimarer Ausgabe. Abth. 4. Bd. 15. Weimar 1894. S. 71 f.

Wie sehr würden Sie mich Ihnen verbinden, wenn Sie das vollendete Ganze der fortgesetzten Zauberflöte meinem Verlage anvertrauen wollten! Könnten Ew. Hochwohlgebohrn sich dazu entschließen, so dürften Sie gewiß darauf rechnen, daß ich jede Ihrer Bedingungen in Ansehung des Honorars dafür willig eingehen und dafür, so wie für jedes andere Product Ihrer bezaubernden Muse Ihr dankbarster Schuldner bleiben, und alle Kräfte aufbiethen würde, dieselben in einem splendiden aeußern Gewande dem Publico in die Hände zu geben. Lassen Sie mich also keine Fehlbitte thun, und geben mir dadurch den stärksten Beweiß Ihrer Wohlgeogenheit, deren ich mich immer würdiger machen werde.

In diesen Gesinnungen verbleibe ich

Ew. Hochwohlgebohrn
gehorsamster Diener
Friedrich Wilmans ³⁸⁾

Bremen d 28 Juny 1800

Höchst beifällig nahm man im Goetheschen Hause Wilmans' Sendung auf. Das erfahren wir aus den Briefen des Bremer Arztes Nicolaus Meyer, der im Sommer 1800 im Hause Goethes verkehrt hatte. Da er in diesen Monaten gerade in seine Vaterstadt zurückkehrte, übernahm er gern den Auftrag, dem Geheimrat mehr von dem „Götterweine“, wie Wieland ihn genannt hatte, zu beschaffen. Der getreue Meyer, der noch oft für die kulinarischen Genüsse Goethes sorgen sollte, fand in Wilmans „einen sehr artigen Mann“ und berichtete an Christiane über die nähere Herkunft des Weins: „Wilmans hatte den Wein der Ihnen so gefallen, aus Gefälligkeit vom Herrn Postverwalter Schubart überlassen bekommen. Von diesem habe ich erfahren, daß es ein junger Caccavelhos gewesen ist, den er direct aus Portugall bekommt. Er konnte mir keinen mehr davon geben, als eine Bouteille . . .“ ³⁹⁾.

So fanden Wilmans' Weine im klassischen Weimar ein lebhaftes Echo. Sie waren ein köstlicher Beitrag Bremens zur Klassik, vergessener nur als die Weine des Ratskellers, die Hauffs unvergängliche „Phantasien“ inspirierten.

³⁸⁾ 2 S. Handschrift von Wilmans. Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

³⁹⁾ 14. Aug. 1800. — H. K a s t e n , Goethes Bremer Freund . . . Bremen 1926. S. 3 f. — Schon 3 Wochen früher hatte Meyer gleich nach seiner Ankunft in Bremen an Goethe selbst geschrieben:

Ihrem Auftrag gemäß war ich gestern bey Wilmanns, der Wein nach welchem ich mich erkundigte ist allerdings ein weißer Portwein, aber von besonderer Güte gewesen, da er ihn nur aus Gefälligkeit von einem Freunde der nicht damit handelt bekommen hat. Ich werde aber suchen Ihnen einen ebenso guten zu besorgen . . .

Kasten S. 1 f.

Der Verleger druckte jedoch das Taschenbuch mit neuem Kalendarium nun für 1801 in 2. Auflage und wartete mit der Veröffentlichung der Beiträge Goethes und Schillers⁴⁰⁾. Vielleicht hatte Wilmans auch mit einer Erzählung von Wieland gerechnet, mit dem er ja auch in Korrespondenz trat, die sich dann über Jahre hinstrecken sollte.

Der alte Wieland steckte gerade tief in seinem „Aristipp“ und konnte sich unmöglich von dieser Arbeit trennen, weniger aber noch von der wertvollen Weinkiste, die bald erbrochen und gekostet worden war. In seinem Briefe vom 3. April 1800 bedankte sich Wieland für die Sendung, versprach einen Beitrag für später, war aber mit einem Ersatz zur Hand, um die Verbindung mit einem solch entgegenkommenden Verleger nicht zu verlieren:

... Ich würde übrigens diesen Beweis Ihrer Achtung nicht annehmen können, wenn ich nicht grade im Stande wäre, Ihnen dankbar zu sein, indem ich Ihnen etwas vorschlage, was Sie für den Gewinn, den Sie von meiner Theilnahme an Ihrem Taschenbuche für dieses Jahr zu erwarten schienen, im vollen Maaße entschädigen [wird]; es ist, der Verleger eines jungen Mannes von vielen Talenten zu werden, der seit einiger Zeit bei mir lebt, von dem ich für die neue Generation der deutschen Kunst viel hoffe, und dessen persönliche Verdienste weiter aus einander zu sezzen, mir seine eigne Bescheidenheit verbietet. — Es ist der erste Theil eines Romans, der mit großer Raschheit der Handlung, viel Genialität, feines Gefühl, Wizz, Geist des Raisonnements, ungetheiltes

⁴⁰⁾ In einem Brief theilte Wilmans in einer taktvollen Verbindlichkeit mit, daß er den einen geschickten Beitrag nicht mehr drucken wolle, da er inzwischen in einer Gedichtsammlung erschienen sei. Der Brief ist ein Beispiel für die Gewissenhaftigkeit des Verlegers und für sein Bestreben, nur Originalabdrucke zu veröffentlichen:

Bremen d. 9. Nov. 1800.

Als ich vor mehreren Wochen, bald nach dem Empfang Ihres von keinem Briefe begleiteten Pakets meinen verbindlichsten Dank für die Mittheilung zweyer so schätzbaren Producte Ihrer allgemein verehrten Muse abstattete, hielt ich es für Pflicht, Ihnen von der sich noch um einige Zeit zu verspätenden Ausgabe meines Taschenbuchs Nachricht zu geben, um zu erfahren, ob es Ihnen auch misfällig sey, daß obige beyden mit gütigst bestimmten Arbeiten dem Publico noch länger vorenthalten bleiben sollten! Ob ich nun gleich von Ew. Wohlgebohren mit keiner Antwort auf diese meine Anfrage beehrt worden bin, so habe ich doch aus der bereits in die Sammlung Ihrer Gedichte verfügten Aufnahme des Gedichts an Goethe abnehmen können, daß Sie dem Publico gern etwas früher die Freude gönnen wollten, dieses jüngste Product Ihrer Muse kennen zu lernen.

Ich sehe mich daher abermals in dem Fall Ew. Wohlgebohren mit diesen Zeilen behelligen zu müssen, um zu erfahren, was Sie über das

Interesse der Ansicht, und einen durchaus neuen scharfen und originellen Umriss der Darstellung verbindet . . .

Es wäre mir äußerst angenehm, wenn mein junger Freund seine literarische Laufbahn in dem Etablissement eines so rechtschaffenen und kenntnißvollen Verlegers eröffnete, um auf immer, den dem wahren Künstler so kränkenden Hudeleien und Kleinlichkeiten zu entgehen, die leider noch so sehr unter vielen unwürdigen Subjecten Ihres Standes herrschen. Auch mögte ich Ihnen zur Bekanntschaft mit einem Kopfe helfen, der Ihnen noch [zu] manchen sehr vortheilhaften schönen Verlagsartikeln helfen wird, die Ihrem Geschäfte Ehre bringen werden. Der Roman trägt den Titel Godwi, und er füllt ein gedrucktes Alphabet. Es sind schöne Lieder hineingemischt, deren Composition sie befördern würden, und zu einem guten Kupfer würde Ihnen der Verfaßer eine äußerst interessante Scene angeben . . .⁴¹⁾

Dieser junge Mann war also Clemens Brentano, der Enkel von Wielands alter Freundin Sophie von La Roche, damals noch im freundschaftlichen Verkehr mit dem Vertreter „der guten alten Zeit“, als der sich Wieland fühlen mußte.

In der umgehenden Antwort vom 13. April 1800 erklärte sich Wilmans bereit, den Godwi zu verlegen, allerdings trotz der schmeichelhaften Bemerkungen über seinen Verlag unter der Bedingung, daß Wieland „vermittelst günstigen Urtheils dieser Schrift den Weg ins Publikum“ bahne⁴²⁾. Doch das lehnte dieser entschieden ab. In einem langen „Erlaß“ vom 4. Mai 1800 setzte Wieland seine Gründe auseinander, charakteristisch für seine Stellung zu den Romantikern. Zunächst

mir noch überschickte Lied der Hexen in Macbeth verfügt wissen wollen, und ob ich mir nicht mit der frohen Hoffnung schmeicheln darf, die Stelle des vom Publico bereits nach Verdienst aufgenommenen Gedichtes an Goethe — durch ein anderes ersetzt zu sehen? In den ersten Tagen des neuen Jahrs wird der Druck des Taschenbuchs für 1802 anfangen.

In der Erwartung recht bald mit einer gütigen Antwort beehrt zu werden, verbleibe ich hochachtungsvoll

Ew. Wohlgebohren
ergebenster Diener
Friedr. Wilmans.

Abgedruckt bei Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. S. 243.

⁴¹⁾ Wieland und Clemens Brentano. Ein unbekannter Brief Wielands, mitgeteilt und erläutert von E. B e r e n d. Zeitschrift für Bücherfreunde NF. 13 (1921), S. 125—126. „Dieser Brief Wielands über Brentano an Wilmans bedeutet eine kurze Ruhepause in der Reihe seiner scharfen Urteile über die Romantiker.“ (L. H i r z e l, Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern. Bern 1904. S. 52.)

⁴²⁾ Zitiert nach Wielands Worten in dem in der folgenden Anmerkung belegten Brief.

kannte er den ganzen Roman noch nicht. Außerdem würde es sich der eitle Brentano verbeten haben, daß der alte Wieland für ihn einträte. Im übrigen hält dieser seinen „jungen Freund“ für einen „excentrischen und durch den Umgang und die Schriften einiger allerneuester Ästhetiker, Dichter und Egoistisch-Idealistischen Philosophen etwas verschrobene[n] Kopf“. Über den Godwi fügt er hinzu:

... Sein Werk gehört, wenn ich nicht sehr irre, in die Klasse der Schlegelschen Lucinde, des Prinzen Zerbino's und der anderen Produkte des Hrn. Tieck, mit denen es, wiewohl auf eine ihm ganz eigene und originelle Weise, viele Familienähnlichkeit hat. Sein Genius hat mächtige Flügel und schwingt sich oft so hoch, daß wir andern Erdenbewohner ihm weder folgen noch in dem Elemente, worin ihm ganz wohl zu seyn scheint, Athem schöpfen können — Kurz, wenn er nicht vor der Zeit völlig überschnappt, muß noch ein sehr großer Schriftsteller aus ihm werden ... ⁴³⁾

Der Name Ludwig Tieck mußte Wilmans, der ja sicherlich kaum etwas von den geistigen Vorgängen der Romantik wußte, aufhorchen lassen. Von ihm hatte er gerade ein Stück in den Verlag genommen, das zu Michaelis 1800 herauskam: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Ein musikalisches Märchen in vier Aufzügen“ (Bibl. 21). Die Operette ist übrigens „so enorm schlecht gegangen“, daß selbst Friedrich Schlegel nicht wagte, Wilmans, von dem er meinte, „daß man ihn gewiß sehr übel disponiert fände“, ein weiteres Werk Tiecks auf der Messe 1802 anzubieten ⁴⁴⁾.

Was den Godwi betrifft, so erschien er zu gleicher Zeit bei Wilmans (Bibl. 20). Es gehörte immerhin einiges Verständnis für die Literatur dazu, ein solch skurriles romantisches Werk zu verlegen, das der Verleger aber wohl selbst nicht ganz verstanden hat. Aber „ein verwilderter Roman“ fügte sich den rührenden Geschichten, die er verlegte, wenigstens titelmäßig gut ein!

Unbewußt hatte Wilmans so die Brücke zu den Romantikern geschlagen ⁴⁵⁾, bei denen er bald bekannt wurde. Allerdings war Brentano

⁴³⁾ Der ganze Brief mitgeteilt von E. Berend, Wieland und Clemens Brentano, a. a. O. S. 126—128.

⁴⁴⁾ F. Schlegel an Tieck. 22. Mai 1802. — Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einl. und Anm., hg. von H. L ü d e k e. Frankfurt/Main 1930. S. 116 f. — Die Verlagskorrespondenz zwischen Tieck und Wilmans war noch nicht aufzufinden. Über einen späten Brief vgl. Anm. 153.

⁴⁵⁾ In der Verlagsgeschichte scheint es gerechtfertigt zu sein, den Aufbruch der jungen Generation um 1800 — Jenaer und Heidelberger Romantik — unter einem Gesichtspunkt zusammenzufassen.

ein schwieriger Autor. Noch stand der zweite Band aus, und der unstete Dichter dachte wohl nicht so schnell an eine Beendigung. Da überfiel Wilmans seinen jungen Autor eines Tages in Göttingen und redete seinem saumseligen Dichter ins Gewissen. Noch am gleichen Abend berichtete Brentano seinem Freunde Savigny den Hergang:

... Ich habe heute Abend mit meinem Verleger zu Nacht gegessen. Er reiste hier durch und ich fühle mich durch diese Gesellschaft so erniedrigt, meine ganze Armut, meine Mutlosigkeit fällt mir so aufs Herz durch diesen Menschen, der mir ruhig sagen kann: in vier Wochen müssen Sie den Godwi an Frommann schicken, sonst kann ich ihn vor Ostern nicht drucken, daß ich ganz tot hier sitze. Der Kerl ist mir bei all seiner Liberalität der schmutzigste Repräsentant der ganzen Welt geworden. Nun soll ich schmieren und edle Gefühle aussprechen...⁴⁶⁾

Aber alles Gezeter half nichts. Der Band wurde zu Ende geschrieben und konnte noch Ende des Jahres 1801 erscheinen⁴⁷⁾.

Ein Jenenser Bekannter Brentanos, Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Hölderlins, kam im November 1800 nach Bremen, um seinen alten Gefährten aus dem Bunde der Freien Männer, Johann Smidt, zu besuchen⁴⁸⁾. Er las im Kreise der Bremer sein Trauerspiel „Fernando“ vor. Vielleicht war Wilmans anwesend, vielleicht lernte er ihn durch Smidt kennen. Jedenfalls, das Drama „Fernando“, über das sich Höl-

⁴⁶⁾ Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano. Hg. von Wilhelm Schellberg und Friedrich Fuchs. Jena (1939). S. 212. — Briefe Brentanos an Wilmans aus den Jahren 1800/1801 sind noch nicht bekannt geworden, aber sehr wahrscheinlich.

⁴⁷⁾ Über die bibliographischen Schwierigkeiten, die sich aus der verschiedenen Datierung von Titelblatt und Kupfertitel ergeben, vgl. O. Mallon, Brentano-Bibliographie. Berlin 1926. S. 5 f.

⁴⁸⁾ Vgl. Karl Freye, Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins. Langensalza 1913. (Pädagogisches Magazin. H. 547.) — Daß das Drama, das die Jahreszahl 1802 trägt, schon November 1801 erschien, weist Freye nach. Vgl. S. 161 f. und die Anm. S. 263.

⁴⁹⁾ Friedrich Majer (1772—1818) scheint eine recht bemerkenswerte Gestalt aus dem Kreise der Romantiker gewesen zu sein. Mit Friedrich Schlegel wurde er 1800 in Jena bekannt. In Tiecks „Poetischem Journal“, 1800, S. 165 bis 216, von ihm: „Über die mythologischen Dichtungen der Indier“. In einem Brief vom 23. Jan. 1816 an Fr. Schlegel, in dem der als freier Schriftsteller in Weimar lebende Gelehrte sein trauriges Lebensgeschick erzählt, heißt es übrigens: „Der Arme [Bertuch] hat auch schon zu den Schatten wandern müssen, wie unser Sinclair“, was beweist, daß Majer auch mit Hölderlins Freund, dem Vermittler bei Wilmans, bekannt war. Mitgeteilt von J. Körner: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Berlin 1926. S. 197. — Vgl. dort Körners Anmerkungen, S. 535 f.

Das Werk Majers, das Wilmans verlegte, nennt sich im Untertitel „Roman-

derlin einmal ausführlich äußerte, erschien Ende 1801 bei Friedrich Wilmans in Bremen (Bibl. 27).

Noch andere bekannte Schriftsteller traten zu gleicher Zeit zu Wilmans in Beziehung. Friedrich Bouterweks „Almusa“ (Bibl. 23) und Friedrich Majers romantische Biographie „Bertrand du Guescelin“ (Bibl. 24) wurden verlegt⁴⁹⁾. Beide standen den Romantikern nicht ganz fern, während allerdings die Bücher von Johann Gottwerth Müller, dem Verfasser des damals viel gelesenen Unterhaltungsromans „Siegfried von Lindenberg“, nur noch wenig mit anspruchsvollerer Literatur zu tun haben (Bibl. 25, 28).

Das Taschenbuch hatte Wilmans den Weg gebahnt. Seine Verlagswerke fanden Anklang. Auf der Leipziger Jubilatenmesse 1801 sprach ihn Tieck an, ob er Lust hätte, die bei Unger festgefahrene Shakespeare-Ausgabe A. W. Schlegels fortzusetzen. Dieser hatte seinem Freunde geschrieben: „Sprich weiter mit andern Buchhändlern, dem Lübecker Bohn, Nicolovius, Wilmans etc. was ordentliche Leute sind, auf die man Vertrauen haben kann . . .“⁵⁰⁾. Aber inzwischen hatte Schlegel den Streit beigelegt, und Unger druckte den Shakespeare weiter.

Mittlerweile wurde das Taschenbuch für das Jahr 1802 fertig und kam zur Michaelismesse 1801 heraus. Gegen Anfang stehen die weni-

tische Biographie“. Der Wortsinn romantisch bedeutete damals noch romanhaft. In seiner Rubrik „Romantische Schriftsteller“ führt J. G. Meusel: Das gelehrte Teutschland. 5. Aufl. Bd. 12. Lemgo 1806, S. 254—256 u. a. „von Göthe . . . Hölderlin . . . Wieland“ auf. — Der uns geläufige Sinn des Wortes als eine geistige Haltung zum Leben kommt erst allmählich auf. Es ist aber immerhin bezeichnend, daß neben Majers Werk noch andere „romantische“ Schriften zu finden waren:

1801 J. G. Müllers „Mein Budget, oder kleine romantische Schriften“ (Bibl. 25).

1802 Seume und Gittermann, Zwey romantische Erzählungen (Bibl. 30).

1805 Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin (Bibl. 37).

Es ist möglich, daß Wilmans selbst die Bezeichnung den Autoren empfahl, da er auf leuchtende Titel Wert legte. Vgl. Sophie Brentano an Clemens, Ende Nov. 1804: „ . . . Wilmanns, der mir einen förmlichen Kontrakt geschickt hat, bittet sehr dringend um einen Titel; mein gegebener war ihm zu einfach. Nun ist mir auf der Welt nichts verhaßter wie Titel und Büttel . . .“ Briefw. zw. Cl. Brentano und S. Mereau. Hg. v. H. Amelung. Potsdam 1939. S. 367. Bezieht sich auf Bibl. 35.

⁵⁰⁾ Berlin, 7. Mai 1801. — Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Hg. v. H. Lüdeke. Frankfurt a. M. 1930. S. 77. — Tieck führte den Auftrag aus. Ihm war aber „der ganze Handel verdrüßlich“. Ebd. S. 78.

gen märchenhaften, fröhlich-traurigen Szenen von Goethes Singspiel „Der Zauberflöte zweiter Teil“. Gegen Ende liest man Schillers Hexenlied, die Ballade von dem durch Nixenkunst verführten braven Fischer. Die kleine dramatische Szene, die auch vom geheimen Walten überirdischer Kräfte singt, erscheint wie ein fernes Echo zu Goethes bezaubernden Versen⁵¹⁾. Als Mittelstück des Taschenbuchs wurden Gedichte von Nicolaus Meyer eingerückt, darunter „An den Geheimen Rath von Göthe. Im Namen einiger jungen Damen. Auf der Redoute überreicht“. Autoren des Verlages waren wieder vertreten: Bouterwek, Otmar, Ewald, Halem, Sangerhausen. Auch Boehlendorff veröffentlichte vier lange, grüblerische Gedichte. Im ganzen ist das Taschenbuch, das im Titelpuffer die Häuslichkeit allegorisch darstellt, von einer ansprechenden, wohlgeordneten Reichhaltigkeit.

Am 2. September 1801 übersandte Wilmans Schiller, 13 Tage später Goethe die Belegexemplare. In den beiden Schreiben, die fast wörtlich übereinstimmen⁵²⁾, wagte es Wilmans, wieder einen Schritt weiterzugehen. Er fragte an, ob nicht „Deutschlands verehrte zwey Lieblinge ein Goethe und Schiller sich vereinigen wollten“ zur Herausgabe seines Taschenbuches.

An Goethe:

Hochwohlgebohrner Herr
Hochzuverehrender Herr!

Erlauben Ew. Excellenz mir, Ihnen beykommend ein Exemplar meines Taschenbuchs, dem Sie durch Ihren Beytrag eine glänzende Zierde gegeben haben, mit dem Gefühle des aufrichtigsten Danks dafür zu überreichen.

Verschiedene Rücksichten, unter denen diejenige die Wichtigste ist, daß ich dem Publico gern etwas recht Vollendetes liefern möchte, bestimmen mich, vor dem Jahre 1804 nicht wieder mit diesem Taschenbuche aufzutreten. Ich glaube es der lesenden Welt für die Auszeichnung, die mein Taschenbuch gefunden, schuldig zu seyn, ihr jedes Kommende mit erhöhtem innern Werthe zu überreichen, um dadurch das Interesse an demselben immer lebhaft zu erhalten. So sehr mir nun auch eine Ver-

⁵¹⁾ S. 15—36: Der Zauberflöte zweiter Teil. Von v. Göthe.

S. 115—124: 4 Gedichte von N. Meyer.

S. 175—178: Der Fischer. Lied der Hexen im Macbeth. Von Schiller.

Das zweite Gedicht Schillers „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“ wurde also nicht aufgenommen, wie es Wilmans schon Schiller mitgeteilt hatte. Vgl. Anm. 40.

⁵²⁾ Wilmans an Schiller. Marbacher Schillerbuch. Hg. von Otto Güntter. Bd. 2. Stuttgart und Berlin 1907. S. 341—342.

einigung mehrerer von den Musen begünstigten Köpfe Deutschlands bisher dazu geeignet schien, diese Absicht zu erreichen, so glaube ich doch jetzt mit noch mehr Zuversicht, daß, wenn sich ein oder zwey der großen Männer, die Deutschland jezt fast ausschließlich für seine Lieb-linge erklärt hat, bereit finden ließen, die Ausarbeitung des Taschenbuchs allein zu übernehmen, ich mir den Dank des Publicums desto sicher[er] versprechen dürfte.

Dieser Gedanke, und der Vorsatz Ew. Excellenz ergebenst zu er-suchen sich diesem Geschäfte zu unterziehen, waren so schnell gefaßt, als sie natürlich zusammen trafen. — Da ich aber mit Recht besorgen mußte, daß mein Wunsch Ew. Excellenz mögten mir ausschließlich die reizende[n] Ergüsse Ihrer die Herzen bezaubernden Muse widmen, vielleicht zu unbescheiden, oder Ihnen selbst wohl zu lästig seyn mögte, so habe ich mich zugleich auch mit meiner Bitte an den Herrn Hofrath Schiller gewendet, um denselben für mein Unternehmen geneigt zu machen. Die Einrichtung meines Taschenbuchs begünstigt, oder erlaubt doch wenigstens eine solche doppelte Theilnahme. Es ist der Freundschaft und Liebe geheiligt! — Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Deutschlands verehrte zwey Lieb-linge ein Goethe und Schiller sich vereinigen wollten, und mein Taschenbuch zu der Stelle unter seinen Nebenbuhlern zu erheben, an welcher Beyde unter den deutschen Dichtern stehen! und wenn in dieser Absicht beyde sich über die besondere Bearbeitung eines jener Hauptgegenstände freundschaftlich vereingen wollten! Meine Dankbarkeit würde dem Gefühle meiner unbeschränkten Hochachtung für diese beyden Männer nichts nachgeben, und gern und willig jede Aufopferung machen, die nur irgend in meinen Kräften stünde. Mit Ungedult erwarte ich Ew. Excellenz gütige Entschließung, die ich nebst Ihren fernern Bedingungen und Vorschlägen recht beschleunigt zu sehen wünsche, wonach ich denn nicht zögern werde meiner Verbindlichkeit nach zu kommen. Wie sehr die Summe derselben durch diesen erneuerten Beweiß Ihres Wohlwollens vermehrt werden würde, vermag ich Ihnen so wenig zu sagen, als ich im Stande bin die Verehrung zu schildern die mir Ihre Verdienste eingeflößt haben, und mit welcher ich so pflichtmäßig als willig zu seyn die Ehre habe

Ew. Excellenz

gehorsamster Diener
Friedrich Wilmans ⁵³⁾

Bremen d 15 Sept : 1801

Wilmans konnte es sich erlauben, jetzt, da er ein gutes Taschenbuch herausgab, eine solche Bitte vorzutragen und sich zum Sprecher des lesenden Publikums zu machen. Aber weder Schiller, der gerade seinen

⁵³⁾ 3 S. Handschriftlich von Wilmans. Ungedruckt. Siehe Anm. 36. Abgesehen von der verschiedenen Anrede, statt „Ew. Excellenz“ redet Wilmans Schiller „Ew. Wohlgebohrn“ an, enthält der Brief an Schiller die recht charakteristische, wenngleich zwingend notwendige Variante: „Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Deutschlands verehrte zwey Lieb-linge ein Schiller und Goethe sich vereinigen wollten...“. An Goethe: „... ein Goethe und Schiller“.

Musenalmanach aufgegeben hatte, noch Goethe, der an Cotta gebunden war, konnten darauf eingehen.

Im Frühjahr 1802 kam Wilmans persönlich nach Weimar, besprach mit Schiller, vielleicht auch mit Goethe, das Taschenbuchunternehmen, zeigte Schiller stolz die neuen Kupfer für das Taschenbuch 1803, das er nun doch erscheinen lassen wollte. Schiller riet ihm, sich mit Unger, Cotta und Vieweg zur Herausgabe eines gemeinsamen Almanachs zu verbinden. In diesem Sinne schrieb er auch an Cotta⁵⁴). Aber die Idee wurde nicht verwirklicht. Offenbar hatte Wilmans auch Herder aufgesucht, der sich für das Taschenbuch interessierte und vielleicht halbwegs gar die Redaktion zu übernehmen zusagte⁵⁵).

Dieses Jahr 1802, das ihn nach Weimar führte, war ein Höhe- und Wendepunkt in Wilmans' Leben. In seinen Verlag nahm er damals wieder alles, was ihm geboten wurde: durchschnittlich jeweils 21 Werke in den Jahren 1799—1802. Manche belanglose medizinische Tagesliteratur, viele Haus- und Schulbücher erschienen. Der größere Umsatz ermöglichte es dem Verleger, nach Frankfurt am Main überzusiedeln. Durch die Vermählung mit einer Frankfurter Bürgerstochter war er schon 1793 in den Besitz des dortigen Bürgerrechts gekommen⁵⁶). Er war in Frankfurt dem Zentrum des Buchhandels näher, konnte in engerem Kontakt mit den Autoren leben und sich besser einem neuen Unternehmen mit Friedrich Schlegel zuwenden. Im August 1802 verließ Wilmans seine Vaterstadt.

⁵⁴) Schiller an Cotta. 9. Juni 1802:

... Wilmans aus Bremen war neulich bei mir und zeigte mir 10 Kupfer, die er zu seinem Taschenbuch hat stechen lassen! Er scheint viel Geld daran gewendet zu haben. Mir fiel ein, daß wenn Sie, Vieweg, Unger und Wilmans, anstatt einander jetzt durch Rivalität Abbruch zu thun, ihre Kräfte zu Einem Calender vereinigten, so müßte jeder von Ihnen sich besser dabei befinden. Es müßte ein Almanach zu Stande kommen, den alles schlechterdings kaufen müßte und mit welchem kein anderer Buchhändler concurrieren könnte. Auch die Autoren, welche jezt getrennt sind, würden dadurch vereinigt und für Einen Zweck arbeiten. Man könnte in Rücksicht auf Kupferstiche etwas ganz trefliches leisten etc. Es haben sich öfters mehrere Autoren zu einem Werke vereinigt, aber noch nicht mehrere Buchhändler. Der Versuch wäre ganz neu, und könnte noch einen sehr großen NebenVortheil haben, nemlich diesen, daß sich vier oder fünf thätige und solide Buchhändler in die Hände arbeiten, und für Einen Mann stehen lernten. Wilmans wird Ihnen vielleicht darüber schreiben ...

Schillers Briefe. Hg. v. F. Jonas. Bd. 6. Stuttgart o. J. S. 394. Wilmans, der für Ideen seiner Autoren leicht empfänglich war, wird sich diese für Schiller

2. Die Frankfurter Zeit 1802—1830

Blicken wir zurück: In dem ersten Bremer Jahrzehnt hatte der unermüdlich tätige Buchhändler ein gutes Geschäft aufgebaut und mit einem eigentümlichen Verlage verbunden. Er hatte berühmte Autoren für sich gewonnen, konnte gute Honorare zahlen und versuchte, von jedem Dichter doch wenigstens ein Werk für seinen Verlag zu gewinnen. Wir haben von Ueltzen, Weddigen, Halem, Hemken, Deneken, Hoche und anderen Niedersachsen erzählt. „Bey Friedrich Wilmans“ las man auf den Titelblättern einzelner Bücher Brentanos, Tiecks, Jean Pauls, Boehlendorffs und Bouterweks. Wir sahen ihn im Umgang mit Goethe, Schiller, Wieland und Herder. Immerhin eine vielseitige Verlagstätigkeit.

In Frankfurt ließ er sich neben dem „Schwarzen Bock“ in der Elisabethengasse nieder⁵⁷⁾. Er besaß wieder in wenigen Jahren die beste Buchhandlung am Orte⁵⁸⁾. Wir sehen ihn auf der Messe zu Leipzig Verträge abschließen. Jahr für Jahr trug er die Taschenbuchbeiträge zusammen. Noch ein Jahrzehnt ist er der ungenannte Herausgeber; wir erkennen sein Interesse für die Literatur, seine Bemühungen um eine geschmackvolle Ausstattung. Aus den Briefen an Goethe spricht der sehnliche Wunsch des ehrgeizigen Verlegers, sich mit einer Buchveröffentlichung auch einmal den Verleger Goethes nennen zu können, was ihm, wie berichtet, verwehrt blieb. Die ersten Bremer Jahre waren

typischen Unionsbestrebungen zu eigen gemacht haben. Cotta aber war skeptisch. Er erkannte in seiner Antwort „das große und originelle in Schillers Gedanken an, fürchtete nur, die Buchhändler würden nicht so groß denken und das Publikum würde im Verlangen nach mehreren Almanachen erst recht an die schlechten geraten“. Jonas in der Anmerkung a. a. O. S. 521.

Daß übrigens Schiller das neue Taschenbuch, das ja vier Kupfer zur „Jungfrau von Orleans“, „Maria Stuart“ und zum „Wallenstein“ enthielt, gefallen hatte, geht auch aus der Empfehlung Schillers an seinen Schwager W. F. H. Reinwald hervor: „In Ermangelung eines Cottaischen Damen Calenders den ich nicht mehr besitze schicke ich Dir einen, von W i l m a n s , der wenigstens durch seine artigen Kupfer sich empfehlen wird“. 6. Dez. 1800. Marbacher Schillerbuch. Bd. 2. Stuttgart etc. 1907. S. 238.

⁵⁵⁾ Vgl. die Belege in Anmerkung 95.

⁵⁶⁾ Wilmans erhielt am 15. März 1793, 3 Wochen vor seiner Heirat, das Frankfurter Bürgerrecht „auf das Bürgerrecht“ der hiesigen Bürgerstochter Johannette Dorothea Vogelhuber. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Archivdirektor Dr. Meinert, Stadtarchiv Frankfurt a. M.

⁵⁷⁾ Nach Auskunft von Herrn Dr. Meinert.

⁵⁸⁾ Vgl. das bei Kapp-Goldfriedrich Ausgeführte, erwähnt in Anm. 1.

reich an Gelegenheiten und Beziehungen. In dem kleinen Verlage spiegelt sich die literarische Bewegung auf eine höchst anschauliche Weise wider. Im Verkehr mit den Dichtern erfüllte Wilmans seinen bescheidenen Beitrag im Dienste der Literatur.

a) Wilmans und Friedrich Schlegel

Das Jahr 1802 brachte die persönliche Bekanntschaft mit den Schlegels. Schon 1801 scheint Wilmans zu August Wilhelm Schlegel in Beziehung getreten zu sein. In einem Brief vom 13. Februar 1802 spricht dieser von einem Wilmans angetragenen Schauspiel — es ist der „Jon“ —, der dann doch nicht bei ihm erschien⁵⁹⁾. Dagegen übersandte er Wilmans einen Beitrag für das Taschenbuch aus der Feder Sophie Bernhardis, der Schwester Tiecks und Freundin Schlegels.

... Ich selbst habe dießmal aus Mangel an Muße nichts hinzufügen können, doch büßt Ihr Taschenbuch dabey nicht ein: denn die beyfolgende Erzählung ist so schön erfunden und ausgeführt, daß ich sie geschrieben zu haben wünschte, und eignet sich durch ihren zarten Inhalt ganz besonders für ein der Liebe und Freundschaft gewidmetes Taschenbuch.⁶⁰⁾

Es war der erste Beitrag der Romantiker zu dem Taschenbuch, die ihre Werke in eigenen Almanachen veröffentlichten. Aber der beharrliche Wilmans hat dennoch nach Empfang dieses Briefes vielleicht wieder einmal seinen Weinkeller geöffnet und eine Kiste via Berlin geschickt. Jedenfalls kam vier Wochen später ein Brief von August Wilhelm Schlegel, in dem sich dieser mit dem Taschenbuchunternehmen sehr vertraut zeigte.

⁵⁹⁾ In dem Brief heißt es: „Auf der nächsten Ostermesse hoffe ich ganz gewiß das Vergnügen zu haben, Sie in Leipzig zu sprechen, und bis dahin verschiebe ich also die nähere Verabredung wegen des Ihnen angetragenen Schauspiels; da es erst auf Ostern übers Jahr in Druck erscheinen soll, so eilt es nicht damit. Es würde mir lieb seyn, wenn wir einig werden, und in ein näheres Verhältniß zu einander treten könnten.“ — Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. Ges. und erl. v. J. Körner. T. 1. Zürich (1930). S. 143—144.

⁶⁰⁾ In dem gleichen Brief vom 13. Febr. 1802.

Berlin, d. 13 März 1802.

Sie laden mich auf eine so verbindliche Art zur Theilnahme an Ihrem Taschenbuche ein, daß ich es unmöglich abschlagen kann. Ich verspreche Ihnen also, innerhalb eines Monats noch einen Beytrag an Sie abzusenden; Sie können sich auf diese Zusage verlassen und sollen nicht vergeblich warten.

Da ich nicht wußte, wie viel nach Ihrem Format und Druck der eingeschickte Aufsatz an Seitenzahl betragen würde, so habe ich Ihnen die Bestimmung des Honorars überlassen wollen. Indessen Sie wünschen sie von mir, und so glaube ich daß 6 Lsd'or billig und befriedigend seyn würde. Es kann ja auf der Messe berichtigt werden, wo ich zuverlässig hinkomme und das Vergnügen habe Sie zu sprechen.

Sie sorgen mit so bereitwilligem Eifer für die Bereicherung Ihres Taschenbuches, daß Sie einen glücklichen Erfolg dabey nicht verfehlen können, den ich Ihnen auch von ganzem Herzen wünsche, und mich Ihnen unterdessen bestens empfehle.

Ihr ergebenster

A. W. Schlegel. ⁶¹⁾

Auf der Messe 1802 also, wo sich auch die Autoren einfanden, um mit den Verlegern zu verhandeln, traf Wilmans neben August Wilhelm auch seinen Bruder Friedrich an, der im Begriff war, seine Studien in Paris fortzusetzen. Mit ihm wurde ein Vertrag zu einer neuen Zeitschrift, die unter dem Titel „Europa“ erscheinen sollte, abgeschlossen. Der Kontrakt, der über vier Hefte lief, die im Laufe eines Jahres herauskommen sollten, leitete eine letzten Endes unerquickliche Periode in Wilmans' Verlagstätigkeit ein ⁶²⁾.

Die Zeitschrift konnte nicht den Anspruch erheben, eine Fortsetzung des unvergessenen „Athenäums“ der Jenaer Tage der Frühromantik zu sein. Friedrich Schlegel war friedfertig und unpolemisch geworden. Er wandte sich immer mehr geschichtlichen und kunstästhetischen Studien zu und machte Konzessionen, nicht weil vielleicht der Verleger mit allen Autoren in Frieden leben wollte und sich glücklich schätzte, mit

⁶¹⁾ Briefe von und an August Wilhelm Schlegel, a. a. O. S. 145.

⁶²⁾ Friedrich Schlegel an Tieck. Leipzig, 22. Mai 1802: „Ich habe mit Wilmans etwas ganz leidlich gemacht, nämlich die Europa bei ihm angebracht“. Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Hg. v. H. Lüdeke. Frankfurt a. M. 1930. S. 116. — Über den „Contract“ vgl. Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Hg. von Oskar Walzel. Berlin 1890. S. 501, 526.

Zur Zeitschrift allgemein vgl. Johannes Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911. S. 117—130. Genaue bibliographische Erschließung in: Zeitschriften der Romantik. In Verb. mit Oskar Walzel hg. v. H. H. Houben. Berlin 1904. (Bibliographisches Repertorium. 1.) Sp. 27—44.

Schlegels Feinde Schiller Beziehungen zu pflegen, sondern weil man auf einen guten Absatz bedacht sein mußte. Das Unternehmen war immerhin für Schlegel eine Existenzfrage.

Die „Zeitschrift ist bestimmt an allem Antheil zu nehmen, was die Ausbildung des menschlichen Geistes am nächsten angeht, und das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten“, heißt es in der Vorrede. Die vier Hefte — die ersten drei erschienen 1803, das vierte Heft kam als Nachzügler erst 1805 heraus — sind ein Echo von Friedrich Schlegels Pariser Aufenthalt, vermitteln im wesentlichen französische Kultur in Berichten über Pariser Gemäldeausstellungen, Theateraufführungen und Pariser Tagesprobleme im vierten Jahr von Napoleons Konsulat und leiten damit die für die Romantik schicksalhafte deutsch-französische Begegnung ein. Die Beiträge wurden zum großen Teil von Friedrich Schlegel verfaßt. Auch die damals in Paris lebende Schriftstellerin Helmina von Hastfer, spätere von Chézy, verfaßte einige Aufsätze. Ferner erschienen August Wilhelm Schlegels Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters neben Gedichten der Romantiker (Bibl. 49).

Im ganzen kam der Zeitschrift nicht die Wirkung zu, die sich Schlegel davon versprochen hatte. Nur zu gern versuchte er, alle Schuld seinem Verleger zuzuschieben. Es sind zahlreiche Briefe Schlegels an Wilmans erhalten, die die Leidensgeschichte dieser romantischen Zeitschrift erzählen⁶³). Manche wohlwollende Zeilen schrieb der Herausgeber aus Paris nach Frankfurt; er wird den Verleger als einen guten Kaufmann

⁶³) Die Briefe von Friedrich Schlegel an Wilmans wurden von Josef Körner herausgegeben in:

Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Ges. und erl. v. J. Körner. Berlin 1926. (Zitiert als F. Schlegel, Briefe.)

Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Hg. v. J. Körner. Bd. 1, 2. Brünn usw. (1936/1937) (= Krisenjahre).

Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. Ges. u. erl. von J. Körner. 2 Bde. Zürich usw. (1930). (= A. W. Schlegel, Briefe.)

Da im folgenden die Korrespondenz nur in den Hauptlinien wiedergegeben werden kann, geben wir anmerkungsweise eine Übersicht der Briefe Schlegels an Wilmans:

Paris, 13. Aug. 1802. F. Schlegel, Briefe. S. 42—45.

Paris, 25. Nov. 1802. F. Schlegel, Briefe. S. 45—46.

Paris, 19. Dez. 1802. F. Schlegel, Briefe. S. 46—48.

Paris, 14. Jan. 1803. Krisenjahre 1, S. 37—38.

Paris, 15. April 1803. Krisenjahre 1, S. 38—41.

Paris, . . . Mai 1803. Krisenjahre 1, S. 41—42.

Paris, 15. Mai 1803. F. Schlegel, Briefe. S. 52—53.

E u r o p a.

E i n e Z e i t s c h r i f t.

Herausgegeben

VON

Friedrich Schlegel.

Ersten Bandes

Erstes Stück.

Frankfurt a. M.

bei Friedrich Wilmann, 1803.

zu schätzen gewußt haben. Aber meist führte er Klagen, war unwillig und verärgert über die „unverbesserliche Trägheit und Langsamkeit“⁶⁴⁾ seines Verlegers, über den „dickhäutigen Wilmans“, wie er ihn gerne nannte⁶⁵⁾. Nicht ohne Grund klagte er über die zahlreichen Druckfehler, die der Korrektor stehengelassen hatte, und vor allem darüber, daß Wilmans, der sonst ein guter Zahler war, nicht regelmäßig die recht maßlosen Vorschüsse dem immer in Geldnot lebenden Schlegel schickte. Wilmans selbst mußte die Geduld bei einem solchen schwierigen Unternehmen verlieren. Trotzdem hat er sich erboten, den Verlag fortzuführen. Aber andere Arbeiten hinderten schließlich Schlegel selbst daran, die Zeitschrift überhaupt weiterhin erscheinen zu lassen.

Mit Eifer begann der Herausgeber in Paris sein Werk. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich es wünsche, daß es mir gelingen möchte, diesem Journal eine dauernde Existenz und recht viele Leser zu verschaffen. Man kann durch ein Journal so manches wirken, was kein einzelnes Werk hervorbringt“, heißt es im ersten Briefe vom 13. August 1802⁶⁶⁾. Schlegel erklärte sich bereit, mit einigen „poetischen Kleinigkeiten“ zum Taschenbuch beizutragen. Er wollte eine Winkelmann-Ausgabe und eine Auswahl aus Georg Forsters Schriften machen. „Was sagen Sie dazu? Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie diesen Vorschlag annähmen.“ Dann fährt er fort: „Sind Ihnen diese Vorschläge und überhaupt eine weiter ausgebreitete Verbindung mit mir willkommen, so haben Sie zugleich Gelegenheit, mir einen großen Freundschaftsdienst

Paris, 13. Juni 1803. Krisenjahre 1, S. 42—45.

Paris, 15. Aug. 1803. F. Schlegel, Briefe. S. 55.

Paris, 3. Febr. 1804. Krisenjahre 1, S. 64—65.

Paris, 21. April 1804. Krisenjahre 1, S. 74—75.

Köln, 19. Aug. 1804. F. Schlegel, Briefe. S. 56.

Köln, 18. Sept. 1804. Krisenjahre 1, S. 156—157.

Paris, 28. Febr. 1805. Krisenjahre 1, S. 189—190.

Bei Paris, 9. Febr. 1807. F. Schlegel, Briefe. S. 92—93.

Wien, 8. Okt. 1808. A. W. Schlegel, Briefe 2, S. 101.

Wien, 27. April 1811. Krisenjahre 2, S. 199.

Die Gegenbriefe von Wilmans waren leider nicht nachzuweisen. Auch Körner erwähnt sie nicht.

Außerungen Schlegels über Wilmans vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Hg. v. O. Walzel. Berlin 1890. (Zitiert Walzel a. a. O.)

⁶⁴⁾ Walzel a. a. O. S. 525.

⁶⁵⁾ Krisenjahre 1, S. 246.

⁶⁶⁾ F. Schlegel, Briefe. S. 42 ff.

zu leisten, wenn es Ihnen möglich sein sollte, mir auf jene Unternehmungen einen Vorschuß von 30 oder 40 Ldrs zu machen". Daß Wilmans auf solche vagen Projekte nicht einging, versteht sich. Am Schluß des interessanten Briefes erkundigte sich Schlegel schließlich nach den persönlichen Verhältnissen seines Verlegers: „Ich hoffe Sie sind mit Ihrer lieben Frau wohl und vergnügt in der lieben Vaterstadt und haben sich schon nach Wunsch eingerichtet“.

Aber in den nächsten Briefen änderte sich der herzliche Ton der Briefe. Wilmans arbeitete nicht schnell genug. Schlegel lebte „in der ängstlichsten und peinlichsten Besorgniß“, und ein Klagebrief wie dieser mag für mehrere stehen, in denen sich Schlegels Unmut Luft machte:

Paris, den 29ten Frimaire [19. Dezember 1802]

Ihr letzter Brief hat mich in kein geringes Erstaunen versetzt. Wie haben Sie mich können mehr als 4 Wochen in solcher peinlichen Besorgniß lassen? — Und wie sollte ich denn eilen, Ihnen ferner Mscrtpt[e] zu schicken, da ich durch Ihr unbegreifliches Nichtantworten vielmehr davon zurückgehalten werden mußte... Ihr Brief ist so ungenau, da er nicht einmal den Tag der Ankunft meines Packets meldet. Ich werde vor der Hand nichts wieder mit der Dilligence schicken, bis Sie mir darüber Nachricht gegeben haben, sondern lieber das Postgeld daran wenden. So haben Sie mir auch noch nicht gemeldet ob Sie meine Sendung vom 26ten November richtig erhalten haben. Lieber Freund das ist ja um alle Geduld rein zu verlieren. Ich muß es zur ausdrücklichen Bedingung machen und schlechterdings fodern, daß Sie mir jedesmal, daß ich Ihnen etwas sende, mit umgehender Post den richtigen Empfang ganz genau anzeigen...

Sehr ungerecht und sehr unbillig ist es daß Sie mich unter dem, woran Sie selbst Schuld... sind, haben leiden lassen. Ich hatte allerdings sehr gerechnet auf die Summe die Sie mir versprochen hatten, und wenn man sich nicht mehr auf die bestimmtesten Zusagen verlassen kann, so ist man freilich vollends in fremdem theurem Lande übel daran...

Sehr muß ich mich wundern, daß Sie das 1te Heft nun nicht im Januar versenden zu können glauben. Wie viel Monate oder Jahre denken Sie denn auf 10 oder 11 Bogen drucken zu lassen? Sie können ja, wenn Sie unter 4 Setzer vertheilt werden, in 8 Tagen gedruckt sein. Und warum haben Sie denn nicht schon längst angefangen; ich hoffe Sie haben es wenigstens nach Empfang meiner Sendung vom 26ten November gethan...

... Ueberhaupt werd' ich mit unermüdetem Eifer fortfahren, an dem Unternehmen zu arbeiten, das ich sehr lieb gewonnen, unerachtet Sie alles gethan haben, um mir die Lust daran zu verderben. Haben Sie mir wohl auch nur meine Fragen und Vorschläge in Beziehung darauf beantwortet? —

Nun ich hoffe und rechne mit Gewißheit darauf Sie werden mir künftig pünktlicher antworten und auch Ihre Zusage erfüllen... Auch

wiederhole ich meine Erinnerung wegen genauer und sorgfältiger Correctur. — Wie kommt es daß ich die Ankündigung im September der A. Jen. L. Z. nicht finde? . . .

Ganz der Ihrige

Friedrich Schlegel.⁶⁷⁾

Wilmans wußte seinen unwilligen Autor zu beruhigen, wie er überhaupt in allen kritischen Augenblicken manches eigene Säumnis durch seine Liebenswürdigkeit aufwog. Vier Wochen später schreibt Schlegel in einem langen Briefe: „Ich freue mich herzlich alles Mißverständniß zwischen uns gehoben zu sehen, und habe das beste Vertrauen für die Zukunft“⁶⁸⁾.

Aber an der Langsamkeit, die Schlegel seinem Verleger allein zuschrieb, war der Herausgeber nicht ganz unschuldig. Am 15. April 1803 schickte er endlich das zweite Stück des Manuskriptes nach Frankfurt. „Seien Sie ja nicht ungeduldig. Sie hätten unrecht, denn es war bloß die reine Unmöglichkeit, die mich abhalten konnte. Ich habe selbst am meisten darunter gelitten. Uebrigens denk' ich ists recht gut, daß das 1^{te} St[ück] Zeit hat zu wirken.“⁶⁹⁾

Die folgenden Stücke erschienen langsam. Schlegel war unzufrieden, beklagte sich immer wieder über die „greulichen Druckfehler“. „Sie müßten wirklich Ihrem Corrector recht den Kopf waschen⁷⁰⁾.“ „Der Corrector muß in der That unbegreiflich nachlässig sein⁷¹⁾.“

Finanziell gesehen scheint Wilmans das Jahr 1803 nicht leicht geworden zu sein. Schlegel konnte nicht verstehen, daß er nicht prompt die geforderten 400 Francs Vorschuß erhielt. „Den Grund, daß Sie nicht bei Casse seien (für eine solche Kleinigkeit ist dieß schwer zu begreifen) sollten Sie verdorbenen Kaufleuten oder Anfängern überlassen, für einen soliden Buchhändler schickt er sich ganz und gar nicht“⁷²⁾.

⁶⁷⁾ F. Schlegel, Briefe. S. 46 ff.

⁶⁸⁾ Krisenjahre 1, S. 37.

⁶⁹⁾ Krisenjahre 1, S. 39.

⁷⁰⁾ Krisenjahre 1, S. 39.

⁷¹⁾ Krisenjahre 1, S. 64.

⁷²⁾ Am 13. Juni 1803. — Krisenjahre 1, S. 43. Auf diesen denkwürdigen Brief, in dem Schlegel seinem Verleger „unverzeihliche Nachlässigkeit“ vorwirft („Thätig muß der Kaufmann sein, mit Schläfrigkeit wird nichts gewonnen“) und „in Rücksicht des Geldes“ immer maßloser wurde, möchten wir besonders hinweisen. Seine Länge erlaubt nicht eine Wiedergabe. So sehr vielleicht der launische Schlegel Grund gehabt hat, seinen „Verdruß“ zum Ausdruck zu bringen, so sehr setzte er sich seinem Verleger gegenüber in ein höchst ungünstiges Licht.

Schlegel ging noch weiter, forderte gleich 1000 Francs, damit der ganze Jahrgang bezahlt sei. Wilmans scheint dieser Forderung bis Ende des Jahres nachgekommen zu sein trotz „häuslicher Leiden“. Das dritte Heft erschien noch 1803. Aber zum vierten fehlte nun auch Schlegel die rechte Lust. Es kam erst, wie erwähnt, 1805 heraus.

Inzwischen hatte sich Schlegel nach einem anderen Verleger umgesehen. Im November 1803 bat er seinen Bruder:

... Sei doch so gütig, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit Reimer zu sondiren, ob er wohl geneigt wäre, die Europa mit dem Anfange des 2ten Jahrganges in Verlag zu nehmen. Ich bin zwar noch in äußerst gutem Einvernehmen mit Wilmans; habe aber die größte Ursache von der Welt mit ihm unzufrieden zu sein ... Ja auch in Rücksicht des Honorars hat er die contractmäßigen Bedingungen nicht einmal gehalten. Um so leichter könnt' ich mich mit ihm auseinandersetzen; doch thu' ich es freilich nur im äußersten Nothfall. Er hat sich von selbst erboten noch 2 Stück fortzusetzen bis zu Ostern (wir hatten nur vier bedungen) daraus erhellt schon daß der Absatz nicht schlecht sei ... Laß es aber ja geheim bleiben, denn es kann doch sein, daß ich Wilmans behalte da ich ihn einmal habe. Es ist nur auf allen Fall ...⁷³⁾

Aber Reimer fand sich wohl nicht bereit, und Schlegel verhandelte in Köln mit einem anderen Buchhändler, während er Wilmans mit dem Erscheinen des vierten Heftes vertröstete⁷⁴⁾. Aber die Schwierigkeiten, eine solche Zeitschrift in einer politisch bewegten Zeit durchzusetzen, waren weit größer, als es Friedrich Schlegel erwartet hatte. Der wohlwollende Wilmans, der um Schlegels neue Verhandlungen wußte, wird diesen selbstlos beraten haben. Der letzte Brief in Sachen der „Europa“ ist für Schlegel und auch für Wilmans bezeichnend:

Paris den 28ten Febr 1805

... Mit Thiriart haben Sie wohl Recht, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Eröffnung. Was mich getäuscht hat, ist, daß dieser Mann zugleich ein öffentliches Amt in Kölln bekleidet ... Ich zweifle noch sehr, ob ich ihm die Europa geben werde; es hängt ganz von mir ab. — Sie haben in allem vollkommen Recht und Sie wissen selbst

⁷³⁾ Walzel S. 525.

⁷⁴⁾ 21. April 1804: „... Ich glaubte nach Ihren früheren Äußerungen nicht, daß es Ihnen sehr darauf ankommen werde, ob das letzte Stück etwas früher oder später erscheine, da es doch einmal so sehr viel zu spät erscheint. — In der letzten Zeit aber macht Störung von allen Seiten es mir unmöglich, meinem eignen Wunsch genug zu leisten.“ Krisenjahre 1, S. 75.

wohl, daß mir nichts lieber gewesen wäre, als hätten Sie die Fortsetzung der Europa nehmen wollen; hätten Sie sich nur zu noch 4 Stücken anheischig gemacht, so würde ich mich gern zu etwas herabgesetzten Bedingungen verstanden haben. — Ueberlegen Sie sich noch einmal; Sie wären mir gewiß lieber wie jeder andre Verleger. Daß Sie zu meinem Deutschen Roman Lust haben, freut mich; aber noch hab' ich die Ruhe nicht die ich dazu bedarf. Ich hoffe wohl, daß es im Sommer sein wird...⁷⁵⁾

Der Roman, von dem die Rede war — „Lother und Maller“ — stammte aus der Feder Dorothea Schlegels (Bibl. 39). Er erschien 1805 bei Wilmans unter Friedrichs Namen⁷⁶⁾.

Aber die Zeitschrift schief ein. Einige Jahre später, 1808, erschien eine gutgemeinte Rezension in der „Allgemeinen Literaturzeitung“, in der es hieß: „Und so laßt uns denn auch die Europa lesen, und zieht eure Hand nicht ab von dem Werk, ihr Männer, die ihr es angefangen“⁷⁷⁾. Für Wilmans war es Anlaß, mit seinem Herausgeber deswegen erneut in Verbindung zu treten. Schlegel war wohl einverstanden:

Wien 8. 10. 1808

... Ich meines Teils bin sehr geneigt, die Europa fortzusetzen; und es ist vielleicht jetzt der Augenblick um so günstiger dazu, da mehrere Zeitschriften, die auch höhere Ansprüche machen wollten, gerade aufgehört haben...⁷⁸⁾

Aber die Zeit erlaubte nicht mehr die Fortführung des Unternehmens.

August 1806 weilte Schlegel in Frankfurt. Auch bei späteren Besuchen war er bei Wilmans zu Gast. „In der angenehmen Hoffnung Sie vielleicht in der guten Jahreszeit künftigen Sommers wiederzusehen, danke ich Ihnen indessen nochmals für alle während meines Aufent-

⁷⁵⁾ Krisenjahre 1, S. 189—190. Thiriart war ein Buchhändler in Köln, mit dem Schlegel nach der Ablehnung Reimers wegen Fortführung der „Europa“ in Verhandlung trat, die bekanntlich auch zu keinem Ergebnis führte.

⁷⁶⁾ Zu der Autorschaft vgl. Goedeke VI S. 27 f. Fast entschuldigend schreibt Schlegel an Reimer 27. April 1805: „Da ich nun so lange vergeblich auf Antwort gewartet, und Willmans mich bat, den kleinen Ritter Roman, von dem ich Ihnen schrieb, ihm noch zur Messe zu geben, welches doch bei der größern Entfernung, in Ihrem Verlage wohl nicht würde ausführbar gewesen sein; so habe ich mich in der Ungewißheit entschieden, und ihm selbigen gegeben“. F. Schlegel, Briefe. S. 65.

⁷⁷⁾ Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, Jg. 5. 1808. Nr. 188.

⁷⁸⁾ A. W. Schlegel, Briefe 2, S. 101.

halts in Frankf. erwiesene Freundschaft“, schrieb er am 9. Februar 1807 aus Paris ⁷⁹⁾. Im gleichen Briefe hatte Schlegel seinem alten Verleger die Übersetzung der „Corinna“ der Mme. de Staël angeboten, die aber inzwischen von der Ungerschen Verlagshandlung angenommen worden war. Nur zum Taschenbuch für 1807 finden wir noch ein kleines Sonett von Friedrich Schlegel ⁸⁰⁾.

Ausführlicher wurde die geschäftliche Beziehung zwischen Wilmans und Schlegel erzählt, weil die reichen Quellen die Eigenschaften des Verlegers, seine Ausdauer, seine Umgänglichkeit und sein Entgegenkommen, aber auch seine Saumseligkeit und Langsamkeit erkennen lassen.

b) Neue Verlagswerke

Neben der „Europa“ waren Bücherbeschaffungen der Hauptgegenstand in der Korrespondenz Schlegels mit Wilmans gewesen. Der Frankfurter Verleger war als Buchhändler stets eifrig tätig: er bearbeitete die Bücherwünsche seiner Autoren und schickte an Friedrich Schlegel Werke mittelhochdeutscher Literatur, dazu die Dichtungen von Tieck, Wackenroder, Schleiermacher, Schelling, von A. W. Schlegel und vielen anderen. Der Verlag war nur ein Zweig seines Buchhandels.

Die Zahl der Verlagswerke, die noch von Bremen aus Jahr für Jahr zur Messe geschickt worden waren, aber ging zurück. Das Verlagsprogramm wurde vielfach durchbrochen. Medizinische und philosophische Werke, technische Schriften, naturwissenschaftliche Lehrbücher kamen hinzu. Die Jugendliteratur, darunter der „Spielalmanach für die Jugend“ von dem bekannten Pädagogen J. C. F. G u t s m u t h s (Bibl. 72) und B. H. B l a s c h e s „Technologischer Jugendfreund“ (Bibl. 74), leitet zu den moralpädagogischen Werken über. Die Bücher von S n e l l und E w a l d erlebten immer neue Auflagen. Letzterer fügte seinem „Bestseller“ über die „Kunst, ein frohes Mädchen . . . zu werden“ (Bibl. 63) ein notwendiges Seitenstück hinzu: „Der gute Jüngling, Gatte und

⁷⁹⁾ F. Schlegel, Briefe, S. 93.

⁸⁰⁾ Taschenbuch für das Jahr 1807. S. 44: Sonnett. Von F. S**. Auf Friedrich Schlegel als Verfasser dieses kleinen Gedichts, das in stiller Resignation eine Todessehnsucht durchdringt, wies J. Körner hin: F. Schlegel, Briefe. Anm. S. 481.

Vater, oder Mittel, um es zu werden" (Bibl. 75). Als neuer Autor wandte sich der Pädagoge Jacob Glatz, der Schnepfenthaler Kollege von Gutmuths und Blasche, an Wilmans. Er war übrigens in Weimar bekannt: Goethe selbst hatte zu seinem „Naturhistorischen Bilder- und Lehrbuch" (Jena 1803) einen Beitrag geleistet. 1803 erschien dann bei Wilmans die „Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend" (Bibl. 73)⁸¹). In den nächsten Jahren — Glatz war inzwischen nach Wien übersiedelt — folgten andere Werke: „Theone, ein Geschenk für gute Töchter . . ." (Bibl. 77), die „Sittenlehre für jüngere Mädchen" (Bibl. 79) und die „Minona", ein letztes Seitenstück zur Iduna und Theone (Bibl. 78), Werke, die mit großem Beifall vom Publikum aufgenommen wurden, die ganz dem biedereren moralischen Sinn des Verlegers entsprachen.

Im übrigen setzten neue interessante Beziehungen ein. In Frankfurt lernte Wilmans den dortigen Legationsrat J. J. Gerning, einen Allerweltsliteraten von zweifelhaftem Charakter, kennen und druckte seine dreibändige „Reise durch Österreich und Italien" (Bibl. 92). „Zwei romantische Erzählungen" von Seume und Gittermann (Bibl. 30) wurden herausgebracht, neben Sophie Mereaus „Amanda und Eduard, ein Roman in Briefen" (Bibl. 32).

Die Verbindung zu dieser Dichterin hatte Clemens Brentano hergestellt, der damals — am 28. Februar 1802 — noch nach Bremen einen aufschlußreichen Brief schickte, in dem er auch auf die pädagogische Verlagsrichtung von Wilmans in recht origineller Weise anspielte:

Marburg, d. 28. Febr. 1802.

Lieber Freund!

Ich zweifele nicht, daß viele Geschäfte Sie bis jetzt abgehalten haben, mir ein paar Zeilen zu schenken, und ich wollte Sie daher auch nicht eher stören, als bis im Augenblick, da es mir unentbehrlich nothwendig wird, Sie um die Zahlung von Carolins 28 für die 28 Druckbogen des 2. Bandes von Godwi zu bitten, ich würde Sie nicht jetzt schon bemühen, oder Sie früher drum gebeten haben, wenn nicht ein Wechsel auf mich liefe, der von diesem Tage kaum noch drei Wochen zu laufen hat, und bei dessen Presentation ich ohne jene 28 Carolins mich total unzahlbar finden müßte. Sie können versichert sein, lieber Wilmans, daß ich sehr ungern Geld begehre, besonders wo es mir so gut aufgehoben ist als bei Ihnen. Aber wahrlich ich müßte mich einem Juden verschreiben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mir augenblicklich willfahrten. Wäre ich majorenn, so

⁸¹) Auf Iduna, die Göttin der Verjüngung, hatte vor allem Herder hingewiesen. Hölderlin wollte bekanntlich seine Zeitschrift auch so benennen.

wäre es ein anderer Fall, so aber bei sehr genauen Vormündern muß ich Sie erinnern. Ich bitte Sie darum um Verzeihung und zugleich mit umgehender Post mir einen Wechsel von Carolin 28 auf ein Frankfurter Hauß oder das Geld baar zu senden, weil ich mich decken muß. Sollte es nicht sein, so werde ich es für Ihnen angenehmer ansehen, wenn ich an ein Bremer Hauß eine Anweisung auf Sie schicke, dies aber könnte ihnen vielleicht nicht so lieb sein. Zugleich wollte ich Sie fragen, lieber Wilmanns, ob Sie bis Michaelis einen Band Novellen, die ich nach dem Spanischen arbeite und die noch nie Deutsch gelesen sind, drucken wollen, diese Novellen sind in hohem Grade intressant, und für jeden Leser, ich bin versichert, daß Sie so viel Leser finden als irgend ein häuslich Gemählde, denn Sie sind voll Abentheuer und Zärtlichkeit, außerdem ist es noch besonders ein Bißchen für die Weiber, da sie von einer Spanierin zuerst verfaßt sind, die aber nicht die moralischste gewesen sein mag, doch geht es honett drinn her. — Weiter schlage ich Ihnen vor ein kleines Büchelgen, daß ich vorhabe und das erste seiner Gattung ist, es heißt — der arme Heinrich — und besteht in einzelnen Szenen des Lebens eines Augsburger Edelmanns u. seiner drei Töchter, dieses Buch ist für ein allgemeines Lesebuch aller guten frommen Menschen u. besonders für Töchter von 10 bis 14 Jahren berechnet, und ich verspreche mir viel davon. — Sie müssen nicht denken, lieber Wilmanns, daß Godwi meine Art sei, obschon auch der strengste Kritiker diesem manche vortreffliche Stelle nie wird absprechen dürfen, ich habe an ihm schreiben gelernt, und werde nun bald so schreiben, daß es jeder lesen will, und soll, dies ist mein Bestreben ohne daß ich eitel sei, ich bin nur nicht unverschämt. Antworten Sie mir gleich u. bestimmt, damit ich im Gegenfall, mit einem andern braven Mann, den ich kenne, Verbindung mache, Sie verzeihen, daß ich Sie nochmals an die Sendung erinnere u. besonders [an die] Beschleunigung derselben, sonst würde ich mich eher ihren sehr verlegenen als guten Freund nennen müssen, adieu

Clemens Brentano⁸²⁾

Die Geschichte des Augsburger Edelmanns — die „Chronicka des fahrenden Schülers“ — hat Clemens Brentano erst 15 Jahre später geschrieben, wobei er im Vorwort vermerkte, daß sie „zu pädagogischen Zwecken“ entworfen worden sei. Nun, er kannte die Produktion seines Verlegers so gut, daß er ihm diese Geschichte anbieten wollte. Die Spanischen Novellen, von denen er schreibt, beziehen sich auf eine Arbeit von Sophie Mereau, die 1805 bei Wilmans als „Bunte Reihe kleiner Schriften“ (Bibl. 35) unter der vermutlichen Beteiligung von Clemens Brentano herauskam⁸³⁾.

⁸²⁾ Mitgeteilt von Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898. S. 133—135.

⁸³⁾ Kerr a. a. O. S. 135. Vgl. vor allem O. Mallon, Brentano-Bibliographie. Berlin 1926. S. 18. Nr. 16.

Die empfindsamen, halbromantischen Geschichten der Sophie Mereau fügten sich wieder dem Verlagsprogramm von Wilmans ein. Eine solche etwas sentimentale, wenn auch oft echte Poesie mußte dem Verleger besser gefallen als das Werk des genialen Clemens Brentano.

Dieser scheint, nachdem man den „Godwi“ hinausgeschickt hatte, seinen Verleger vorläufig gemieden zu haben. Sein Lustspiel „Ponce de Leon“ erschien in Göttingen; aber er hatte sicherheitshalber seinen Freund August Winkelmann vorgeschickt. Ihm schrieb Clemens:

[Marburg,] 5ten Januar 1803

Lieber Winkelmann!

Ich bin seit gestern hier von Düsseldorf und schreibe Dir heute bloß wegen dem Intriguenstück. Ich muß Dich bitten es dem Wilmans anzubieten, denn Dieterich nicht gut kann. Ich selbst mag es dem Wilmans nicht anbieten und Dir vertraut er ja auch mehr, aber Du mußt gleich schreiben, damit ich im Falle, daß wir nicht einig werden, es dem Dieterich lasse oder durch Boehlendorff in Berlin ausbieten lasse.⁸⁴⁾

Der getreue Winkelmann entwarf ein Schreiben an Wilmans, das seinen Freund aber, dem er es schickte, seiner Ungeschicklichkeit wegen höchst belustigte:

[Marburg, gegen Mitte Januar 1803]

Lieber August!

Du hast wenig Talent zur Diplomatie, und wenn man Dich hie und da beschuldigt hat, daß Du lügen kannst, so will ich von nun widersprechen. Können tust Du es gewiß nicht, das beweist Dein Brief für mich an Wilmans, den Du ebenso künstlich gütig als nicht ganz geschickt zusammengedreht hast; er soll sich gegen mich nichts von Deiner Anbietung merken lassen, dadurch machst Du Dein Recht anzubieten erstens lächerlich, zweitens erschaffest Du in ihm ein Recht zu glauben, ich selbst hätte etwas gegen ihn, drittens machst Du Deine Verwunderung, warum ich es ihm nicht selbst angeboten, verdächtig. Doch sende ich Deinen Brief ab und hoffe, daß Wilmans dummer ist als wir. Auch Savigny freute sich über Deine Ungeschicklichkeit zu lügen. Soeben aber haben wir Deinen Brief gutgemacht, dadurch, daß wir in folgendem Satz: „Br(entano) trug mir auf, ein Lustspiel an Dietrich zu verkaufen“ das „an Dietrich“ ausstrichen, und der ganze Brief ist in Ordnung . . .⁸⁵⁾

⁸⁴⁾ Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano. Hg. v. Wilhelm Schellberg und Friedrich Fuchs. Jena (1939). S. 284. Mitte Dezember 1802 hatte Brentano schon Savigny gebeten, an Wilmans zu schreiben. S. 282 f.

⁸⁵⁾ Das unsterbliche Leben. S. 284—285.

Ein paar Jahre später — 1805 — tauchte Brentano in Frankfurt bei Wilmans auf und bat um die Auszahlung des Teilhonorars für seine Frau, Sophie Mereau⁸⁶). Vom 13. August 1805 ist der letzte bekannte Brief Brentanos an Wilmans datiert, in dem er wieder um einen Betrag für seine Frau bittet: „Sein Sie versichert, daß ich zu delikant wäre zu erinnern, wenn Sophie es nicht sehr bedürfte“⁸⁷).

Waren also die Beziehungen Wilmans' zu den Romantikern, zu Tieck und Schlegel, zu Clemens Brentano und Sophie Mereau eng und für die Literaturgeschichte immerhin von Belang, so konnten seine Bemühungen durch die Bekanntschaft mit Karoline von Günderode, der Freundin von Clemens und Bettina, nur vertieft werden. In Buchform brachte Wilmans 1805 die „Poetischen Fragmente“ unter ihrem Pseudonym Tian in den Buchhandel, worüber Clemens Mitte April 1805 an Sophie berichtete⁸⁸).

Wilmans zeigte den kleinen Band lyrisch-dramatischer Dichtungen in seinem Taschenbuch für 1806 an:

Der hohe Schwung einer warmen Phantasie, der Zauber einer rührenden Unschuld verbunden mit einer kühnen Originalität und eine geschickte Wahl der interessantesten Gegenstände, charakterisieren diese Gedichte, die sanft das Herz ergreifen und die lieblichsten Bilder in der Seele des Lesers erwecken. Das in diesen Blättern enthaltene prosaische Drama: Mahomed, erfüllt durch Plan und Ausführung alle Forderungen der Kritik, und verdient um so viel mehr Aufmerksamkeit, da sich der Verfasser an ein Sujet wagte, das schon durch zwei große Dichter bearbeitet ist.⁸⁹)

Noch weitere Schriftsteller gaben ihre Werke Wilmans zum Verlag, so der „virtuose Weltmann“ und Stabsoffizier August von Steigen-

⁸⁶) Sophie an Clemens Brentano. 17. April 1805: „... Aus dem [Brief] von Wilmans wirst Du sehen, daß ich erst zu Ende dieses Monats Geld von ihm erhalte...“. Clemens solle hingehen und sich sofort etwas auszahlen lassen. — Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Nach den Hss. hg. v. H. A m e l u n g. Potsdam 1939. S. 375.

⁸⁷) Der Brief ist nur in diesem kurzen Auszuge bekannt. Mitgeteilt in Karl Ernst H e i n r i c h, Auktions-Katalog 81: Autographen. Berlin 1923. S. 14 f.

⁸⁸) „Die Günderode, die Vertraute Bettinens... hat dieser den Winter Geschichte gelehrt, ihr Mahomet wird jetzt bei Wilmans gedruckt...“ Briefwechsel zw. Clemens Brentano und Sophie Mereau. S. 374.

⁸⁹) Taschenbuch für das Jahr 1806. S. 259—260. — Bei dem Mahomed, der „schon durch zwei große Dichter bearbeitet ist“, dachte Wilmans an Voltaire und an die Übersetzung Goethes. Wir erinnern uns, daß ihm Schiller 1800

tesch, „eine der interessantesten Figuren des beginnenden 19. Jahrhunderts“. Mit dem Bildnis des wegen seiner Schönheit berühmten Schriftstellers, dessen leichte Verse meist ohne tiefe Empfindung sind, wurden seine „Gedichte“ 1805 gedruckt (Bibl. 40). Daneben erschienen „Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin“, herausgegeben von der bereits genannten Helmina von Hastfer (Bibl. 37).

Die Schriftstellerinnen der Zeit sahen in Wilmans einen recht willigen Verleger. Neben Sophie Mereau, der GÜnderode, der Enkelin der Karschin — Helmina von Hastfer — begegnen uns die durch A. W. Schlegel eingeführte Sophie Bernhaldi, ferner Amalia von Imhoff, Louise Brachmann, Arnoldine Weissel, später auch Charlotte von Ahlefeld und Caroline de la Motte-Fouqué. Die Frau gehörte damals nicht nur zum Publikum, sondern sie war in einem erstaunlichen Maße selbst schöpferisch tätig. Bei Wilmans fanden sie sich ein, vor allem als Mitarbeiterinnen des Taschenbuchs, der Liebe und Freundschaft gewidmet.

c) Die Taschenbücher für 1803 und 1804

Pünktlich zur Michaelismesse 1802 erschien das „Taschenbuch für das Jahr 1803“, wiederum von Friedrich Wilmans persönlich redigiert. Er hatte Goethe und Schiller umsonst gebeten. Kupfer zu ihren Werken aber, zu den Dramen Schillers, zu einer Ballade Goethes, dazu Stiche zu Wielands Oberon, zu Shakespeares Romeo und Julia — und Brentanos Godwi gaben dem Äußeren wieder eine gefällige Gestalt. Eine Elegie von Herders Freund Knebel „An der Quelle der Ilm“

ein Gedicht „An Goethe, als er von Voltaire den Mahomet auf die Bühne brachte,“ für den Almanach geschickt hatte. Dadurch mag Wilmans die Bearbeitung des Themas gegenwärtig gewesen sein. Es liegt nahe, daß Wilmans selbst der Verfasser dieser Anzeigen war, die die letzten Seiten der Taschenbücher häufiger füllten. — Da auch Karoline von GÜnderode in Frankfurt lebte, wird sie ihren Verleger persönlich gekannt haben. Das führt zu der zwar dokumentarisch nicht weiter zu beweisenden, aber sehr wahrscheinlichen Vermutung, daß die GÜnderode durch ihren Verleger von Hölderlins Sophokles-Übersetzung erfahren hat, wovon noch die Rede sein wird. Über dieses Werk wechselten Bettina und Karoline nach Bettinens späterem Werke „Die GÜnderode“ enthusiastische Briefe. So sehr man die spätere Redaktion des Werkes bedenken muß, ist doch auf Grund unseres Sachverhaltes eine Kenntnis von Hölderlins Sophokles bei den beiden schwärmerischen Freundinnen immerhin denkbar.

eröffnet das Bändchen, zu dem Herder selbst einen Traum „Kaligenia, die Mutter der Schönheit“ und Schiller ein paar Rätsel beigetragen hatten. Unverkennbar ist die geheime Absicht des Almanachs: er ist eine versteckte Huldigung auf Weimar. Die von A. W. Schlegel so gepriesene Erzählung „Die Liebes-Genesung“ von seiner Freundin Sophie Bernhardt ist abgedruckt neben zwei Gedichten von Sophie Mereau, darunter eines betitelt „Der Fürstenbrunnen bei Jena“. Weitere Autoren des Verlages waren beteiligt: man liest eine Betrachtung von Bouterwek, Stücke von Boehlendorff, Beiträge des unvermeidlichen Gerning, Kleinigkeiten von A. W. Schreiber und J. C. H. Gittermann, Sonette von Friedrich Majer, Gedichte von Nicolaus Meyer, wieder ein paar Sachen von bekannten Almanach-Beiträgern: Buri, Vermehren, Haug. Schließlich findet man eine kleine Skizze „Die Petersinsel“, einen Besuch dieser durch Rousseau bekannten Insel im Bieler See in der Schweiz. Sie war der Wunschtraum romantischer Dichtung, dem wohl auch der „solide Buchhändler“ Wilmans manchmal nachgegangen haben mag, wenn er Tag für Tag am Pult seines Kontors stand, Briefe schrieb, Rechnungen ausfertigte, Korrekturen flüchtig durchsah und dann hin und wieder eintretenden Kunden Bücher empfahl.

Der Schluß dieses Beitrags gibt den Geist des Taschenbuchs recht deutlich wieder:

Alles ist auf Erden in einer beständigen Bewegung. Nichts behält eine bleibende Gestalt, und unser Interesse an den Erscheinungen des Lebens wechselt schnell, wie sie, und geht mit ihnen vorüber. Immer vor oder hinter uns rufen sie uns die Vergangenheit zurück, oder wenden unsere Neigung der Zukunft zu, in der wir uns gewöhnlich irren und unser Gemüth kann nichts in ihnen mit Neigung festhalten. Wie selten ist in unsern lebhaftesten Genüssen ein Augenblick, wo wir mit Wahrheit sagen können: ich möchte, daß dieser Augenblick immer dauerte! Und dürfen wir einen flüchtigen, vorübergehenden Zustand für Glück halten, einen Zustand, der unser Herz unruhig und leer läßt, den die schmerzhafteste Erinnerung des Vergangenen oder die Begierde der Zukunft begleitet?

Aber wenn es einen Zustand giebt, in dem unser Gemüth eine bleibende Ruhestätte findet, wo keine Erinnerung der Vergangenheit, kein Wunsch der Zukunft den Genuß der Gegenwart stört und der Geist sich in sich selbst verliehrt, nur sanft berührt von seinen Umgebungen und unverändert ruhig in dem Wechsel der Zeit — so ist der gewiß wahrhaft glücklich, der sich in diesem Zustande befindet. O so glücklich war mein Leben auf der Petersinsel, glücklich in meinen ein-

samen Träumereien, ob mich im Kahne die stillen Wellen schaukelten, ob mich am Ufer des Sees die freundliche Stille umfieng, oder vom Abhange des Hügels die reizende Aussicht entzückte.⁹⁰⁾

Der romantische Verfasser dieser Zeilen — er nennt sich A. W. — war August Winkelmann, dem wir in der Korrespondenz Brentanos begegneten, ein Studienfreund der Romantiker, Arzt und Professor in Braunschweig, ein vielversprechendes Talent. Er hatte im Herbst 1800 die Herstellung des Godwi, den Wilmans bei Frommann in Jena drucken ließ, überwacht⁹¹⁾. In den „Ruhestunden“⁹²⁾ veröffentlichte Winkelmann seine Erzählungen. „Dir vertraut er ja auch mehr“, hatte Brentano an ihn über Wilmans geschrieben⁹³⁾. Dieser druckte 1804, kurz vor Winkelmanns frühem Tode, noch eine akademische Vorlesung von ihm (Bibl. 128).

So sah also das reichhaltige neue Taschenbuch aus, das der Verleger am 29. September 1802 an Goethe sandte:

Hochwohlgebohrner Herr

Insonders hochzuverehrender Herr!

Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz anbey ein Exemplar des Taschenbuchs von 1803. zu übermachen, das sich diesmal nicht rühmen darf, Deutschlands ersten Dichter mit unter seinen Verfaßer zu zählen, und nur durch die anspruchlose Bescheidenheit in welche es sich hüllt, Ansprüche auf die Nachsicht des einsichtvollsten aller Kritiker machen kann.

Erlauben mir Ew. Excellenz noch, den Wunsch zu äußern, daß sich das Taschenbuch von 1804., das vielleicht unter des Herrn Präsidenten Herders Redaktion erscheinen wird, einiger Unterstützung durch einen Beytrag von Ihrer Meisterhand, zu erfreuen haben möchte. Eben so sey es mir vergönnt eine Bitte zu wiederholen deren Erfüllung die schönsten Hofnungen in mir erregen würden, daß nehmlich Ew. Excellenz mich würdigen mögten, ein größeres Werk von Ihnen zu verlegen.

⁹⁰⁾ Taschenbuch für das Jahr 1803. S. 207—208. — Auf diese Erzählung bezieht sich Brentanos Mitteilung in Anmerkung 92. — Von Winkelmann stammte wahrscheinlich auch die Erzählung im Tb. für 1802: „Waldheim. Ein ländliches Gemählde. Von Bertrand.“ Im Tb. für 1804 stehen von ihm: „Unterhaltungen. Von A. W.“

⁹¹⁾ Clemens Brentano, Briefe. Hg. v. Friedrich Seebass. Bd. 1. Nürnberg (1951). S. 72 ff.

⁹²⁾ „Winkelmann hat dem Wilmans Erzählungen in die Ruhestunden gegeben, eine in seinen Almanach, in den Wilmans noch ein Kupfer zu Godwi stechen ließ“. Brentano an Arnim. 8. Sept. 1802. Cl. Brentano, Briefe. Bd. 1, S. 149.

⁹³⁾ In dem oben mitgeteilten und in Anmerkung 84 belegten Brief.

Sehr glücklich würde ich mich schätzen, wenn Ew. Excellenz Gesinungen meine Wünsche entsprechen.

Mit der Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Excellenz

gehorsamster Diener

Friedr. Wilmans⁹⁴⁾

Frankfurth aM. d 29 Sept. 1802.

In der Tat sammelte der alte Herder Material für den neuen Jahrgang. In diesen Monaten schrieb er an Knebel:

... Für Wilmans Almanach hab' ich schon Eine [Heldin der Vorzeit] auf künftiges Jahr; wohl die höchste, die es in der Menschheit giebt. Erlauben Sie, daß ich Ihre Selene auch diesem Tb. zusende. Er bezahlt gut, und es ist Sünde, daß sich Adestrea derselben anmaße. In jenem kleinen Mode-Format kommt sie auch in mehrere Hände. Neulich schrieb mir Seckendorf (bei dem ich in Regensburg aus Mangel öffentlicher Quartiere gewohnt), entzückt über Ihre Ilm. Der gleichen Dinge müssen zuerst in Taschenbüchern erscheinen; dann müssen sie gesammelt werden... Ihre Selene ist ein wahrer Edelstein, eine Selenite.

... Geben Sie mehr Gedichte in die Almanachs, wenn Sie darum ersucht werden; es ist einmal der Marktplatz. Nur nicht umsonst!!! Immer ist doch, als ob sie nicht gedruckt wären, und sie machen Ihren Namen mehr bekannt... Es sind Gäste des Adonis, Blumen am Wege...⁹⁵⁾

Knebel antwortete:

Ilmenau, den 30. 11. 1802

... Was Sie über Selene beschließen, hängt gänzlich von Ihnen ab... Soll sie Herr Willmann haben, so ist es mir auch recht...

Übrigens scheint freilich Herr Willmann keinen hohen Werth auf meine Arbeiten zu setzen, denn er hat mir nicht einmal ein Exemplar von seinem Almanach zugeschickt...⁹⁶⁾

Aber inzwischen hatte Herder seine Absicht wieder fallen lassen. Pflichttreu teilte es der sicherlich sehr enttäuschte Wilmans Goethe mit, hoffte aber noch, daß ein Beitrag von diesem dem Taschenbuch „einen klassischen Werth“ geben würde.

⁹⁴⁾ 2 Seiten. Handschriftlich von Wilmans. Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

⁹⁵⁾ K. L. von Knebel, Literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Bd. 2. Leipzig 1840. S. 306/307. Diese Zeilen bestätigen Wilmans' Mitteilung an Goethe vom 29. Sept. 1802.

⁹⁶⁾ K. L. von Knebel, Literarischer Nachlaß. Bd. 2, S. 365.

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochgeehrtester Herr Geheime Rath!

Vor einigen Wochen nahm ich mir die Freiheit Ew. Excellenz den neuen Jahrgang des Taschenbuchs der Freundschaft zuzusenden, möchten Sie ihn doch Ihres Beifalls nicht ganz unwerth gefunden haben.

Meine Hofnung daß H[err] O[berkonsistorial] P[räsident] Herder, die Herausgabe für künftig übernehmen würde, ist leider unerfüllt geblieben, da die vielen Arbeiten des verehrungswürdigen Herder es ihm ohnmöglich machen, sich mit diesem Geschäft zu befassen, und daher muß ich wieder die Sammlung der Aufsätze über mich nehmen.

In dieser Hinsicht wage ich es aufs neue Ew. Excellenz mit der Bitte um einen Aufsatz, für den Jahrgang 1804. beschwerlich zu fallen. Ihr geehrter Nahme würde dem Taschenbuch einen klassischen Werth geben.

Möchte es Ew. Excellenz doch einmal gefallen, meinen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, meine Erkenntlichkeit würde dem Werthe des Gegenstandes angemessen seyn.

Dürfte ich mir mit der Hofnung schmeicheln, daß meine Bitten durch Ihre Güte erfüllt würden, so würde mir das Manuscript im Anfange des kommenden Jahres erbitten, weil der Druck des Jahrgangs 1804. bereits im Aprill angefangen wird, und Ew. Excellenz auch hier den Platz einnehmen müßte, den ihm das Publikum von jeher anzuweisen gewohnt war.

In der Hoffnung einer gütigen Willfahrung, und mit der Empfindung der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung nenn ich mich

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Friedr. Wilmans ⁹⁷⁾

Frankfurth d 3 Nov. 1802.

Doch auch Goethe konnte sich nicht entschließen. So war Wilmans in diesen Herbsttagen, in den ersten Monaten seines Frankfurter Lebens, in Sorge um das neue Taschenbuch. Außerdem gab es ja Ärger mit Friedrich Schlegel. Nur einer war ihm als Taschenbuchautor aus den Tagen der Bremer Weinsendungen treu geblieben: Wieland.

Gerade in diesen Wochen ging ein Brief nach Frankfurt ab, der die Korrespondenz zwischen Wieland und Wilmans wieder eröffnete und den wir, obgleich veröffentlicht, hier ganz mitteilen wollen:

Oßmannstätt den 8. Novemb. 1802

Hochgeschätzter Herr,

Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen schon vor geraumer Zeit einen kleinen Beytrag zu Ihrem Taschenbuch versprochen habe, sobald ich Muße finden würde, an eine Beschäftigung dieser Art die Hand zu legen.

⁹⁷⁾ 3 Seiten. Handschriftlich von Wilmans. Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

Da dies dermalen der Fall ist, so gebe ich mir die Ehre, Ihnen, so fern Sie noch wie ehemals gesinnt sind, eine Erzählung aus dem *Pentameron von Rosenhain*, die ich eben in der Arbeit habe, für Ihr Taschenbuch pro 1804. anzubieten, und ersuche Sie, mir zu diesem Ende, die späteste Frist, bis zu welcher Sie das Mscrpt. nöthig haben, anzuzeigen.

Eine vorläufige und unerläßliche Bedingung würde seyn, daß Sie diese Erzählung nicht mit so entsetzlich kleiner Schrift abdrucken ließen als diejenige ist, woraus Sie ihr Taschenbuch pro 1803. haben setzen lassen. Ein so kleiner Druck ist wahres Augengift, und Jungen und Alten gleich unwillkommen; jenen, weil sie ihre guten Augen gern länger erhalten möchten, diesen, weil sie nicht völlig blind werden wollen. Wenn ich Ihnen rathen dürfte, bester Herr Wilmanns, so nähmen Sie zu Ihrem künftigen Taschenbuch keine kleinere Schrift als die, woraus in Hr. Viewegs T.B. mein *Narcissus und Narcissa* gesetzt ist, und ließen auch nicht mehr Zeilen auf Eine Seite setzen als in jenem. Sie würden sich, in mehr als Einer Rücksicht, bey diesem Rathe wohl befinden.

Für das mir zuge dachte, aber von H. v. Einsiedel noch immer nicht abgelieferte Exemplar Ihres T.B. danke ich verbindlichst, und beharre mit Hochachtung und Freundschaft

Dero

ergebenster Diener
Wieland.⁹⁸⁾

Wilmans mag über diesen Brief beglückt gewesen sein. Natürlich kam er dem Wunsche Wielands nach: fortan wurden die Beiträge in dem Taschenbuch in größerer Type gedruckt.

Schon 14 Tage später kam der zweite Brief von Wieland aus Weimar:

Hochgeehrtester Herr,

Eine von den beiden Erzählungen, die ich E. WGbh. bestimmt habe, ist in diesen Tagen fertig worden. Weil Sie nun ein paar Sujets zu Kupfern daraus wünschen und Ihren Künstler nicht lange mehr warten lassen dürfen, so halte ich für das Beste, daß ich Ihnen (wie hiemit geschieht) das Manuscript selbst übersende, und es in Ihre, oder (mit Ihrer Erlaubniß) vielmehr in Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin Wahl und freyes Belieben stelle, welche Scenerien dieser Erzählung, Ihrem Gefühl u. Urtheil nach, sich für die bildende Kunst am besten schicken. Vielleicht treffe ich mit Ihnen zusammen, wenn ich, u n m a ß g e b l i c h (denn ich habe in solchen Dingen nicht gern eine entscheidende Stimme)

⁹⁸⁾ Neue Briefe Wielands. Mitgeteilt von W. K u r r e l m e y e r. Euphorion 34 (1933), S. 406/407. — Es schien mir einmal aufschlußreich zu sein, die Briefe Wielands an Wilmans ganz wiederzugeben, zumal die vorbereitete Briefausgabe noch nicht erschienen ist und es unsere Darstellung erlaubt, das Zerstreute in dieser Hinsicht einmal zusammenzufassen.

die Stelle S. 12, wo Rosalie und Alberich vom Tanz ermüdet auf die bepolsterte Estrade hingesunken sind, sich plötzlich im Sahl, wo es nur noch dämmt, allein sehen, Rosalie sich von Alberich loswinden will, und in diesem Augenblick die Feenkönigin vor ihnen steht und Alberich mit ihrem Stabe berührt — in Vorschlag bringen. Zum 2ten Kupfer würde sich vielleicht die nächtliche Scene S. 19, wo das alte Schloß in vollen Flammen steht, und der junge Huld rich mit der alten Dame im Arm (oder auf dem Rücken, wie es der Zeichner am schicklichsten findet) aus dem Feuer hervordringt, während man in der Ferne den edlen Ritter Alberich, von der brennenden Burg beleuchtet, in vollem Gallopp davonjagen sieht. Hulderich muß einen kräftigen männlich schönen Jüngling mit dicht lockigtem Haar vorstellen, und die alte Tante braucht deswegen, weil sie alt ist, eben nicht häßlich zu seyn. Ich bin eben kein Freund von v i e l e n Figuren in einem Bilde; sonst könnte der Künstler (wenn er Lust hat) auch R o s a l i e n in einiger Entfernung vom Schloß anbringen, etwa in dem Moment, da sie von der Fee sanft an einen Baum oder auf eine Bank im Garten hingelegt wird pp. Doch, wie gesagt, ich übergebe Ihnen deswegen das Mscpt. damit Sie und Ihre Fr. Gemahlin selbst wählen, was Ihnen am besten gefällt und in einem Bilde die beste Wirkung thut. Denn nicht alle schönen poetischen Bilder geben auch schöne Darstellungen für den Mahler oder Kupferstecher — wie Sie wissen.

Wenn Sie es wünschen, so kann ich Ihnen binnen 5 bis 6 Wochen noch eine Erzählung aus dem Pentameron von Rosenhain zukommen lassen, die in einem andren genre und ungefähr von gleicher Stärke (d. i. etwa 2 bis 3 Bogen im Druck) seyn wird. Aus dieser aber läßt sich kein Stoff zu einem Kupfer nehmen.

Ich habe auf diesen Fall hin den a l l g e m e i n e n Titel auf Zwey Erzählungen eingerichtet; genügt Ihnen aber für diesmahl an einer einzigen, so kann der Titel leicht verändert werden.

Übrigens, mein werthester Herr, erkenne ich die freundschaftlichen Gesinnungen, so Sie mir von neuem zu bezeugen die Güte haben, mit sehr vielem Dank und werde mir immer ein Vergnügen daraus machen, Ihnen die vorzügliche Achtung zu erproben, womit ich bin,

Dero

ergebenster Diener
Wieland. ⁹⁹⁾

Weimar den 22sten Novemb.
1802.

Das zweite Kupfer hat Wilmans in der Tat nach Wielands Wünschen und Angaben stechen lassen. Auch die zweite Erzählung kam, und so hatte Wilmans einen guten Anfang mit der Sammlung der Beiträge für das Taschenbuch gemacht.

⁹⁹⁾ 3 Seiten. Eigenhändig. Mit freundlicher Genehmigung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach veröffentlicht.

Inzwischen müssen noch weitere Briefe von Wieland in Frankfurt eingegangen sein. In seinem Schreiben vom 8. April 1803 bezieht er sich auf frühere Verhandlungen: er bietet ein Manuskript seines Sohnes an, will also mit dem entgegenkommenden Wilmans im Geschäfte bleiben¹⁰⁰). Aber Wilmans mußte es ablehnen, da er „Eintheilung und Einrichtung für dieses laufende Jahr bereits gemacht“ hatte, so auch ein halbes Jahr später die „Vorschule der Ästhetik“, die ihm Jean Paul, dessen Verleger Wilmans ja auch schon gewesen war, in einem höflichen, achtungsvollen Schreiben antrug:

Coburg d. 14 Jenn. 1804.

Meine „Vorlesungen über die Kunst, 1804 in der O M zu Leipzig gehalten“, die ich schon längst und erst neulich wieder in der Zeitung für die elegante Welt angekündigt, biet' ich Ihnen auf künftige M M

¹⁰⁰) Diesen bisher unveröffentlichten Wieland-Brief möchte ich mit freundlicher Genehmigung der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg anerkennungsweise wiedergeben:

Weimar den 8^{ten} April 1803.

Wohlgebohrner
hochgeschätztester Herr,

E. W. erinnern Sie ohne Zweifel noch, daß ich Ihnen vor etlichen Monaten einige handschriftliche Ausarbeitungen von meinem ältesten Sohn zum Verlag angetragen habe. Sie zeigten Sie nicht ungeneigt dazu, melden mir aber daß, da Sie Ihre Eintheilung und Einrichtung für dieses laufende Jahr bereits gemacht hätten, Sie sich mit Übernahme neuer Artikel nicht eher als in nächstkommendem Jahre beladen könnten. Wiewohl ich nun die besagten Manuscripte meines Sohnes gerne bald und noch in diesem Jahr gedruckt gesehen hätte, so habe ich doch mich lieber stillschweigend zu Ihrer Präliminar-Bedingung bequemen als dem Wunsche, meinen Sohn mit Ihnen in C o n n e x i o n zu bringen, entsagen wollen; zumahl da ich nicht zweifeln kann, daß solche zu beider Theile Zufriedenheit ausschlagen würde. Weil aber doch noch nichts Positives hierüber zwischen uns ausgemacht ist, und ich nicht risquieren möchte, daß, nachdem wir ein volles Jahr zugewartet, am Ende doch aus dem Handel Nichts würde: so bin ich so frey, dieses Geschäft wieder in Anregung zu bringen, Ihnen die besagten Manuscripte hiemit nochmahls auf eine bestimmtere Weise anzubieten, und mir darauf auch eine bestimmte Erklärung von Ihnen anzubitten. Die M s c p t e quasi bestehen 1) in einer Anzahl mit einander verbundener ganz o r i g i n e l l e r (nicht, wie gewöhnlich, aus ältern zusammengestoppelter, bloß neu eingekleideter oder bloß auf deutschen Boden verpflanzter ausländischer, sondern wirklich n e u e r und durch Stoff und Form interessanter) E r z ä h l u n g e n , die in einem mäßig zierlichen Druck 20 bis 22 Bogen ausmachen werden; und 2) in zwey G e s p r ä c h e n , die (wenn die Väterliche Liebe mein Urtheil nicht sehr verfälscht) jeder Sammlung unterhaltender Aufsätze und jedem Taschen-

zum Verlage an. Möge Ihnen dieser Wunsch eines erneuerten Verhältnisses als ein Dank für das vorige erscheinen! Das Werk wird 30 bis 32 Druckbogen betragen und hat keine fernern Theile. Der Inhalt ist das zwanzigjährige Resultat meiner ästhetischen Bemerkungen während meiner Autorschaft. — Ob ich es gleich wissenschaftlich deduziere, so findet doch die Satire oft und die Phantasie noch öfter ihren Spielraum. Auch wird es die Ausgleichung oder die Entgegensetzung der beiden jezigen Kampfschulen der Poesie zu befördern suchen. Sogar ein kleiner Nekrolog von meinem großen Freunde Herder kommt hinein.

Für meine romantischen Arbeiten bekomme ich 7 Ld'or p. Bogen. Ich bitte Sie um baldige Antwort; und freue mich, daß ich wenigstens die Gelegenheit hatte, Ihnen mein Vergnügen über meine Bekanntschaft mit Ihnen wieder an den Tag zu legen.

Ihr ergeb.

J. P. F. Richter.¹⁰¹⁾

Sicherlich ist es Wilmans schwergefallen, sich auch einen gefeierten Autor, wie es Jean Paul war, entgehen zu lassen. Aber es gab andere

buch worin sie erscheinen mögen, zur Zierde gereichen würden. Das Eine dieser Gespräche kann im Druck etwa 2 bis 2¹/₂, das andere 6, höchstens 6¹/₂ Bogen in 8^o betragen. Ich hoffe keine unbescheidene Forderung zu machen, indem ich den Preis der Erzählungen auf 40 Carolin und den der Gespräche auf 40 Ducaten bestimme. Ich würde eher mehr gefordert haben, wenn der Verfasser seinen Namen auf dem Titel zu nennen sich entschließen könnte; da sein Name aber der Meinige ist, und es noch unentschieden ist ob das Urtheil des Publikums über diese Erstlinge seiner Muse ihn für würdig erklären werde sich desselben zu *prévaliren*, so kann ich seine Bescheidenheit nicht anders als höflich finden. Ob es also gleich kein Geheimniß zu seyn braucht, daß der Verfasser dieser Schriften mein ältester Sohn ist, so soll er doch wenigstens nicht öffentlich genannt werden. Gefällt es Ihnen, mein werthester Herr, auf die vorbesagten Bedingungen diese Manuscripte in Ihren Verlag zu nehmen, so stellen wir es in Ihre Willkühr, wann mit dem Druck angefangen werden soll, und zu welcher Zeit es Ihnen gelegen seyn wird, das Honorar zu entrichten, vorausgesetzt, daß beides Zwischen itzt und Ostern 1804 gewiß erfolge. Indem ich mir hiemit Ihre gefällige Erklärung hierüber ausbitte, nehme ich zugleich die Freyheit in Erinnerung zu bringen, dass Sie die Güte gehabt haben mir zu versprechen, ein besonderes Exemplar von meinen Ihrem Taschenbuch überlassenen Erzählungen für mich abziehen zu lassen.

Ich beharre mit vorzüglicher Hochschätzung

Ew. Wohlgebohren

ergebenster Diener

Wieland.

Das Werk seines Sohnes erschien noch im gleichen Jahr:

Ludwig Wielands Erzählungen und Dialogen. Hg. von Christoph Martin Wieland. Th. 1. Leipzig, Göschen 1803. Der 2. Teil erschien Zürich, Gefner 1805.

¹⁰¹⁾ Die Briefe Jean Pauls. Hg. und erl. von Eduard Berend. Bd. 4. München 1926. S. 298 f.

Pläne, und Wilmans war Kaufmann genug, vorsichtig zu kalkulieren. Daß er durch die Ablehnung, die wohl in höflicher Form erfolgte, Jean Paul nicht ganz verlor, beweist die Tatsache, daß er uns in den späteren Taschenbüchern noch begegnen wird.

Der Almanach für 1804 kam heraus, geziert mit zwei Kupfern zu Wielands Erzählungen, zweien zu Sophie Mereaus Roman „Amanda und Eduard“ und zweien zu J. G. Müllers „Antoinette“, wieder in einer recht hübschen Kupferstichtchnik. Im übrigen allerdings bietet das Taschenbuch nicht viel Originelles, wenn man von Wieland absieht. Selbst die eigenen Hausautoren sind kaum vertreten. Nur Bouterwek, Winkelmann und natürlich Gerning lieferten einige Kleinigkeiten, auch Haug, Gramberg neben einigen vergessenen Neulingen.

Im ganzen war dieser der Königin beider Sizilien gewidmete Almanach¹⁰²⁾ gut gemeint; aber den „klassischen Werth“, den Wilmans erträumte, besaß er nicht.

Wilmans schickte zum letztenmal ein Exemplar an Goethe mit seiner Bitte, die der Dichter aber nicht mehr erfüllt hat¹⁰³⁾:

Hochwohlgebohrner Herr!
Insonders hochgeehrtester Herr!

Erlauben mir Ew. Excellenz daß ich Ihnen, mit mein[!] künftijähriges Taschenbuch gehorsamst aufwarte, und meine Bitte, mich für den folgenden Jahrgang mit einem Beitrag zu unterstützen, wiederhohle.

Mit unbegrenzter Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Friedr. Wilmans¹⁰⁴⁾

Frankfurt d 6. Sept. 1803.

¹⁰²⁾ „Ihrer Majestät der Königin beider Sicilien, der Freundin des Guten und Schönen, der Beschützerin und Kennerin deutscher Literatur, Wissenschaft und Kunst, der vaterlandliebenden Herrscherin über die schönsten und merkwürdigsten Länder der Welt und über die Musengefilde der Vorzeit, der Zierde des Throns und ihres Geschlechts ehrfurchtsvoll geweiht von dem Verleger Friedrich Wilmans.“ Als Inschrift in Majuskeln nach dem Titelblatt gedruckt.

¹⁰³⁾ 1 Seite. Handschriftlich von Wilmans. Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

¹⁰⁴⁾ Daß Wilmans auch noch späterhin nach Weimar kam, ist zwar nicht belegt, aber durchaus wahrscheinlich. Nur eine Briefstelle bei Goethe berichtet über diesen Besuch:

An Reinhard. Carlsbad 22. Juli 1810: „Leider ist mir erst in diesen

Mit diesem Schreiben endete die Korrespondenz des Verlegers mit Goethe, der aber den Frankfurter Buchhändler, wie wir noch sehen werden, auch späterhin nicht aus dem Auge ließ. Zu einer letzten Verlagsverbindung mit den Wilmans kam es 25 Jahre später: Goethe leitete die deutsche Ausgabe von Thomas Carlyles „Leben Schillers“ ein, die bei Heinrich Wilmans in Frankfurt, dem Bruder von Friedrich, 1830 erschien¹⁰⁵).

d) Ansichten des Rheins

Inzwischen hatte sich Wilmans immer mehr der bildenden Kunst zugewandt. Auf die Kupfer seiner Verlagswerke und Taschenbücher verwandte er stets große Sorgfalt. Schon in Bremen, vielleicht unter dem Einfluß des kunstfreudigen Senators A. G. Deneken (Vgl. Bibl. 98), wies er sich als Liebhaber guter Graphik aus. 1803 wurden die „Ansichten des Rheins“ geplant, ein originelles Kupferstichwerk, das von 1804 bis 1806 in drei Heften erschien (Bibl. 99).

Wilmans hatte dem Frankfurter Maler C. G. Schütz angetragen, eine Reihe von Rheinlandschaften zu zeichnen; auch der bekannte Weimarer Kunstprofessor Georg Melchior Kraus wurde zur Mitarbeit aufgefordert. Die Sammlung dieser Bilder, die der Dresdener Künstler C. A. Günther in Kupfer stach, legte Wilmans einem Schriftsteller der Rheingegenden, A. K l e b e, vor, der dazu den notwendigen Text entwerfen sollte.

In einer Zeit, da man nach dem Frieden von Lunéville 1801 den Rhein zur Grenze erklärte, fand die sagemumwobene romantische Rheinlandschaft allgemeine Aufmerksamkeit. Bald sollten die Rheinlieder der

Tagen der Brief, welchen Willmanns überbringen sollte, hier in die Hände gekommen. Ich glaube nicht, daß der gute Mann sehr zufrieden von uns weggegangen ist. Wäre ich auch dagewesen, so hätte es nicht viel besser werden können; denn es wäre mir doch auch nichts übrig geblieben, durch eine persönliche gute Aufnahme, das Unangenehme einer abschlägigen Antwort zu mildern.“

Goethe, Werke. Weimarer Ausgabe. Abth. 4. Bd. 21. Weimar 1896. S. 363 f. — Wilmans war also auch fernerhin der alte Bittsteller.

¹⁰⁵) Thomas Carlyle, Leben Schillers. Aus dem Englischen eingeleitet durch Goethe. Frankfurt am Main, Verlag von Heinrich Wilmans 1830. — Zur Druckgeschichte vgl. meine Arbeit: Ein Beitrag Goethes zur Weltliteratur. Zur Entstehungsgeschichte von Carlyles Schiller-Biographie. In: Imprimatur Bd. 12 (1954/1955), S. 181—187.

Romantiker erklingen. Auf halbem Wege stand der Verleger Wilmans mit seinem Vorhaben: er wollte erbauen, belehren und unterhalten, ein Werk schaffen für Deutsche und — Franzosen, in einer deutschen und einer französischen Ausgabe.

Auf bestem Velinpapier ließ Wilmans im Sommer 1803 den Subskriptionsprospekt bei Göschen herstellen. Das achtseitige, kulturgeschichtlich aufschlußreiche Dokument, dem ein Probekupfer, den Mäuseturm von Bingen darstellend, beigelegt war, weist auf den Zauber der Rheinlandschaft hin:

Die Fluren, welche der prächtige Rhein durchströmt, scheinen durch die Verbindung des Heitern und Angenehmen mit dem Erhabnen, Schauerlichen und Romantischen, durch eine Mannigfaltigkeit ohne Gleichen, den Vorzug zu verdienen. Wenn hier die Ruinen einer Ritterburg noch in unvergänglichen Felsen wurzeln, und Römermonumente, Jahrtausenden trotzend, uns versichern, daß diese Gegenden in grauen Zeiten, wie in den neuesten, der Schauplatz großer Thaten waren, so entzückt dort das Auge ein friedliches Dörfchen, ein freundliches Landhaus, der Wohnsitz stiller Freuden und der wohlcultivirte Weingarten, wo selbst im Schatten des Pfirsich- und Mandelbaums die goldne Traube reift. Die Gegenden des Rheins sind in ganz Europa berühmt . . .¹⁰⁶⁾

Verschickte er diesen Subskriptionsprospekt, „der eine sehr anlockende Probe von dem Drucke des Werkes selber giebt“¹⁰⁷⁾, dann fügte Wilmans ein ebenfalls gedrucktes, höfliches Schreiben bei. Hier geben wir jenes wieder, das an Goethe abging:

Die Überzeugung, in Ew. Excellenz einen Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste zu schätzen, lässt mich eine günstige Aufnahme der beiliegenden Anzeigen hoffen. Bey dem Umfange eines Unternehmens, dessen Kosten fast die Kräfte eines Privatmannes übersteigen, kann ich nichts mehr wünschen, als von den Freunden der

¹⁰⁶⁾ Wir geben den ganzen Text des „Prospectus“ im Anhang wieder.

¹⁰⁷⁾ So wurde schon der Prospekt in der Zeitung für die elegante Welt vom 4. Aug. 1803, Nr. 93, S. 740 f. angezeigt. „Verdient eine Entreprise, die die Ehre des deutschen Vaterlandes und das Vergnügen der gebildeten Stände zum Zweck hat, Unterstützung, so ist es die von Herrn Friedr. Wilmans in Frkf. a. M., der ein schönes und kostbares Werk . . . ankündigt.“

Literatur und Kunst in Deutschland darin unterstützt zu werden, um demselben alle die Vollkommenheiten in der Ausführung zu geben, deren es fähig ist.

Ich lege daher Ew. Excellenz diese Ankündigung mit der Bitte vor, durch Subscription auf dieses Werk seine Erscheinung zu befördern.

Würden Ew. Excellenz die Gewogenheit haben, die Unterzeichnung darauf an mich selbst gelangen zu lassen, so würde ich dadurch in den Stand gesetzt seyn, Ihnen die Exemplare mit den ersten und besten Kupferabdrücken anzuliefern.

Ich habe die Ehre mit der vorzüglichsten Hochschätzung mich zu nennen

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Fr. Wilmans¹⁰⁸⁾

Frankfurt a/M, den 1. July
1803.

Zum Reichsdeputationshauptschluß schickte Wilmans wahrscheinlich eigens einen Commis nach Regensburg. Vielleicht reichte der Verleger auch selbst den Prospekt herum und notierte die fürstlichen Pränume-
ranten. Auch in Zeitungen, in der „Europa“, in der „Allgemeinen Lite-
raturzeitung“ und im Taschenbuch für 1804 wurde die Anzeige ein-
gerückt.

1804 erschien das erste Heft: „Ansichten des Rheins, von Nic. Vogt. Mit eilf Kupfern“. Die meisten Zeichnungen schuf Schütz, zwei groß-
artige Blätter aber gehen auf Kraus zurück¹⁰⁹⁾. Sie stellen die ver-
schiedensten malerischen Prospekte zwischen Mainz und Caub dar, vom
Rhein her gesehene Städte und Dörfer, Ruinen und Schlösser, Berge
und Hügel. Klebe hatte im letzten Augenblick anscheinend seinen
Auftrag zurückgegeben: Wilmans bat den in Aschaffenburg lebenden
Historiker Niclas Vogt, einen der besten Kenner der rheinischen Ge-

¹⁰⁸⁾ Für die Mitteilung bin ich dem Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, zu Dank verpflichtet. — Es handelt sich um einen Bogen, das gesperrt Gesetzte wurde von Wilmans handschriftlich eingefügt.

¹⁰⁹⁾ Der genaue Anteil von G. M. Kraus läßt sich nicht rekonstruieren, da ein großer Teil der insgesamt 32 Zeichnungen unsigniert ist. Das Heft 1 enthält 2 Kupfer nach Zeichnungen von Kraus, der mit „Kraus del.“ unten links signierte:

„Ansicht der Ruine bei Rüdesheim von der Wasserseite.“

„Ansicht der Pfalz und Caub.“

Die Zeichnungen von Kraus zeichnen sich durch große malerische Wirkung aus. Da der Zeichner auf dem Titelblatt nicht mehr genannt ist, sei auf seine Mitarbeit besonders hingewiesen. In dem kurzen Katalog (ein Oeuvre-Katalog existiert noch nicht) von E. Frh. v. Schenk zu Schweinsberg, Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 7, Leipzig 1927/1928, fehlen diese Zeichnungen.

schichte und Kultur, den Text zu schreiben. In kürzester Zeit entwarf dieser die in novellistische Form gebotene Reiseschilderung, wie sie sich aus der Kupferfolge ergab. Es wurde eine „malerische Reise auf dem Rhein“, erzählt in einem schwärmerischen, enthusiastischen Tone. Vergangenheit und Gegenwart werden miteinander verwoben, die französischen Eroberer mit den alten Römern verglichen und der Rheingenius beschworen: im ganzen ein zeitgebundenes Textbuch zu den schönen Abbildungen, den Stätten von Biebrich, Rüdesheim, Bingen, Bacharach, Abmannshausen¹¹⁰). Für uns, die wir mit der Kultur- und Literaturgeschichte zugleich die Verlagsgeschichte verbinden, sind die Ansichten des Rheins auch für den Stil der Wilmansschen Verlags- handlung ein schönes Denkmal.

Das vorangesetzte Pränumerationsverzeichnis nennt Alexander I., Kaiser von Rußland, Maria Feodorowna, die Kaiserinmutter von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und zuletzt „Bonaparte, ersten Consul der Französischen Republik“. Außerdem haben sich nicht weniger als 48 Territorialfürsten, Kurfürsten, Herzöge, Grafen und Prinzen für die „pittoresken Ansichten des Rheins“ interessiert. Die Buchhändler der einzelnen Städte zeichneten für ihre Kunden, die Pariser Firma Levrault, Schoell & Comp. mit 106 Exemplaren an erster Stelle. Im übrigen stehen fast ausschließlich hohe Beamte auf der Liste, nur wenige aus dem Wilmansschen Bekanntenkreise: einige Bremer, einige Frankfurter Persönlichkeiten, schließlich Herr Dr. Fr. Schlegel, Paris¹¹¹), und Herr Wilmans, Obrist und Commandant in Bremen.

¹¹⁰) Über N. Vogt und besonders auch über die „Ansichten des Rheins“ vgl. Hermann Josef Peters, Niklas Vogts zweite Lebenshälfte 1792 bis 1836. Diss. Mainz 1952. Dort auch die genauen bibliographischen Zusammenhänge erläutert. Dem Verfasser dieser ansprechenden Arbeit ist allerdings die interessante Beziehung zu Hölderlin (siehe unten) entgangen.

¹¹¹) Die Pränumerantenliste im 1. Heft umfaßt 14 Seiten, die Fortsetzungen im 2. und 3. Heft 4, bzw. 2 Seiten. Die zahlreichen subscribierenden Duodez- fürsten kann Wilmans nicht einzeln angeschrieben haben. So ist eine Werbung in Regensburg fast mit Sicherheit anzunehmen.

Friedrich Schlegel an Wilmans. Paris 3. Febr. 1804: „Haben Sie doch die Gewogenheit, auf meine Rechnung 1 Exemplar der Rheingegenden mit Deutschem Text, postfrei nach Berlin zu senden an HE. Simon Veit, Banquier, im Meyerhoffschen Hause an der Spandauer Brücke. — Sollten meine fortgesetzten Bemühungen, das Werk hier bekannt zu machen, einigen Erfolg haben, so hoffe ich werden Sie mir in Rücksicht darauf den Preiß mit so viel Rabatt ansetzen als die Umstände erlauben. Auf jeden Fall senden Sie es gleich.“ Krisenjahre 1, S. 65.

Wie angekündigt, folgten das 2. und 3. Heft 1805 und 1806 mit weiteren 21 Kupferstichen, Ansichten des Rheins, von der Loreley und St. Goar, über Boppard, Ehrenbreitstein, Andernach bis Köln und Düsseldorf. Den Text lieferte aber nicht mehr der jetzt in Paris weilende Niclas Vogt, sondern Aloys Wilhelm Schreiber, der alte Autor des Verlages. Er beschränkte sich auf bloße Erzählung und Erläuterung der Gegenden in historischer und zeitgeschichtlicher Hinsicht. Die bibliographische Verwirrung des Unternehmens noch größer machend, aber eigentlich um die Einheitlichkeit des ganzen Werkes zu wahren, ließ Wilmans 1806 eine neue Auflage des ersten Heftes drucken, von Schreiber bearbeitet (Vgl. Bibl. 99). Unter dem Gesamttitel „Mahlerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf“ ist dieses hervorragend gedruckte Werk bekannt geblieben.

e) Wilmans und Hölderlin

Einen lebhaften Anteil an der Entstehung des Werkes nahm auch ein anderer: Friedrich Hölderlin, 1802 aus Bordeaux krank in die Heimat zurückgekehrt, dessen Geist sich in den nächsten Jahren heillos verdunkeln sollte. In dieser Spätzeit, in einem letzten großartigen Aufstieg dichterischer Entfaltung, trat Hölderlin mit Wilmans in Korrespondenz. Es sind fast die letzten uns erhaltenen Briefe des Dichters aus der noch gesunden Lebenszeit.

Ihm also hatte Wilmans auch einen Prospekt der „Ansichten des Rheins“ geschickt mit der Bitte um Bekanntmachung. In dem Brief vom Dezember 1803 heißt es bei Hölderlin: „Für die Ausgabe der Ansichten, wovon Sie mir eine Ankündigung gütigst zuschickten, werd' ich in Stutgard Theilnehmer zu finden suchen. Ich habe daselbst mit einigen Männern Bekantschaft, die solche Schriften kauffen mögen und anderen sie empfehlen.“¹¹²⁾ Hölderlin wollte seinen Freund Leo von Seckendorf deswegen aufsuchen, traf ihn aber nicht an und schrieb ihm darauf am 12. März 1804:

¹¹²⁾ Hölderlin, Große Stuttgarter Ausgabe. Bd. 6: Briefe. Hg. von Adolf Beck. Stuttgart 1954. S. 436 f. (Hier fortan zitiert: Hölderlin, Briefe.) — Man vergleiche mit dieser höflichen, schlichten Mitteilung den fast groben Ton Schlegels in gleicher Angelegenheit, hier mitgeteilt in der vorigen Anmerkung.

Mein Theurer!

Ich habe Dich neulich besuchen wollen; konnte aber Dein Haus nicht finden. Ich besorge also den Auftrag, der mir diesen Besuch nothwendig machte, schriftlich und schicke Dir eine Ankündigung von pittoresken Ansichten des Rheins; es ist Dir möglich, Theil daran zu nehmen und dafür Theilnehmer zu finden. Der Fürst hat sich schon dafür interessirt. Ich bin begierig, wie sie ausfallen werden; ob sie rein und einfach aus der Natur gehoben sind, so daß an beiden Seiten nichts Unzugehöriges und Unkarakteristisches mit hineingenommen ist und die Erde sich in gutem Gleichgewicht gegen den Himmel verhält, so daß auch das Licht, welches dieses Gleichgewicht in seinem besonderen Verhältniß bezeichnet, nicht schief und reizend täuschend seyn muß. Es kommt wohl sehr viel auf den Winkel innerhalb des Kunstwerks und auf das Quadrat außerhalb desselben an . . .

Einige Zeilen weiter fährt der Dichter fort:

Ich bitte Dich auch, Dich für eine Übersezung der Sophokleischen Tragödien zu interessiren, die mir derselbige Verleger, Herr Willmans in Frankfurt in Verlag genommen hat, und die auf Ostern herauskommen wird . . . ¹¹³⁾

Durch den Verlag dieser „Trauerspiele des Sophokles. Übersetzt von Friedrich Hölderlin“ (Bibl. 34), die in zwei kleinen Bänden, in einer schönen Antiqua bei J. P. Bayrhoffer in Frankfurt a. M. gedruckt, zur Ostermesse 1804 erschienen, hat sich Wilmans um Hölderlin verdient gemacht. Der von Apoll geschlagene Dichter hat es „als ein wahr und glücklich Geschik“ empfunden, mit Wilmans „in Beziehung gekommen

¹¹³⁾ Hölderlin, Briefe. S. 437. — Das Wort von den „pittoresken Ansichten des Rheins“ scheint einem nicht erhaltenen Brief von Wilmans entlehnt zu sein, wenngleich das Wort pittoresk auch im Prospectus selbst vorkommt. (Übrigens ist Schlegels Bezeichnung Rheingegenden auch aus dem Prospekt genommen. Vgl. Anhang.) Auf brieflicher Mitteilung beruht auch wohl die Angabe: „Der Fürst hat sich schon dafür interessirt“. Unter den Pränume-ranten ist „Se. Kurfürstl. Durchl. der Kurfürst von Württemberg“ aufgeführt. Eine Werbung durch Hölderlin ist darum sehr unwahrscheinlich. — Nach den kunstästhetischen Ausführungen über den Charakter der zu erwartenden Kupfer ist es möglich, daß Hölderlin gerade das Probekupfer, den Mäuse-turm bei Bingen darstellend, vorlag. Die sehr guten Beobachtungen über die Raumverteilung, über das „Unkarakteristische“ „an beiden Seiten“ und über den Lichteinfall lassen sich auf diesen Stich beziehen und verraten dann allerdings ein erstaunliches Empfinden für das Wesen bildender Kunst. Bei der Betrachtung des Blattes springen seine Gedanken in die Vergangenheit zurück, und so scheint es psychologisch verständlich zu sein, wenn Hölderlin in seinem Briefe fortfährt: „Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so daß ich mehr darin studiren möchte“, eine Erinnerung an die Rückkehr aus Bordeaux, die ihn über Paris geführt haben wird. (Vgl. dazu Adolf Beck, Zu Hölderlins Rückkehr von

DIE TRAUERSPIELE
DES
SOPHOKLES.

ÜBERSETZT
VON
FRIEDRICH HÖLDERLIN.

ERSTER BAND.

FRANKFURT AM MAIN, 1804
BEI FRIEDRICH WILMANS.

zu seyn" ¹¹⁴). Wenn Wilmans unvergessen bleibt, so ist es diese von Tragik überschattete Verbindung des biedereren Verlegers mit dem größten Sänger der Deutschen.

In Regensburg, wo Hölderlin als Gefährte Isaac von Sinclairs im Herbst 1802 geweilt hatte, versprach ihm der Homburger Freund, einen Verleger für seine Übersetzung zu beschaffen ¹¹⁵). Verhandlungen mit Unger, Göschen und Fröhlich führten zu keinem Ergebnis. Vielleicht wandte sich Sinclair im Frühjahr 1803 an Niclas Vogt, den alten gemeinsamen Bekannten. Der Dichter hatte ihn 1797 in Mainz besucht und hielt ihn „durch seinen reinen einfältigen Charakter und seinen Geist und seine Kenntnisse wirklich“ für einen merkwürdigen Mann ¹¹⁶). Vogt, der ja gerade mit der Vorbereitung der „Ansichten des Rheins“ beschäftigt war, vermittelte — möchten wir annehmen — den Verleger.

So läßt sich der Eingang des ersten Briefes ausdeuten, den Wilmans am 3. Juni 1803 an Hölderlin schickte. Er ist uns leider nur in einem knappen Auszug erhalten und beginnt: „Prof. Vogt, s. Freund, läßt ihn grüßen“. Dann heißt es weiter: „Wilmans hat den Verlag des Sophokles schon übernommen; er sucht aber den Druck — der Einleitung — hinauszuschieben“ ¹¹⁷).

Damals lag dem künftigen Verleger das Manuskript noch nicht vor. Was mag den sonst so vorsichtigen Wilmans, der von dem vermittelnden Wieland eine öffentliche Empfehlung für den „Godwi“ des noch

Bordeaux. Hölderlin-Jahrbuch 1950. S. 86 ff.) — Aus dem Brief an Seckendorf geht hervor, daß sich Hölderlin intensiv mit der Ankündigung des Werkes beschäftigt hat. Ob er dieses selbst kennenlernte, ist nicht nachzuweisen. Weder er noch sein Freund Seckendorf zählten zu den Pränumeranten, wohl aber „Herr Friedrich Clemm in Stuttgart“, den u. U. Hölderlin gewonnen hat, wenn er seinem Verleger schrieb, daß er in Stuttgart „mit einigen Männern Bekantschaft“ habe, „die solche Schriften kauffen mögen“. Vielleicht handelt es sich um den Hölderlin gut bekannten Jeremias Friedrich Klemm, einen Sohn des Nürtinger Dekans. Vgl. Hölderlin, Briefe. Erläuterung zu Nr. 2 Z. 10.

¹¹⁴) Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 435.

¹¹⁵) Vgl. Hölderlin, Große Stuttgarter Ausgabe. Bd. 5: Übersetzungen. Hg. von Friedrich Beißner. Stuttgart 1952. S. 452—455. — Weiteres Material stellte mir Herr Prof. Dr. A. Beck aus den Papieren des sich in Vorbereitung befindenden Dokumentenbandes der Stuttgarter Ausgabe freundlicherweise zur Verfügung.

¹¹⁶) An die Schwester, April 1797. — Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 239.

¹¹⁷) Regest von G. Schlesier. Bl. 81v. — Vgl. Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Franz Zinkernagel. Bd. 5, S. 543.

unbekannten Brentano forderte, ehe er den Druck fördern wollte, veranlaßt haben, sofort dieses Anerbieten zu stellen? Hölderlin war doch damals ein ziemlich unbeachteter, nur von wenigen gekannter Dichter. Es ist denkbar, daß Boehlendorff, der 1801 bei seinem Freunde Johann Smidt in Bremen weilte, dem Verleger seines „Fernando“ von Hölderlin erzählt und ihn als einen guten Taschenbuchmitarbeiter empfohlen hat. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Wilmans von Smidt selbst, mit dem er ja auch bekannt war und in dessen Bibliothek der „Hyperion“ stand¹¹⁸⁾, etwas über Hölderlin erfahren hatte. Doch ist es wahrscheinlicher, daß Wilmans 1802/1803 in Frankfurt selbst von seinem Schicksal erfuhr, vielleicht durch seinen Mitarbeiter Gerning. Immerhin dürfen wir eine Kenntnis Hölderlins bei Wilmans voraussetzen, ehe er sich zu einer Verlagsverbindung entschloß.

Doch ließ der Dichter vorläufig den Brief des Verlegers unbeantwortet¹¹⁹⁾; erst am 28. September 1803 bedankt er sich in einem förmlichen Schreiben dafür, daß jener „an der Übersezung der Sophokleischen Tragödien den gütigen Antheil genommen“ habe. Er ist „zufrieden, daß der erste Band erst in der Jubilatenmesse erscheint“.

Ich werde Ihnen immer danken, daß Sie mit Ihrer gütigen Zuschrift so mich getroffen haben, weil Sie zur Äußerung mir eine Freiheit machen, jetzt, da ich mehr aus dem Sinne der Natur und mehr des Vaterlandes schreiben kann als sonst¹²⁰⁾.

Aber noch zögerte Hölderlin mit der Sendung des Sophokles-Manuskriptes. Der Verleger, für dessen lebenswürdige Höflichkeit wir schon manchen Beleg bringen konnten, mahnte darauf in einem verlorenen Brief wohl aufmunternd und verbindlich. Man wird es Wil-

¹¹⁸⁾ Handschriftlicher Katalog der Bibliothek Smidts. Im Smidt-Archiv, Staatsarchiv Bremen.

¹¹⁹⁾ Beißner a. a. O. S. 453 nimmt an, daß Hölderlin „auf dieses Anerbieten zunächst dilatorisch geantwortet zu haben“ scheine, „unter Hinweis darauf, daß Schelling sich inzwischen der Sache angenommen“. Doch es ist nicht zwingend notwendig, diesen — einzig verlorenen — Brief anzusetzen.

¹²⁰⁾ Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 434—435. — Eingangs- und Schlußformel dieses Briefes: „Wohlgebohrner Insonders hochgeehrtester Herr! ... Ich bin mit wahrhaftiger Hochachtung Ew. Wohlgebohren gehorsamster Diener Friedrich Hölderlin“ entsprechen zwar ganz dem damaligen Geschäftsbriefstil, sind aber für Hölderlin ungewöhnlich und nur verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Hölderlin Wilmans' Kanzleistil (vgl. seine Briefe an Goethe) nachzuahmen versucht.

mans zugute halten, daß er sich in einer Zeit, da Hölderlin in Gefahr war, täglich seine angespannte Geisteskraft zu verlieren, des kranken Dichters in einer besonderen, ermutigenden Weise angenommen hat. Während er es ablehnte, Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“ und ein ihm von Wieland angetragenes Werk zu verlegen, bemühte er sich um den verkannten Magister Hölderlin.

Dieser schickte schließlich das Manuskript. Aus dem dankbaren Ton des Begleitbriefes geht hervor, daß Hölderlin wirklich in dieser Zeit neue Kraft für die Arbeit erwuchs:

Nürtingen bei Stutgard.
d. 8 Dec. 1803.

Verehrungswürdiger!

Sie verzeihen, daß ich mit dem Manuscripte der Sophokleischen Tragödien gezögert habe. Ich wollte, da ich die Sache freier übersehen konnte, in der Übersezung und den Anmerkungen noch einiges ändern. Die Sprache in der Antigonä schien mir nicht lebendig genug. Die Anmerkungen drükten meine Überzeugung von griechischer Kunst auch den Sinn der Stüke nicht hinlänglich aus. Indessen thun sie mir noch nicht genug. Eine Einleitung zu den Tragödien des Sophokles will ich Ihnen, besonders ausgearbeitet, wenn diß Ihnen gefällig ist, das nächste halbe Jahr oder sonst in schiklicher Zeit zuschiken.

Kleine Gedichte in einen Allmanach will ich Ihnen unmittelbar nach Absendung dieses Manuscripts aus meinen Papieren aussuchen. Ich habe einiges, was Ihnen vielleicht gefallen wird.

An Schelling hab' ich noch nicht geschrieben. Will es aber noch diese Woche thun.

Sollte es Ihnen unbequem seyn, die Ausgabe dieser Tragödien an Göthe oder an das Weimarische Theater zu schiken, so haben Sie die Güte, mir dieses zu wissen zu thun. Da ich HE. von Göthe persönlich kenne, wird es nicht unschiklich von mir seyn.

Einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird, weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit, will ich Ihnen auch noch diesen Winter zuschiken.

Ihre gütige Aufmunterung hat mich sehr gefreut. Ich schäze es als ein wahr und glücklich Geschik, mit Ihnen in Beziehung gekommen zu seyn.

Ihr

Ergebenster
Friedrich Hölderlin. ¹²¹⁾

Es mußte den Dichter einnehmen, daß ihm Wilmans bald danach eine „Probe von dem Druke“ schickte. In seinem nächsten Dezemberbrief ging Hölderlin darauf ein:

¹²¹⁾ Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 435.

Ich glaube, daß es bei solchen Lettern bequemer für die Augen ist, den Sinn zu finden, da man durch allzuschärfe Lettern leicht versucht wird, bloß auf die Typen zu sehn.

Die Schönheit des Druks scheint, wenigstens mir, nichts dadurch zu verlieren. Die Linien stehen so in vesterem Gleichgewicht. ¹²²⁾

Die Zeit war vorgeschritten. Der Druck des spät gesandten Manuskriptes mußte eiliger abgewickelt werden, als es zu verantworten war. Der Verleger, mit den Messevorbereitungen belastet, konnte sich nicht um die Korrektur des schwierigen und eigenwilligen Werkes kümmern. Die angekündigte Übersendung der Aushängebogen verzögerte sich. Erst Ende März scheint Hölderlin sie erhalten zu haben. Aber ehe die Bogen zurückkamen — Hölderlin sandte sie am 2. April 1804 ab — mußte der Satz unkorrigiert ausgedruckt werden, da Mitte April bereits die Messe in Leipzig begann und Wilmans sich eine unliebsame Verzögerung aus finanziellen Gründen nicht erlauben konnte. In großer Eile schickte er seinem Autor die Belege:

Frankfurt, den 14. April 1804

Verehrungswürdiger Herr und Freund!

Morgen mit Tagesanbruch reise ich nach Leipzig zur Messe — und vor einer Stunde ist der 2. Bd. des Sophokles fertig geworden und danke dem Himmel schon unterwegs nach Leipzig. —

In Eile, die Sie sich denken können, sende ich Ihnen anbei 6 Ex. auf Velin Papier und 6 Ex. auf das gewöhnliche Papier als Honorar Ex., die Sie Ihren Freunden mittheilen können. Brauchen Sie noch einige zu diesem Behufe, so geschieht es gerne.

Mit dem besten Willen, ist es mir jetzt nicht möglich, Ihnen das Honorarium beizulegen, sowie ich eben von Leipzig zurückkehre, geschieht es ohne Aufschub, darauf können Sie sich verlassen.

Leider sind in dem ersten Theile viele Drukfehler, ich halte es aber für nöthig, sie nicht anzuhängen, wozu theils die Zeit zu spät ist, theils der geringste Theil der Leser darauf achtet. Ihnen werden Sie nicht zur Last gelegt, sondern den Buchdruckern. Wünschen Sie sie angezeigt zu haben, so senden Sie mir eine Liste von beiden Bänden, die ich [in] dem Intelligenzblatt der Jenaer Litteraturzeitung abdrucken lassen will.

Meine große Eile erlaubt mir nur noch, Ihnen meine Verehrung zu versichern.

Fr. Wilmans. ¹²³⁾

¹²²⁾ Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 436—437.

¹²³⁾ Handschrift im Goethemuseum Frankfurt a. M.: Textvergleich durch Herrn Prof. Dr. A. Beck. — Erstdruck: Hölderlin, Sämtliche Werke. Begonnen durch N. v. Hellingrath. Bd. 6. Berlin 1923. S. 363.

Der fehlerhafte Druck des gutgemeinten Unternehmens hat dem Rufe Wilmans' in den Augen der Nachwelt geschadet. Er ist als der nachlässige, vielleicht verständnislose Verleger in die Literaturgeschichte eingegangen. Der kranke Hölderlin selbst soll 40 Jahre später, nach dem Sophokles gefragt, gesagt haben: „Ich habe den Ödipus zu übersetzen versucht, aber der Buchhändler war ein . . .¹²⁴⁾. Es ist anzunehmen, daß Hölderlin, der auf Wilmans' Brief die Namen derer notierte, denen er ein Exemplar schicken wollte, über den Satz des typographisch so gelungenen Buches enttäuscht war. Er fertigte noch das Druckfehlerverzeichnis an¹²⁵⁾, hat es aber wohl nicht mehr abgesandt. Am 27. Mai 1804 — nach der Rückkehr aus Leipzig — übersandte Wilmans das ausstehende Honorar¹²⁶⁾: 222 Gulden, eine recht stattliche Summe, im Vergleich zu den 100 Gulden, die Cotta für den „Hyperion“ gezahlt hatte. Das Buch selbst war für den Verleger, durch die negativen Kritiken nicht zuletzt mitbedingt, ein völliger Mißerfolg. In Wilmans' Verlagsverzeichnis von 1836 ist die Ausgabe noch aufgeführt: sie war also nach 30 Jahren noch zu haben¹²⁷⁾.

Die Verbindung Hölderlins mit Wilmans scheint im Sommer 1804, als Hölderlins Krankheit unheilvoller als vorher ihr Zerstörungswerk fortsetzte, zu Ende gegangen zu sein. Vielleicht haben sich trotz der Enttäuschung über den Druck noch Ansätze zur Fortführung gemeinsamer Pläne ergeben. Wir wissen es nicht. Kein biographisches Dokument bietet sich dem Nachforschenden mehr seit April 1804. Hölderlins Welt verliert sich im Dunkel, schmerzlich für uns, da fruchtbare Ansätze in der Zusammenarbeit auf großartige Pläne schließen lassen, die uns, wenn sie voll ausgeführt worden wären, die reifsten Werke des Dichters in seiner eigenen Gestaltung überliefert hätten.

Wilmans legte, wie mehrfach gezeigt, großen Wert darauf, daß seine Autoren auch Beiträge zu seinem Taschenbuch lieferten, eine Art Werbung, die ja den modernen Verlagsalmanachen ähnlich ist. Er bat — wohl schon in seinem ersten Brief — auch Hölderlin, wie er Goethe

¹²⁴⁾ Hölderlin, Sämtliche Werke. Begonnen durch N. v. Hellingrath, Bd. 6, S. 464.

¹²⁵⁾ Abgedruckt in der Stuttgarter Ausgabe, Bd. 5, S. 458—459.

¹²⁶⁾ Regest von G. Schlesier. — Hölderlin, Sämtliche Werke. Hg. von Franz Zinkernagel, Bd. 5, S. 545.

¹²⁷⁾ Verlags-Catalog von Friedrich Wilmans in Frankfurt am Main. O. M. 1836. S. 17: Sophocles Trauerspiele, übersetzt von Fr. Höderlin (!), 2 Bde. gr. 8. 1804. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

und Schiller, Jean Paul und Wieland gebeten hatte, um einige poetische Beiträge und gab dadurch dem bereitwilligen Dichter eine Gelegenheit zur Äußerung in einer Zeit, da er „mehr aus dem Sinne der Natur und mehr des Vaterlandes schreiben kann als sonst“¹²⁸⁾. In den nächsten Briefen ist davon die Rede: „Kleine Gedichte in einen Almanach will ich Ihnen unmittelbar nach Absendung dieses Manuscripts aus meinen Papieren aussuchen. Ich habe einiges, was Ihnen vielleicht gefallen wird“¹²⁹⁾. Ein paar Wochen später: „Ich bin eben an der Durchsicht einiger Nachtgesänge für Ihren Almanach. Ich wollte Ihnen aber sogleich antworten, damit kein Sehnen in unsere Beziehungen kommt“¹³⁰⁾. Aus der Durchsicht wurde eine Umarbeitung. Der späte Hölderlin legte noch einmal Hand an die Gedichte und formte sie um, jetzt, da er, in Götternähe, die größte Erntezeit seines Lebens hielt und die Nacht das Glück der wachen Tage immer mehr beschattete. Noch Ende des Jahres wurde die Sendung nach Frankfurt geschickt, und im Januar dankte Wilmans laut Regest „für die zu seinem Almanach gesandten Gedichte“¹³¹⁾, die dann dem Taschenbuch für das Jahr 1805 ein ungewöhnliches Gepräge gaben. In einer eigenen Abteilung, an vornehmster Stelle, hatte der Verleger die „Gedichte. Von Friedrich Hölderlin“ einrücken lassen: die berühmten Oden „Chiron“, „Thränen“, „An die Hoffnung“, „Vulkan“, „Blödigkeit“, „Ganymed“, dazu die Fragmente „Hälfte des Lebens“, „Lebensalter“ und „Der Winkel von Hahrdt“. Seltsam fremd nehmen sich diese männlichen Gesänge in einem Kreise weiblicher Grazien aus, in der Gesellschaft der Tochter der Karschin, der Sophie Mereau und der vielen unbedeutenden Taschenbuchschreiber. W. Jury hatte wieder sentimentale Kupfer zu den Erzählungen gestochen. Das kleine Taschenbuch war „Ihrer Kaiserlichen Majestät Elisabeth Alexiewna Kaiserin aller Reussen“ in einer zierlichen Zuschrift gewidmet¹³²⁾, und am Ende zeigte Wilmans

¹²⁸⁾ Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 434.

¹²⁹⁾ 8. Dez. 1803. — Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 435.

¹³⁰⁾ Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 436.

¹³¹⁾ Regest von G. Schlesier. Bl. 81v. — Hölderlin, Sämtliche Werke. Hg. von Franz Zinkernagel, Bd. 5, S. 543.

¹³²⁾ Diese Zueignung in dem denkwürdigen Taschenbuche sei ungekürzt mitgeteilt:

Allerdurchlauchtigste, Allergnädigste Kaiserin!

Wenn Schönheit und Tugend, wenn höchste Liebenswürdigkeit des Geistes und des Herzens die Erste Regentin Europens auch zu der Ersten

seine Bücher an: „Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, und zu zweckmäßigen Geschenken für die Jugend, empfehle ich folgende Werke, die in meinem Verlage erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind“. Unter diesen findet man: „Die Trauerspiele des Sophokles, Übersetzt von Friedrich Hölderlin. 2 Bde. gr. 8 1804. 1 Rthlr. oder 1 Fl. 48 kr.“ Aus dem bescheidenen Almanach tritt leuchtend die Umwelt des späten Hölderlin hervor, in der seine Verse wie fremde Orakel wirkten:

Hälfte des Lebens.

Mit gelben Birnen hänget
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne,
 Und trunken von Küssen
 Tunkt ihr das Haupt
 Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen, und wo
 Den Sonnenschein,
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

Die Nachtgesänge aber waren eine eingeschobene Arbeit, mehr eine Gefälligkeit dem Verleger gegenüber. Hölderlins eigentliches Anliegen jener Zeit 1803—1804 war es, „die Eltern unsrer Fürsten und

Frau Ihres Geschlechts machen; so fühlt sich jeder glücklich, Ihr zu huldigen.

Möge auch dieses kleine Opfer, auf dem Altare der hohen Weiblichkeit dargebracht, der Huldreichen, der Geist- und Herzvollen Monarchin nicht missfallen.

In tiefster Ehrfurcht
 Frankfurt a. M.
 d. 1. Sept. 1804.

Ew. Kaiserl. Majestät
 allerunterthänigster
 Friedrich Wilmans
 Buchhändler

ihre Size und die Engel des heiligen Vaterlands zu singen, wenn es die Zeit giebt". In seinem zweiten Brief an Wilmans vom 8. Dezember 1803 ist zuerst von dem Plan die Rede: „Einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit, will ich Ihnen auch noch diesen Winter zuschicken“¹³³). Im nächsten Brief nimmt die Idee festere Gestalt an: „Ich bin sehr begierig, wie Sie die Probe einiger größern lyrischen Gedichte aufnehmen werden. Ich hoffe, sie Ihnen auf den Januar zu schicken; und wenn Sie diesen Versuch, wie ich, beurtheilen, werden sie wohl noch bis auf die Jubilatenmesse erscheinen können.“¹³⁴)

Der Dichter plante Einzeldrucke seiner „vaterländischen Gesänge“, dieser großartigsten Schöpfungen seiner Spätzeit. Er wollte die Dichtungen „Patmos“, „Der Rhein“, „Die Wanderung“, „Germanien“ und andere, „die unmittelbar das Vaterland angehen sollen oder die Zeit“, unter das Volk bringen. Sein Beruf war ja „das hohe und reine Frohloken“, er wollte im Hier und Jetzt das Bleibende stiften. Es entspricht dem einzigartigen Range von Hölderlins Auffassung seines Dichterberufes, daß er seine Werke in einer ebenso einzigartigen Weise publizieren wollte. In Wilmans fand er den geeigneten, ihm freundschaftlich verbundenen Mann, der diesen Versuch wagen wollte, den erst die Verleger der Expressionisten aus gleichem Antriebe in Form der „lyrischen Flugblätter“ verwirklichten.

Der glückliche Fund der „Friedensfeier“ 1954 bestätigt in überwältigender Weise Hölderlins Vorhaben¹³⁵). Dem Vorwort dieser Hymne auf den Frieden hatte der Dichter — mit anderer Tinte — die Bemerkung angefügt: „Der Verfasser gedenkt dem Publikum eine ganze Sammlung von dergleichen Blättern vorzulegen, und dieses soll irgend eine Probe seyn davon“¹³⁶). Wird er diese im Dezember angekündigte Probe Anfang Januar 1804 bereits an Wilmans geschickt haben? Wir wissen es nicht. Das Regest eines Januar-Briefes von Wilmans allerdings läßt auf den Empfang der Gedichte, wenn auch nicht zwingend, schließen: „Vor der Messe werde er schwerlich noch die größeren Ge-

¹³³) Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 435.

¹³⁴) Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 436.

¹³⁵) Hölderlin, Friedensfeier. Hg. und erl. von Friedrich Beißner. Stuttgart 1954. (Bibliotheca Bodmeriana. IV.)

¹³⁶) Hölderlin, Friedensfeier, S. 6.

dichte in seiner Druckerei unterbringen. Aber gleich nach der Messe werde er den Druck befördern" ¹³⁷). Setzt auch nicht die Bemerkung in Hölderlins letztem Brief die Vereinbarung über die „lyrischen Blätter“ voraus? „Ich freue mich, Ihnen nächstens etwas zu schicken, worauf ich jezt einen eigentlichen Werth setze" ¹³⁸). Ist die — vielleicht erfolgte — Übersendung der Hymne „Der Einzige“ gemeint? Hölderlin notierte den Titel dieses heute auch nur in Vorfassungen vorhandenen Gedichts auf Wilmans' Brief vom 14. April 1804 ¹³⁹).

Daß Hölderlins Krankheit die Verwirklichung dieser wundervollen Idee vereitelte, die wir hier aus den sparsamen Quellen zu rekonstruieren versucht haben, gehört zur Tragik seines Lebens.

Wir wissen nicht, ob Wilmans Hölderlins Genius erahnt hat. Daß er aber durch seine Veröffentlichung der Sophokles-Übersetzung und der Nachtgesänge die Romantiker, seine Autoren Fr. Schlegel und L. Tieck, Clemens Brentano und Sophie Mereau, die Günderröde und deren Freundin Bettina um so nachdrücklicher auf den Dichter hingewiesen hat, das darf wohl dem Verleger zugestanden werden ¹⁴⁰). Görres hat damals in der Zeitschrift „Aurora“ begeistert über Hölderlin geschrieben, derselbe Görres, der Wilmans seine „Kindermythen“ schickte, die dann das Taschenbuch für 1806 neben einer dramatischen Skizze „Nikator“ von Karoline von Günderröde und einer Erzählung der Sophie Brentano vorzüglich auszeichneten.

¹³⁷) Regest von G. Schlesier. Bl. 81v. — Hölderlin, Sämtliche Werke. Hg. von Franz Zinkernagel, Bd. 5, S. 543. — Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß Wilmans hier auf den zweiten Dezemberbrief antwortet, in dem Hölderlin „die Probe einiger größern lyrischer Gedichte“ ankündigte; denn erst im Januar scheint Hölderlin die „Nachtgesänge“ gesandt zu haben, für die sich Wilmans im gleichen Regest bedankt. Es liegt die Annahme nahe, daß er die damals fertige Reinschrift der „Friedensfeier“ beigelegt hat.

¹³⁸) Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 6, S. 439.

¹³⁹) Vgl. Hölderlin, Stuttgarter Ausgabe, Bd. 2, S. 455: „Am unteren Rand des Briefes steht noch: Der Einzige. / HE. von Sinclair.“ Beißner bezieht diese Notiz Hölderlins auf den „einzigsten Vorzugsdruck der Übersetzung, den er für die Prinzessin von Homburg an Sinclair schicken wollte“. Näher liegt aber die Vermutung, daß Hölderlin auf dem Briefe von Wilmans notieren wollte, daß er die Dichtung „Der Einzige“, die damals vollendet war, an Wilmans senden wollte. Eine andere Absicht war es, einen Brief an Sinclair zu schreiben.

¹⁴⁰) Eine Darlegung des Problems, wieweit Wilmans als Vermittler Hölderlinischer Dichtungen bei den Romantikern gewirkt hat, bedarf behutsamer Untersuchung, die nicht in diesem Rahmen zu leisten ist.

f) Der Kunsthändler und Kunstsammler

Die Beziehungen zu den Romantikern und zu Hölderlin, zu Jean Paul und Wieland hatten Wilmans einem Höhepunkt in seiner Verlagstätigkeit entgegengeführt. Ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, wurde Wilmans in diesen Jahren ein Wegbereiter der jungen Dichtung, der dazu beitrug, Unbekanntes zu Bleibendem zu erheben. Er führte als erster manche heute berühmte Namen in die literarische Öffentlichkeit ein. Das bleibt sein unbestreitbares Verdienst. Sein Kapital zu sichern, seinen Verlag auszubauen und selbst zu dem bedeutendsten Verleger der Romantikergeneration zu werden, das aber blieb ihm versagt. Andere kamen, Reimer in Berlin, Mohr und Zimmermann in Heidelberg, um seine Pionierarbeit durch langjährige, erfolgreiche Tätigkeit im Dienste der jungen Dichtung zu krönen. Nach dem Höhepunkt erfolgte im Verlag Wilmans der jähe Abstieg. Zufällige Umstände, finanzielle Erschöpfung, politische Ungunst und tragische Krisenjahre im Leben seiner Autoren wirkten zusammen. Herder war tot, Hölderlin geistig umnachtet, Sophie Brentano, Karoline von Günderode, August Winkelmann starben in diesen Jahren, 1805 ging die „Europa“ ein, eine Verbindung mit Goethe war nicht zustande gekommen, 1806 erschien das letzte Heft der „Ansichten des Rheins“. Das mühsam geknüpftete Netz der Beziehungen lockerte sich.

Wohl erschien noch Jahr für Jahr das Taschenbuch, von Wilmans herausgegeben. 1807—1810 schickte Jean Paul kleine Beiträge¹⁴¹⁾, in einigen Bänden war Friedrich de la Motte-Fouqué¹⁴²⁾ vertreten. Aber sonst sind es die alten, vergessenen Namen. Seit 1814 redigierte der Unterhaltungsschriftsteller Stefan Schütze bis zu seinem Tode 1839 mit erstaunlichem Gleichmut das Taschenbuch; die Erzählungen wurden länger, die Zahl der Gedichte ging zurück. Adalbert von Chamisso, Ludwig Bechstein, auch noch Gustav Schwab und —

- ¹⁴¹⁾ 1807 S. 1—30: Meine Miszellen. [= Herbstblumene. Bd. 1.]
 1808 S. 13—34: Pasquill auf die jetztlebende schönste Frau
 in Deutschland.
 1809 S. 21—32: Nachlese für meine Levana.
 1810 S. 1—14: Einige Ehespiegel-Scherben.
¹⁴²⁾ 1814: Falke und Isula. Lieder eines Troubadours.
 Der unheimliche Gast. Eine Erzählung.
 1815: Die Geschichte vom Rübezahl. Ein Schwank.
 1816: Die Geschichte von den drei Bildern.

Freiligrath tauchen nach Wilmans' Tode sporadisch auf. Von einem belangvollen Namen werden wir noch hören. Doch es spricht immerhin für die Volkstümlichkeit des Almanachs, an dessen Wiege Deutschlands größte Dichter gestanden hatten, daß er noch 1841 herauskam, in den letzten beiden Jahrgängen von Ludwig Storch redigiert. Aber dann fand das Unternehmen, 11 Jahre nach dem Tode Friedrich Wilmans', mit dem Eingehen des Verlages ein Ende (Bibl. 52).

Natürlich kamen noch laufend neue Bücher bei Wilmans heraus, doch ihre Zahl ging zurück, ihre Bedeutung war im allgemeinen nicht allzu groß. Eine Reihe von Reisebeschreibungen wurde verlegt, darunter auf Subskription ein Prachtwerk: Langsdorffs Weltreise in den Jahren 1803—1807 mit 40 Kupfern (Bibl. 94). Auch Engelmanns Reiseführer (Bibl. 93) erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. 1819 bis 1822 wurden die aufklärerischen Beiträge von H. E. G. Paulus (Bibl. 81) verlegt. Unverkennbar bleibt, daß sich Wilmans einen neuen Wirkungskreis suchte. Er richtete in Frankfurt eine Kunsthandlung ein, verbunden mit einem Kunstverlage. Durch den Erfolg der „Ansichten des Rheins“ ermutigt und angeregt durch die Kupfer zu den jährlichen Taschenbüchern, kündigte Wilmans das Erscheinen der „Rheinlandschaften“ an, „nach der Natur von Schütz aufgenommen und von Radl in aqua tinta geätzt“, 12 Blätter, die seit 1808 herauskamen (Bibl. 101). Die Auflage war klein; auf den Druck wurde alle Sorgfalt verwandt. Dank seiner steten Verbindlichkeit, die sich auch in der Ankündigung „An Kunstfreunde“¹⁴³⁾ spiegelt, konnte Wilmans eines guten Publikums versichert sein. Und so kam im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Landschaftskupfern heraus, die entweder als Einzelblätter erschienen oder aber in Verbindung mit Reiseführern und Wegweisern herausgegeben wurden. Der kunstverständige Wilmans machte sich um die Vertiefung der Liebe zur Heimat, zur Landschaft, zur Natur in einer reisefrohen Zeit verdient.

Die malerischen Rheinlandschaften verlockten immer wieder zu neuen Darstellungen. G. Primavesi zeichnete den „Rheinlauf“ von den Quellen bis zur Mündung in 25 Blättern (Bibl. 103), J. W. Delkeskamp ein „Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebung von Mainz bis Cöln“ (Bibl. 107) neben anderen Darstellungen (Bibl. 111, 112). 104 Ansichten des Rheins gehörten zu C. A. Fischers Reise-

¹⁴³⁾ In: Taschenbuch für das Jahr 1809. Anhang.

führer (Bibl. 109) und wurden auch als Kunstblätter einzeln verkauft. 24 Kupfer wurden zu einem Führer für Badegäste, die in Wiesbaden und Schwalbach weilten, gezeichnet (Bibl. 110).

Nur allgemein kann in diesem Zusammenhang auf die vielen Kunstblätter hingewiesen werden. Sie waren einst beliebt wie die Alben, in denen sie zusammengefaßt waren, und leiten über zum Biedermeier-Schrifttum. Als Zeichen seiner Verbundenheit mit den norddeutschen Städten unterließ es Wilmans nicht, „16 Ansichten der Freien Hansestadt Bremen“ herstellen zu lassen (Bibl. 105), wozu auch Städteansichten von Hamburg (Bibl. 106) und Lübeck (Bibl. 104) kamen und natürlich auch von Frankfurt in verschiedenen Ausführungen (Bibl. 102, 108, 111). Zu dem Bremer Werke hat in der Hauptsache Adam Storck, Professor an der Handelsschule, einem Teile der Hauptschule in Bremen, den Text geschrieben, der insbesondere in seinen kulturgeschichtlichen Schilderungen noch heute bedeutsam ist^{143a}); ein im Herbst 1927 vom Frankfurter Kunstverein als Faksimile-Ausgabe veranstalteter Neudruck stellt somit eine wertvolle Bremensie dar.

Durch diese kunstsinnige Gewerbetätigkeit, die zu einer ausgedehnten Korrespondenz mit verschiedenen Künstlern führte¹⁴⁴), erwarb sich Wilmans die Achtung seiner Mitbürger. Man lobte seine Kenntnisse, seinen Fleiß und seinen Geschmack¹⁴⁵). Auf dem Zeil neben der Katharinenkirche in der vornehmsten Gegend der Stadt Frankfurt hatte er inzwischen seine Buch- und Kunsthandlung eingerichtet¹⁴⁶).

Wilmans verstand es, sich der Frankfurter Bürgerklasse anzupassen. Er teilte ihre Interessen und Ansichten von Kunst und Literatur und legte sich wie andere ein Gemäldekabinett an, eine wertvolle Sammlung vor allem holländischer und flämischer Maler. Dort konnten die Besucher, die es nicht versäumten, neben anderen Kunstsammlungen

^{143a}) Über das Werk und seinen Verfasser vgl. W. von Bippen in der Bremischen Biographie des 19. Jahrhunderts, Bremen 1912, S. 481 f.

¹⁴⁴) In der Landesbibliothek Dresden werden Briefe von dem genannten Christian August Günther, von dem Maler J. P. Veith und Carl August Richter, dem Vater Ludwig Richters, aufbewahrt, die sich auf graphische Arbeiten für Wilmans beziehen. Eine Mitteilung scheint im einzelnen nicht geboten.

¹⁴⁵) Der Neue Nekrolog (vgl. Anm. 1) schreibt: „Den 8. 2. [1830] starb zu Frankfurt a. M. der von seinen Mitbürgern hochgeachtete, thätige, kunstsinnige u. kenntnisreiche Buch- und Kunsthändler Friedrich Wilmans aus Bremen — im 65. Lbj.“

¹⁴⁶) Mitteilung von Herrn Dr. Meinert, Stadtarchiv Frankfurt a. M.

in der Stadt, auch die Wilmanssche zu bewundern, sich Originale von Ruysdael, Ostade, Terborg, van Everdingen, Berchem und anderen ansehen. Ein leider in der Handschrift nur begonnener Katalog von 1831 sollte 163 Nummern umfassen. Der Verfasser meint, daß man selten solche kostbare Privatsammlung fände¹⁴⁷). Auch Goethe kehrte 1814 bei seinem Besuch in Frankfurt bei Wilmans ein, nachdem er die Sammlungen der Brönnerschen und Wengerschen Kunsthandlungen besichtigt hatte. „Herr Willmanns, gleichfalls Kunstliebhaber, besitzt schätzenswerthe Gemälde“¹⁴⁸). Der Kunstsammler Goethe fand an der Art, wie in Frankfurt Kunsthandel getrieben wurde und wie man sich bemühte, „Kunstliebe zu verbreiten“, Gefallen. „Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reisende geben kann, von allen Kunstschätzen und Kunstthätigkeiten, welche diese wieder frei auflebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erscheinen!“ notierte er¹⁴⁹).

Fünf Jahre zuvor war der junge Peter Cornelius Hausgenosse der Familie Wilmans gewesen¹⁵⁰). Der Kunstfreund hatte dem Künstler die Möglichkeit gegeben, von Düsseldorf überzusiedeln und zwei Jahre in seinem Hause zu wohnen. In dieser Zeit entstanden die beiden Gemälde, die Wilmans und seine Gattin darstellen¹⁵¹). Befreundet war Wilmans auch mit dem später so berühmten Geographen Carl Ritter, der damals Sekretär des „Museums“, des 1808 gegründeten Kunst-

¹⁴⁷) Catalogue d'une importante collection de tableaux choisis dans diverses écoles et formant le Cabinet de feu M. Fr. Wilmans. Par George, appréciateur d'objets d'arts. Frankfurt 1831. Handschriftlich.

¹⁴⁸) Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayngegenden. Weimarer Ausgabe. Abth. 1. Bd. 34. Weimar 1902. S. 120. — Hier schließt das Anmerk. 2 belegte Zitat über die Bemühungen Wilmans' um Literatur und Kunst an.

¹⁴⁹) Goethe a. a. O. S. 121. — In Goethes Selbstanzeige seines Aufsatzes (Weimarer Ausgabe Abth. 1. Bd. 49. Weimar 1898. S. 10) heißt es: „Kunsthandel wird empfohlen, die Bemühungen der Brönnerschen, Willmannischen und Wengerschen Handlungen, Kunstliebe zu verbreiten, werden als höchst schätzbar dargestellt“.

¹⁵⁰) Carl Jügel (Vgl. Anm. 161): „Von auswärtigen Kunstnotabilitäten war es besonders der gegenwärtig so hoch stehende P. Cornelius, den ich bei seiner Ankunft hier, als jungen Mann, im Hause meines Prinzipals, Friedrich Wilmans, näher kennen lernte, und die Portraits des Letzteren und seiner Gattin waren wohl die ersten Bilder, die der damals so bescheiden auftretende Künstler hier ausführte“. (S. 75.)

¹⁵¹) Für den Hinweis bin ich Herrn Dr. Diehl, Frankfurt a. M., Dank schuldig.

instituts, war. Ein öffentliches Amt hat der häusliche Friedrich Wilmans allerdings nie bekleidet, auch in den Künstlerkreisen Frankfurts nie eine besondere Rolle gespielt.

Wir dürfen annehmen, daß Wilmans nach Überwindung finanzieller Schwierigkeiten in den Jahren, da er noch erst zur Messe reisen mußte, ehe er seine Autoren bezahlen konnte, ein wohlhabender Mann geworden war. Aber der allgemeine Niedergang des Buchhandels nach 1815, auch das Abklingen großer literarischer Bewegungen, die latente Reaktion nach Jahrzehnten geistiger Blüte, wirkten sich auf Wilmans aus. Um diese Zeit wurde sein Bruder Heinrich Teilhaber des Geschäfts: seit 1815 hieß die Firma „Gebrüder Wilmans“. Aber schon 1821 trennte man sich wieder. Wilmans schien es nicht allzu gut zu gehen. Ein Offenbacher Zeitungsartikel von 1822 meldet, daß man bei Wilmans auch Zigarren, Kölnisch Wasser, Wein, Stick- und Strickwaren kaufen könne¹⁵²⁾.

g) Wilmans und E. T. A. Hoffmann

Der Verlagshandel war in der einstigen Bedeutung stark zurückgegangen. Aber doch noch einmal kam es in dieser Spätzeit zu einer Beziehung zur Romantik¹⁵³⁾. Der letzte Verleger Hölderlins sollte durch Zufall auch der letzte Verleger E. T. A. Hoffmanns werden.

Zu den Jahrgängen 1818—1820 des Taschenbuchs hatte der skurrile Berliner Dichter Beiträge geliefert¹⁵⁴⁾. „Das Fräulein von Scudery“ im

¹⁵²⁾ Nach einer Mitteilung von Herrn Dr. Meinert.

¹⁵³⁾ Von Tieck gibt es einen Brief an Wilmans vom 9. Mai 1819: das dort angegebene, nicht näher bekannte Manuskript hat Wilmans nie erhalten. Trotzdem dieser Brief eine nähere Verbindung vermuten läßt, ist eine solche aber nicht nachzuweisen.

Ziebingen, den 9^{ten} May. 19.

Ew. Wohlgebohrn werden vielleicht zürnen, daß ich noch immer nicht mein Versprechen in Ansehung des M s c p t s. erfüllt habe; aber seit dem Februar bis zu diesen Tagen habe ich stärker als seit langer Zeit an meiner Krankheit gelitten, und obgleich der größte Theil des Buches fertig ist, so habe ich dieses dennoch nicht vollenden können. Auch wollte ich dies Werk nicht übereilen, und wenn es etwas über die Zeit ist verzögert worden, so soll es wenigstens dadurch nicht verlohren, denn ich hoffe, es soll auch, ohne unmittelbar nur ein Erzeugniß unserer gegenwärtigen Zeit zu sein, einigen Werth behalten, indem es nicht zu neugierig oder ängstlich sich an die neuesten Zeitbegebenheiten schmiegt. Um nicht von neuem wortbrüchig zu werden, will ich nur so-

Taschenbuch 1820 brachte einen unerwartet hohen Absatz. Es war wie ein Abglanz früherer Verlagstätigkeit. Für 1821 hatte Hoffmann auch einen Beitrag versprochen; aber die Zusendung verzögerte sich, wie es oft in solchen Fällen geschah. Trotz aller Ermahnungen seitens des Herausgebers traf die sehnlich erwartete Erzählung nicht ein. Das Taschenbuch für 1821 mußte ohne einen E. T. A. Hoffmann vorbereitet werden¹⁵⁵). Aber der geduldige, stets gleichbleibend lebenswürdige Wilmans grollte nicht. Er ging — und schickte seinem Autor eine Kiste mit 50 Flaschen Rüdesheimer, vom Jahrgang 1811, dem berühmtesten des Jahrhunderts!

Sein Begleitschreiben zeigt, daß sich der Verleger, Buch- und Kunsthändler Friedrich Wilmans in den 20 Jahren um keinen Deut verändert hatte:

Frankfurt a/M d. 11 Febr. 1820.

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr!

Wenn man die Verehrung und die Dankbarkeit so gern an den Tag legt, wie wir es gegen Sie Verehrtester wagen — so ist die Hofnung einer gütigen freundlichen Aufnahme schon ein süßer Lohn, möge diese für uns so schmeichelhafte Hofnung doch durch die gütige Aufnahme des Inhalts beifolgender Kiste von Ihnen erfüllt werden. Dieß ist unser herzlichster Wunsch.

Die ohne alle Schmeichelei dürfen wir sagen, äußerst interessanten Erzählungen und unter diesen vorzüglich Fräulein Scudery, womit Sie die Güte hatten, seit einigen Jahren unser Taschenbuch: der Liebe und Freundschaft zu beschenken, verschafte denselben ein größeres Interesse

viel sagen, daß Sie das M s c p t. nun gewiß vor M i c h a e l. gantz erhalten, so daß Sie es zur nächsten Messe noch bequem können drucken lassen.

Verzeihen Sie mir, entschuldigen Sie mich und meine Krankheit, die mich nur zu sehr gequält hat, und erhalten Sie Ihr Wohlwollen

Ihrem L. Tieck.

Ludwig Tieck, Letters. Hitherto unpublished 1792—1853. Coll. and ed. by Edwin H. Zeydel, P. Matenko, R. H. Fife. New York 1937. S. 176.

¹⁵⁴) Taschenbuch 1819: Doge und Gogaressa.

Taschenbuch 1820: Das Fräulein von Scudery.

In dem von St. Schütze hg. „Wintergarten“ (Bibl. 50) erschien von E. T. A. Hoffmann 1818 „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde“.

¹⁵⁵) Für die Beziehungen zwischen Hoffmann und Wilmans vgl. die durch zahlreiche wertvolle Anmerkungen sich auszeichnende Veröffentlichung: E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Gesammelt und erl. von Hans von Müller. Bd. 2, H. 2. Berlin 1912. Die dortige Ausführlichkeit erlaubt es uns, für die Einzelheiten auf das Werk allgemein zu verweisen.

und vermehrte den Absatz, wofür wir Ihnen noch besonders unsere innigste Dankbarkeit bezeigen, und nur noch den Wunsch hinzufügen, daß Sie auch Ihre fernere Wohlgewogenheit uns erhalten und unser Taschenbuch auch in Zukunft so reich wie bisher beschenken möchten.

Unser geschätzter Freund Herr Dr. St. Schütze wagte schon einmal die Bitte: uns mit einem ganzen Werke Ihrer Muse zu beehren. Wir wiederholen diesen unsern herzlichsten Wunsch, indem wir Ihnen die Versicherung geben daß wir alles aufbieten werden, Ihre ganze Zufriedenheit bei diesem ersten Versuche zu gewinnen.

Mit innigster Hochachtung haben wir die Ehre zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohren

gehorsamste Diener

Gebr: Wilmans. ¹⁵⁶⁾

Hören wir, wie der Dichter eine solche Gabe aufnahm:

Aus reiner Dankbarkeit dafür, daß das Taschenbuch für Lieb und Fr[eu]ndsch[af]t] der Scudery halber sehr gut gegangen ist, schickten mir die Gebrüder Willmanns aus Frankfurth, nachdem sie die Erzählung g a r r e i c h l i c h honorirt, eine Kiste mit 50 Bout. Hinterhäuser Eilfer der ganz köstlich ist — Nicht einmal erfahren hab' ich, an was für ein Haus der Wein adressirt war. Die Kiste wurde mir an einem guten Morgen vors Haus gefahren und mit vieler Mühe war dem Knecht ein Trinkgeld aufzudringen. — Ich schlug an mein Herz und sprach: Solch einen Glauben hab' ich in Israel nicht funden! — ¹⁵⁷⁾

Das war noch der alte Dichterfreund Wilmans, der so großzügig auf das Wohl seiner Autoren bedacht war. Aber ein Hoffmann wäre kein Hoffmann mehr gewesen, hätte er flugs dem Verleger sein Manuskript auf die Post getragen. Noch ein Jahr verging, ehe die Erzählung einging!

Aber E. T. A. Hoffmann war nicht undankbar. Er entschuldigte sich in einem ausführlichen Schreiben vom 25. August 1821 ¹⁵⁸⁾ und bot den „Meister Floh“ zum Verlage an, der dann auch bei Wilmans mit vieler Not zur Frühjahrsmesse 1822 herauskam ¹⁵⁹⁾. Denn da sich ein preußi-

¹⁵⁶⁾ Hoffmann a. a. O. S. 396/397. Anmerkung Hans von Müllers, zum Ende des 2. Absatzes: „Eine liebenswürdigere Mahnung um die Datura ist wohl nicht denkbar“. — Die so sehr umkämpfte Erzählung „Datura fastuosa“ erschien endlich im Taschenbuch für 1823.

¹⁵⁷⁾ An Speyer. 1. Mai 1820. — Hoffmann a. a. O. S. 408/409.

¹⁵⁸⁾ Hoffmann a. a. O. S. 437—439.

¹⁵⁹⁾ Die aufregende Geschichte der Beschlagnahme von Hoffmanns Manuskript läßt sich aus der genannten Korrespondenz und den eingehenden Zusätzen Müllers genauestens verfolgen.

scher Minister persifliert glaubte, wurde inzwischen das Manuskript samt den noch nassen ersten Druckbogen beschlagnahmt. Der ahnungslose Verleger, der im Leben noch niemals etwas mit der Polizei zu tun gehabt hatte, war aber immerhin geistesgegenwärtig genug, 2600 Gulden Schadenersatz von der preußischen Kommission, die eigens nach Frankfurt gekommen war, zu fordern. Dieses Pfand beschleunigte die Untersuchung beträchtlich, und nach einigen Wochen konnte man das Manuskript nach einigen Streichungen weiterdrucken. Der redliche Wilmans atmete auf.

Für mein eignes ich, war ich immer ruhig, weil ich in meinem Leben noch nichts in Verlag nahm und nie nehmen werde, wodurch ich in Verantwortung kommen könnte, allein die ganze Verhandlung war doch peinlich für mich. Wie herzlich froh bin ich, daß sich alles zur Zufriedenheit aller Beteiligten enden wird, kann ich Ihnen nicht ausdrücken, und gewiß werden auch Sie darüber froh seyn . . . ¹⁶⁰⁾

So schrieb Wilmans am 12. Februar 1822 nach Berlin. Ein paar Monate darauf starb der Dichter E. T. A. Hoffmann; die lästigen Verhöre hatte der kranke Kammerrat noch kurz vor seinem Ende ertragen müssen.

Acht Jahre später, am 8. Februar 1830 starb Friedrich Wilmans in Frankfurt. Seine Gattin führte die Buchhandlung noch neun Jahre bis zu ihrem Tode mit ihrem Kommiss fort.

3. Ausklang

Das Leben von Friedrich Wilmans ist in seinen Beziehungen zu den Dichtern, in seinen Erfolgen und Mißerfolgen, in seinem Aufstieg und Niedergang an uns vorübergezogen. Es beleuchtete das literarische Schaffen der klassischen Zeit aus der Perspektive eines Verlegers, der auf seine Weise an der kulturellen Entwicklung, als Kaufmann geistigen Gutes, teilhatte.

Fragen wir zum Schluß: Was für ein Mensch war eigentlich der Träger dieses Lebenswerkes? Nach dem erwähnten eindrucksvollen Gemälde von Peter Cornelius war Wilmans von stattlicher Statur. Die sympathischen blauen Augen, die ausgeprägte Nase, der fleischige

¹⁶⁰⁾ Hoffmann a. a. O. S. 501 f.

Hals, das dunkle krause Haar lassen auf einen kultivierten, weltzugewandten und zielsicheren Mann schließen, der sich seines Werkes, das er aus eigener Kraft aufbaute, bewußt war. In seinen Briefen und Handlungen entdeckten wir immer wieder die liebenswürdige, redliche Persönlichkeit, einen Menschen, der mit gesundem Menschenverstand und geradem Sinn seine Pläne durchführte. Carl Jügel, der bekannte Verfasser des „Puppenhauses“, arbeitete als junger Buchhändler von 1808 bis 1810 bei unserem Verleger. Er spricht von dem „biederem Wilmans“, der ihm später „zum wohlwollendsten Freunde“ geworden sei¹⁶¹⁾. Von dem „edlen, biedern Mann“ war schon in dem Geburtstagsgedichte die Rede. Ein solcher Mensch war wohl am ehesten geeignet, als verantwortungsvoller Verleger sein Leben in den uneigennütigen Dienst des Wahren und Guten und Schönen zu stellen. Dieser Aufgabe hat Friedrich Wilmans aus Bremen getreu gelebt in seiner Zeit und in seiner Welt.

Schrifttumshinweise

Die Idee zu dieser Arbeit entstand in Gesprächen mit Herrn Prof. Dr. Adolf Beck, als es galt, die biographischen Daten von Friedrich Wilmans zur Erläuterung der Briefe Hölderlins im Rahmen der Großen Stuttgarter Ausgabe zu ermitteln. Da sich herausstellte, daß eine Würdigung des Verlegers nicht vorhanden und Wilmans zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist, begann ich, die zerstreuten Dokumente zu einem Versuch zu sammeln und zusammenzustellen, um damit der Forschung eine vor allem stoffliche Grundlage zu reichen. Durch den Fund von Hölderlins „Friedensfeier“ im Sommer 1954 — ich hatte damals diese Arbeit bereits niedergeschrieben — sah ich mich in meiner Aufgabe bestätigt.

Bei der Materialbeschaffung konnte ich mich zahlreicher selbstloser Hilfe erfreuen. Insbesondere bin ich Herrn Staatsarchivdirektor Dr. F. Prüser in Bremen, Herrn Archivdirektor Dr. Dr. Meinert in Frankfurt a. M., Herrn Direktor Dr. Lötze vom Deutschen Zentralarchiv in Potsdam für wertvolle urkundliche Mitteilungen, Herrn Bibliotheksrat

¹⁶¹⁾ Carl Jügel, Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers. Neu hg. v. W. Pfeiffer-Belli. Frankfurt a. M. 1921. (Frankf. Lebensbilder. 3.) S. 46.

Dr. Diehl von der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M. und Herrn Bibliotheksrat Dr. H. Jessen von der Staatsbibliothek Bremen für zahlreiche wichtige Hinweise aufrichtigen Dank schuldig, ferner dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach, der Landesbibliothek Dresden und der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg für freundliche Überlassung ungedruckter Briefe von und an Wilmans, schließlich nochmals Herrn Dr. Prüser, dem ich die Drucklegung danke.

Trotz vielfacher Bemühungen aber war es nicht möglich, eine größere Zahl von Wilmans-Briefen aufzufinden. So waren z. B. weder die Briefe von Wilmans an Jean Paul noch die an Schlegel, Tieck und Brentano erreichbar. Vielleicht regt die vorliegende Arbeit zu weiteren Nachforschungen an.

*

Außer den zeitgenössischen Dokumenten, den Briefeditionen und anderen literarischen Zeugnissen, die jeweils an betreffender Stelle angemerkt werden, und der dort ebenfalls angegebenen Sekundärliteratur wurden die in der Bibliographie (Anhang 1) genannten Verlagswerke zum großen Teil eingesehen. Für die Feststellung der bei Wilmans erschienenen Bücher wurden benutzt:

Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Messe . . . aufgelegt worden sind [Meßkataloge]. Leipzig 1794 ff.

Verlags-Catalog von Friedrich Wilmans in Frankfurt am Main. O. M. 1836. 29 S.

Allgemeines Repertorium der Literatur für die Jahre 1785—1800. [Bearb. von J. S. Ersch.] 8 Bde. Jena, Weimar 1793—1807.

Ersch, Johann Samuel: Handbuch der deutschen Literatur. Neue Ausgabe. 8 Bde. Leipzig 1822—1840.

Goedekke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. bzw. 3. Auflage. Bd. 4—6. Dresden 1898—1913.

Hayn, H., und A. Gotendorf: Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa. 9 Bde. München 1912—1929.

Anhang

1.

Bibliographie wichtiger und charakteristischer Bücher im Verlage Fr. Wilmans

Vorbemerkung: Diese Bibliographie will nur die interessanten, wertvollen und bezeichnenden Bücher, die in unserem Verlage erschienen sind, nach sachlich-chronologischer Anordnung aufführen. Die oft belanglose und wertlose Buchproduktion, die für alle Verlage der Goethezeit gilt, gebietet von vornherein eine Auswahl.

I. Dichtung und Unterhaltungsliteratur

1. Schreiber, Aloys Wilhelm: Blätter, dem Genius des Zeitalters gewidmet. Bremen 1794.
2. Schreiber, Aloys Wilhelm: Wollmar, vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. Bremen 1794.
3. Schreiber, Aloys Wilhelm: Visionen, Dialoge und Erzählungen. Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. Bremen 1795.
4. Ueltzen, Wilhelm: Gedichte. Bd. 1, 2. Bremen 1795/1796.
5. Weddigen, Peter Florenz: Morgenstunden der Grazien. Hg. von Charlotte Weddigen. Bremen 1795.
6. Böhling, Johann Christoph: Sesostris, Pharao von Mizraim. Eine Geschichte der Urwelt. Bd. 1—3. Bremen 1796—1798.
7. Cumberland, Richard: Heinrich, eine Geschichte. Aus dem Englischen. Bd. 1—4. Bremen 1796—1798.
8. Weddigen, Peter Florenz: Fragmente zu dem Leben des Grafen von Herzberg. Bremen 1796.
9. [Hemken, Melchior]: Die Nacht. [Th. 1, 2.] Bremen 1797.
10. [Hoche, Johann Gottfried]: Die Amtsmanns-Tochter von Lüde. Eine Wertheriade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Mit einem Titelkupfer und Vignette und Musik. Bremen 1797.
11. [Schreiber, Aloys Wilhelm]: Reise meines Veters auf seinem Zimmer. Mit Kupfer. Bremen 1797.
12. Halem, Gerhard Anton von: Blüten aus Trümmern. Bremen 1798.
13. [Hoche, Johann Gottfried]: Adelheid von Wildenstein, oder die Folgen der mütterlichen Eitelkeit. Vom Verfasser der Amtsmanns-Tochter von Lüde. Bremen 1798.
14. Sangerhausen, Christoph Friedrich: Minos, oder Thaten und Meynungen Friedrich II. in der Unterwelt. Aus dem Latein. Bremen 1798.
15. Campe, Joachim Heinrich: Robinson the younger. Translated from the German, revised and corrected. Bremen 1799. — 2. edition Francfort on the Main 1807.
16. Lebensgeschichte eines Miethpferdes. Nacherzählt von Ambrosius Speckmann, berühmten Pferdeverleiher in Göttingen. Bremen 1799.
17. [Schrader, Karl Heinrich von]: Manon la Rivière, das Mädchen ohne Zunge. Eine wahre und rührende Geschichte, gesammelt auf einer Reise vom Verfasser der 7 wunderbaren Lebensjahre eines Kosmopoliten. Bremen 1799.
18. Suschens Abentheuer; oder Geschichte der Frau von Senneterre, von ihr selbst erzählt. Bremen 1799.
19. Krankheit und Liebe. Vom W** X**. Bremen 1800.
20. [Brentano, Clemens]: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria. Bd. [1], 2. Bremen 1800—1801.
21. Tieck, Ludwig: Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Ein musikalisches Märchen in 4 Aufzügen. Bremen 1800.
22. Volkssagen. Nacherzählt von O t m a r. Bremen 1800.
23. [Bouterwek, Friedrich]: Almusa der Sultanssohn. Ein Roman aus der Geisterwelt, nach hinterlassenen Papieren des Grafen Donamar. Bremen 1801.
24. Majer, Friedrich: Bertrand du Guescelin. Romantische Biographie. Bd. 1, 2. Bremen 1801/1802.

25. Müller, Johann Gottwerth: Mein Budget, oder kleine romantische Schriften. Bremen 1801.
26. Jean Paul: Das heimliche Klaglied der jezigen Männer; eine Stadtgeschichte; und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht. Bremen 1801.
27. Boehlendorff, Casimir Ulrich: Fernando oder Kunstweihe, eine dramatische Idylle. Bremen 1802.
28. Müller, Johann Gottwerth: Antoinette, oder die uneigennützigte Liebe. Eine wahre Familiengeschichte . . . aus dem Pulte des Verfassers des Siegfried von Lindenberg. Frankfurt am Mayn 1802.
29. Eduard von Rollenthal oder der bekehrte Weiberfeind. Frankfurt am Mayn 1802.
30. Seume und Gittermann: Zwey romantische Erzählungen. Frankfurt a. M. 1802.
31. Eduards Verirrungen. Ein Roman. Frankfurt a. M. 1803.
32. Mereau, Sophie: Amanda und Eduard, ein Roman in Briefen. Th. 1, 2. Frankfurt a. M. 1803.
33. Genlis, Frau von: Die Herzogin von Lavallière. Aus dem Französischen von der Frau [Helmina] von H a s t f e r. Frankfurt 1804.
34. Sophokles: Die Trauerspiele. Übersetzt von Friedrich Hölderlin. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1804.
35. Brentano, Sophie: Bunte Reihe kleiner Schriften. Frankfurt a. M. 1805.
36. [Günderode, Karoline von]: Tians poetische Fragmente. Frankfurt a. M. 1805.
37. [Klenck, Caroline Louise von]: Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin, als Denkmal kindlicher Liebe hg. von Helmina [von H a s t f e r]. Frankfurt a. M. 1805.
38. Niemeyer, G. F.: Vermächtniß an Helena von ihrem Vater. Mit einer Vorrede von A. Frh. von Knigge. 3. verm. und verb. Aufl. Frankfurt 1805.
39. [Schlegel, Dorothea]: Lothar und Maller. Eine Rittergeschichte aus einer ungedruckten Handschrift, bearbeitet und hg. von Friedrich Schlegel. Frankfurt a. M. 1805.
40. Steigentesch, August Frh. von: Gedichte. Frankfurt a. M. 1805.
41. [Ahlefeld, Charlotte von]: Rose, oder der Findling. Ein kleiner Roman. Von der Verf. der Maria Müller. Frankfurt a. M. 1812.
42. Weißer, Friedrich Christoph: Märchen, Erzählungen und Anekdoten. Frankfurt a. M. 1816.
43. Hoffmann, E. T. A.: Meister Floh. Ein Märchen in 7 Abentheuern zweyer Freunde. Frankfurt a. M. 1822.
44. Bührlen, Friedrich L.: Neue Erzählungen. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1823—1825.
45. Mosengeil, Friedrich: Reisegefährten. Eine Sammlung von Novellen und anderen Dichtungen. Bd. 1—3. Frankfurt a. M. 1825—1828.
46. Stolterfoth, Adelheid von: Zoraide. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Frankfurt a. M. 1825.
47. Fouqué, Caroline de la Motte-: Resignation. Ein Roman. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1829.
48. Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. Hg. von Johann Gottfried Hoche und Johann Karl Christoph Nachtigall. Bd. 1—6. Bremen, später Frankfurt a. M. 1798—1804.

- Mit Beiträgen von Einsiedel, Hoche, Lafontaine, Gittermann, Winkelmann u. a.
49. Europa. Eine Zeitschrift. Hg. von Friedrich Schlegel. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1803—1805.
 50. Der Wintergarten. Hg. von Stefan Schütze. Bdch. 1—6. Frankfurt a. M. 1816—1822.
 51. Der Frühlingsbote. Hg. von Stefan Schütze. Bd. 1—3. Frankfurt a. M. 1823—1825.
 52. Taschenbuch für das Jahr... Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Bremen, später Frankfurt a. M. (1799—1840).
Für 1800—1810: [Hg. von Friedrich Wilman s.]
Für 1811—1813: [Hg. von Stefan Schütze.]
Für 1814—1839: Hg. von Stefan Schütze.
Für 1840, 1841: Hg. von Ludwig Storch.
- Enthält u. a. für... Beiträge von:
- 1800: A. Lafontaine, Hoche, Otmar, Ewald, Tiedge, Mahlmann, Schlichtegroll, Klamer Schmidt.
 - 1802: Goethe, Schiller, Bouterwek, Böhlendorff, Otmar, Ewald, G. A. H. Gramberg, Halem, N. Meyer.
 - 1803: Herder, Knebel, Schiller, Sophie Bernhardi, Sophie Brentano, Gerning, Haug, Böhlendorff, N. Meyer, Fr. Majer, A. Winkelmann, Amalie von Imhoff, A. W. Schreiber.
 - 1804: Wieland, Bouterwek, Winkelmann, Gerning, Haug.
 - 1805: Hölderlin, Caroline Louise von Klendck, Sophie Brentano, Bouterwek, Gerning, Haug.
 - 1806: Karoline von Günderode, Sophie Brentano, Görres, Louise Brachmann, A. W. Schreiber.
 - 1807: Jean Paul, St. Schütze, Falk, G. A. H. Gramberg, Friedrich Schlegel.
 - 1808: Jean Paul, Fr. Thiersch, Seume.
 - 1809: Jean Paul, Amöne Otto, Charlotte von Ahlefeld, Thiersch, Schütze.
 - 1810: Jean Paul, K. A. Varnhagen.
 - 1811—1818: Fouqué, Louise Brachmann, Charlotte von Ahlefeld, Gramberg, Haug, Schütze, Thümmel.
 - 1819—1823: E. T. A. Hoffmann, Brachmann, Schütze.
 - 1824—1841: U. a. Chamisso, Blumenhagen, G. Schwab, Prätzel, Bechstein, Simrock, Dingelstedt.

II. Moralpädagogik. Religiöses Schrifttum

53. Fürstenau, Karl Gottfried: Die neuesten Streitpunkte über den letzten Grund der Moralität und Sittenlehre zur bequemen Übersicht auseinandergelegt. Bremen 1795.
54. Snell, Johann Peter Ludwig: Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute. Bremen 1795.
55. Snell, Ludwig Immanuel: Populäre Predigten mit beständiger Rücksicht auf die Grundsätze der praktischen Vernunft. 2.—4. Sammlung. Bremen 1795—1798.
56. Fröbing, Johann Caspar: Der Menschenbeobachter. Ein Lesebuch für alle Stände. Bremen 1796.

57. Snell, Johann Peter Ludwig: Sophokles, oder die richtigste und ergreiflichste Vorstellungsart eines vernunftmäßigen Moralsystems. Bremen 1796.
58. Snell, Ludwig Immanuel: Neue, unterhaltende und lehrreiche Geschichten für Kinder. Der Tugend und Sittsamkeit liebenden Jugend gewidmet. Bremen 1796.
59. Engewald, Jacob: Die wahre Tugendschule und merkwürdige Reise-, Lebens- und Bekehrungsgeschichten . . . Bremen 1797.
60. Sternberg, C. F. Frh. von: Blick auf die moralische und politische Welt, was sie war, was sie ist, und seyn wird. Bremen 1797.
61. Ewald, Johann Ludwig: Entwürfe zu den Sonn- und Festtags-Predigten, in den Jahren 1797—1801 gehalten. 5 Hefte. Bremen 1798—1802.
62. Weißenbruch, J. W. J.: Der kluge und belehrende Hausvater, oder Sammlung bewährter Erfahrungen, Vortheile und guter Rathschläge zum Nutzen in der Haus- und Landwirtschaft. Bremen 1797.
63. Ewald, Johann Ludwig: Die Kunst, ein frohes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter, und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter. Mit Kupfern und Musik. Bremen 1798.
2. Auflage 1801, 3. Auflage 1804,
5. Auflage von Friedrich Jacobs hg. 1826.
64. Snell, Ludwig Immanuel: Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion und der Sittenlehre nach den Grundsätzen der reinen Vernunft gründlich und deutlich dargestellt. Bremen 1798.
65. Armstrong, John: Die Kunst immer gesund zu seyn. Ein Lehrgedicht aus dem Engl. übers. und mit Anmerkungen versehen von G. J. F. N ö l d e k e. Bremen 1799.
66. Ewald, Johann Ludwig: Etwas über die Lehrmethode in Trivialschulen. Bremen 1799.
67. Ewald, Johann Ludwig: Wie nützt man am besten den Geist seines Zeitalters? Bremen 1799.
68. Über die Langeweile. Germanien 1798 [d. i. Bremen 1799].
69. Meister, Caspar Georg Ludwig: Religiöse Unterhaltungen für die häusliche Andacht. Bremen 1800.
70. Aschen, J. H.: Predigten am ersten Tage des 19. Jahrhunderts. Bremen 1801.
71. Häfeli, Johann Kaspar: Die weise Benutzung des Vergangenen und der beste Entschluß für die Zukunft. Einige Predigten am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts gehalten. Bremen 1801.
72. Spielalmanach für die Jugend, auf das Jahr . . . Von Johann Caspar Friedrich G u t s m u t h s. Frankfurt. 1802. 1803.
73. Glatz, Jakob: Iduna. Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend. Bd. 1, 2. Frankfurt 1803. 2. verb. Auflage 1807.
74. Blasche, Bernhard Heinrich: Der technologische Jugendfreund oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker . . . Th. 1—5. Frankfurt a. M. 1804—1810.
75. Ewald, Johann Ludwig: Der gute Jüngling, Gatte und Vater, oder Mittel um es zu werden. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1804.
76. Snell, Johann Peter Ludwig: Sittenlehre für Kinder. Ein Lesebuch zum Gebrauch in teutschen Schulen. Frankfurt a. M. 1804.

77. Glatz, Jakob: Theone, ein Geschenk für gute Töchter zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls. Ein Seitenstück zur Iduna. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1806.
78. Glatz, Jakob: Minona. Ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen von 7 bis 12 Jahren zur Bildung ihrer Sitten. Ein Seitenstück zur Iduna und Theone. Frankfurt 1807.
79. Glatz, Jakob: Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beispielen und Erzählungen. Th. 1, 2. Frankfurt a. M. 1807.
80. Gutsmuths, Johann Caspar Friedrich: Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tanneberg. Ein Taschenbuch für die Jugend. Frankfurt a. M. 1809.
81. Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob: Sophronizon oder unpartheiisch freimüthige Beiträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen. Bd. 1—3. Frankfurt a. M. 1819—1822.
82. Glatz, Jakob: Aureliens Stunden der Andacht. Ein Erbauungsbuch für Töchter aus den gebildeten Ständen. Frankfurt a. M. 1820.
83. Glatz, Jakob: Eduard und Mathilde, oder kleine Geschichten für wißbegierige Knaben und Mädchen. Frankfurt a. M. 1820.
84. Bremische Beyträge zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für denkende Bürger. Eine Wochenschrift. Jg. 1. Bremen 1795—1796.
85. Bremisches und Verdisches theologisches Magazin. Hg. von Johann Kaspar V e l t h u s e n. Bd. 1—4. Bremen 1795—1798.
86. Hanseatisches Magazin. Hg. von Johann S m i d t. Bd. 1—6. Bremen 1799—1801.

III. Reisebeschreibungen. Geschichtswerke. Alben

a) Reisebeschreibungen. Geschichtswerke

87. Schlichthorst, Hermann: Handbuch der alten Erdbeschreibung. Nach ihren vorzüglichen Theilen zum Schulgebrauch aufgesetzt. Bremen 1794.
88. Deneken, Arnold Gerhard: Reise von Bremen nach Holstein. Bremen 1797.
89. Hoche, Johann Gottfried: Geschichte der Statthalterschaft in den vereinigten Niederlanden, von ihrem Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten. Bremen 1796.
90. Smidt, Johann: Etwas über das Interesse an der Menschengeschichte. Bremen 1798.
91. Hoche, Johann Gottfried: Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Gröningen. Bremen 1800.
92. Gerning, Johann Isaak: Reise durch Oesterreich und Italien. Bd. 1—3. Frankfurt a. M. 1803.
93. Engelmann, J. B.: Taschenbuch für Reisende durch Deutschland und die angrenzenden Provinzen. Mit einer „Postkarte“. Frankfurt a. M. 1807.
94. Langsdorff, Georg Heinrich von: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—7. Bd. 1, 2. Frankfurt a. M. 1812. — Mit 40 Kupfern.
95. Demian, Franz Andreas: Briefe aus Paris. Geschrieben in den Monaten Juli, Aug., Sept. und Okt. 1815. Frankfurt a. M. 1815.

96. Kleine unterhaltende Land- und Seereisen für die Jugend. Bd. 1—2. Frankfurt a. M. 1823—1824.
 97. Gagern, Hans Caspar Frh. von: Die Nationalgeschichte der Deutschen. Th. 1, 2. Frankfurt a. M. 1825—1826.

b) Kupferwerke. Alben

98. Deneken, Arnold Gerhard: Commentare über einige interessante Kupferstiche. Bremen 1796.
 99. Vogt, Niclas: Ansichten des Rheins. H. 1—3. Mit 32 Kupfern. [H. 2 und 3 bearbeitet von Aloys Wilhelm Schreiber.] Frankfurt a. M. 1804—1806.

Auch mit dem Gesamttitel:

Mahlerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf.

Mit 32 nach der Natur von Schütz aufgenommenen und von Günther gestochenen Kupfern, und einer Karte. Frankfurt a. M. 1806.

Das erste Heft wurde 1806 für die Pränumeranten von Aloys Wilhelm Schreiber nochmals neu bearbeitet:

Ansichten des Rheins. H. 1. Mit 11 Kupfern. Frankfurt a. M. 1806.

100. [Schreiber, Aloys Wilhelm]: Voyage pittoresque sur le Rhin, d'après l'allemand, par M. l'Abbé Libert. Avec 32 gravures et une carte Francfort 1806.
 101. Rheinlandschaften. Nach der Natur von Schütz aufgenommen, von Radl in aqua tinta geätzt. Mit 12 Tafeln. Frankfurt a. M. 1809.
 102. Kirchner, Anton: Ansichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und der nahen Heilquellen. 2 Theile mit 25 Kupfern. Frankfurt a. M. 1818.
 103. Primavesi, Georg: Der Rheinlauf von den verschiedenen Quellen bis zu seinem Ausfluß nach der Natur gezeichnet und geätzt. Mit 24 Kupfern. 2 Hefte. Frankfurt a. M. 1819.
 104. Zietz, H. Christian: Ansichten der freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen. Mit 16 Kupfern. Frankfurt a. M. 1822.
 105. Storck, A.: Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Mit 16 Kupfern. Frankfurt a. M. 1823.
 106. Hübbe, Johann H., und Johann Christian Platz: Ansichten der freien Hansestadt Hamburg und ihrer Umgebungen. 2 Bde. Mit 18 Kupfern. Frankfurt a. M. 1824—1828.
 107. Delkeskamp, Johann Wilhelm: Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebung von Mainz bis Cöln. Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet. Frankfurt a. M. 1825. — 2. Ausgabe 1830. — 3. Ausgabe 1832.
 108. Taschenbuch von Frankfurt am Main. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Mit 36 Kupfern. Frankfurt a. M. 1827.
 109. Fischer, Christian August: Neuester Wegweiser für Reisende am Rhein von Mainz bis Cöln. Mit 104 Kupfern. Frankfurt a. M. 1827.
 110. Fischer, Christian August: Neuestes Gemählde von Wiesbaden und Schwalbach. Mit 24 Kupfern. Frankfurt a. M. 1828.
 111. Delkeskamp, Johann Wilhelm: Panorama des Mains und seiner nächsten Umgebungen von Frankfurt bis Mainz. Frankfurt a. M. 1829.
 112. Delkeskamp, Johann Wilhelm: Mahlerisches Relief des klassischen Bodens der Schweiz. Nach der Natur aufgenommen. Frankfurt a. M. 1830.

IV. Verschiedenes

113. Halem, Ludwig Wilhelm Christian: Bibliographische Unterhaltungen. Bdch. 1. Bremen 1795.
114. Meyer, H.: Vermischte Compositionen für Klavier und Gesang. Bremen 1795.
115. Fröbing, Johann Caspar: Über einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen. Ein Büchlein zum Unterricht und zur Unterhaltung. Bremen 1796.
116. Röhling, Johann Caspar: Deutschlands Flora, zum bequemen Gebrauch bey dem Botanischen. Ein Taschenbuch. Bremen 1796. 2. Auflage 1812. Neue Auflage in 5 Bänden 1823—1833.
117. Deneken, Arnold Gerhard: Was ist von dem Zusammenflusse der Fremden in Bremen zu besorgen und erhoffen? Bremen 1797.
118. Lingen, K. von: Rückblicke. Bremen 1797.
119. Deneken, Arnold Gerhard: Vorlesungen über einige wichtige Gegenstände des Bremischen Stadtrechts. Bremen 1798.
120. Eschenburg, Johann Joachim: Denkmäler altdeutscher Sprache und Dichtkunst. Bremen 1799.
121. Bowis, G. L.: Aufrichtige und gründliche Unterweisung guten Rauch- und Schnupftobak auf holländische Art zu verfertigen. Mit Kupfern. 2. verb. Auflage. Bremen 1799. — 3. Auflage 1801.
122. Heineken, Johann: Ideen und Beobachtungen des thierischen Magnetismus. Bremen 1800.
123. Heineken, Johann: Vorschläge einer größern Oekonomie bei dem Feurungs-Verbrauche in unsern Küchen. Bremen 1800.
124. Röhling, Johann Caspar: Moosgeschichte Deutschlands. Bremen 1800.
125. Braubach, Daniel: Praktisch-theoretisches Handbuch zur Erlernung des Manoeuvre und der Construction der Seeschiffe. Bremen 1801.
126. Braubach, Daniel: Denkmal großer Mathematiker. Bremen 1801.
127. Ewald, Johann Ludwig: Sechs Lieder, in Musik gesetzt von Ferdinand Fränzl. Bremen 1801.
128. Winkelmann, August: Kenntniß der öffentlichen Gesundheitspflege. Zum Leitfaden seiner Vorlesung über die medicinische Policey. Frankfurt a. M. 1804.

2.

Prospectus
Ansichten des Rheins

Von A. K l e b e.

Mit 30 Kupfertafeln, die schönsten Rheingegenden darstellend.

Italien und Frankreich, England und die Schweiz haben ihre malerischen Gegenden, die durch schätzbare Werke dargestellt worden sind. Auch Deutschland hat von der Natur manche reizende Gefilde erhalten, und die Fluren, welche der prächtige Rhein durchströmt, scheinen durch die Verbindung des Heitern und Angenehmen mit dem Erhabenen, Schauerlichen und Romantischen, durch eine Mannigfaltigkeit ohne Gleichen, den Vorzug zu

verdienen. Wenn hier die Ruinen einer Ritterburg noch in unvergänglichen Felsen wurzeln, und Römermonumente, Jahrtausenden trotzend, uns versichern, daß diese Gegenden in grauen Zeiten, wie in den neuesten, der Schauplatz großer Thaten waren, so entzückt dort das Auge ein friedliches Dörfchen, ein freundliches Landhaus, der Wohnsitz stiller Freuden und der wohlcultivirte Weingarten, wo selbst im Schatten des Pfirsich- und Mandelbaums die goldne Traube reift. Die Gegenden des Rheins sind in ganz Europa berühmt; aus allen Theilen desselben kommen in der schönen Jahreszeit Reisende zusammen, um diese Landschaften zu sehen und den Strohm zu befahren, der zwey große Reiche trennt.

Seine Ufer sind häufig beschrieben worden, und man hatte der Wegweiser genug, um sich über die Gegenstände zu unterrichten, die den Reisenden umgeben, der nicht blos sehen, sondern sich auch Kenntnisse sammeln will, aber wir besaßen noch keine malerische Reise auf dem Rhein, die durch würdige Darstellungen der Kunst die schönen Gegenstände dem zur Anschauung brächte, welchen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens davon entfernen, oder ihren Anblick jenem wieder zurück ruft, der nach seiner Rückkehr in die entlegene Heimath diesen Genuß sich wieder erneuern will. Aus solchen Gründen werden die Freunde der Literatur und Kunst einem Werke ihren Beyfall und ihre Unterstützung nicht entziehen, das in zwey Sprachen, unter dem Titel:

A n s i c h t e n d e s R h e i n s

und in der französischen

V o y a g e p i t t o r e s q u e s u r l e R h i n

erscheinen soll, und von welchem wir hoffen dürfen, daß es die Franzosen und Engländer ihren berühmten und schönen Werken dieser Art an die Seite setzen werden. Es wird etwa dreyßig nach der Natur gezeichnete Ansichten pittoresker Rhein-Landschaften, von den besten deutschen Künstlern gestochen, wovon ein Probekupfer, von G ü n t h e r verfertigt, in allen Buchhandlungen zur Ansicht bereit liegt, enthalten, und mit einem alle natürliche, historische, artistische und topographische Merkwürdigkeiten dieser Gegenden beschreibenden Texte verbunden seyn, dessen Bearbeitung ein bereits rühmlich bekannter Schriftsteller H e r r D o c t o r K l e b e übernommen hat, der durch seine bey Hr. Fried. Eßlinger in 2 Bänden erschienene R e i s e a u f d e m R h e i n, deren Werth durch dieß neue Werk nicht vermindert wird, schon bewiesen hat, daß er die Fähigkeit besitzt, etwas vollkommneres zu liefern.

Um diesem Werke auch alle mögliche äußere Schönheit zu geben, wird es in der G ö s c h e n s c h e n Officin zu Leipzig mit Didotschen Lettern in gr. 8. auf das schönste Papier gedruckt werden. Sowohl zur Erleichterung der Anschaffung als zur Beschleunigung seines Erscheinens soll es in drey Heften, jedes mit 10 bis 12 Kupfern, ausgegeben werden. Bey dem großen Kostenaufwande, den diese Unternehmung erfordert, kann solche indessen nicht anders, als auf P r ä n u m e r a t i o n geschehen, deren Abtrag man den Liebhabern so bequem, als möglich, zu machen wünscht, indem man sich zwar bey der Unterzeichnung zur Pränumeration für das ganze Werk verbindlich macht, aber solche jedesmal nur für ein Heft zu leisten genöthigt ist. Nach einem für die Arbeiten der Künstler nothwendigen Zwischenraum wird das zweite Heft und eben so das dritte erscheinen. Die Pränumeration für das zweite wird bey Ablieferung des ersten, und die für das dritte Heft bey Ab-

lieferung des zweiten eincassirt werden. Diese beträgt für jedes Heft 5 Rthl. Sächsisch oder 9 Gulden Rheinisch.

Der Pränumerations-Termin auf das ganze Werk stehet bis zum ersten September dieses Jahres offen, und die resp. Pränumeranten werden ersucht zu bestimmen, in welcher von beiden Sprachen sie ihre Exemplare verlangen.

Druck, Papier und Kupfer werden ganz diesem Prospectus und der schon angeführten Ansicht der romantischen Rheingegend am Mäusethurm bey Bingen gleich seyn.

Die Pränumeranten werden außer dem wohlfeilern Preise noch den Vortheil der ersten und schönsten Kupferabdrücke und ihre Exemplare auf vortrefflichem Velin-Papier erhalten. Wer 6 Pränumeranten sammelt und den Betrag derselben directe an den unterzeichneten Verleger, oder dessen Commissionär Herrn Friedrich August Leo in Leipzig portofrey einsendet, erhält für seine Bemühung das 7te Exemplar gratis. Die Herrn Buchhändler empfangen einen verhältnißmäßigen Rabatt.

Auf den Genuß dieser Vortheile können indessen nur diejenigen Anspruch machen, welche zur bestimmten Zeit wirklich pränumeriert haben, indem nur für diese und nicht mehr Exemplare auf Velinpapier abgedruckt werden, als die Zahl der Pränumeranten beträgt. Der nachherige Ladenpreis wird um ein Drittel höher seyn.

Folgende Buchhandlungen im Auslande haben Hauptcommissionen übernommen:

.....

Der Verleger hofft, daß dieses Werk durch innern Werth und äußere Schönheit des Beyfalls seiner Nation und des Auslandes gleich würdig seyn werde; und wenn gleich das Publikum oft durch vielversprechende Ankündigungen dieser Art getäuscht wurde, und das Zutrauen in dieselben daher gesunken ist, so glaubt er doch, sein Name und die bekannte Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, sey eine hinlängliche Bürgschaft, daß er hier allen seinen Versprechungen Genüge leisten werden.

Frankf. a. M. den 1. May 1803.

Friedrich Wilmans.

V.

Die Bremer Ostertorsvorstadt in ihrer historisch-topographischen Entwicklung

Von Dietrich Schomburg

I. Teil

Einleitung: Siedlungsmöglichkeit im Osten der Stadt nur unter Deichschutz

Die Besiedlung des Bremer Gebietes von grauer Vorzeit an durch die Jahrhunderte hindurch war nur möglich, weil sich eine Dünenkette, wenn auch mit Unterbrechungen, parallel zur Weser auf dem rechten Ufer durch das sogenannte „Bremer Becken“ hinzog und den Menschen genügend Schutz vor den Überschwemmungsfluten des Stromes gewährte. Wie einst Rom ist auch Bremen, so hat man scherzeshalber gesagt, auf sieben Hügeln erbaut worden. Unsere Stadt war im Mittelalter nach allen Seiten hin durch weite Niederungsgebiete bis zu den Rändern der höher gelegenen Geest gegen feindliche Truppen gesichert. Die von Osten auf der Hügelkette herankommende alte Heerstraße mußte an manchen Stellen Wasserläufe, Moor und Sumpf überwinden. Von Buchenau werden in seiner bekannten Heimatkunde¹⁾ auf dem rechten Weserufer zwischen Achim und der Stadt eine Anzahl alter Flußarme aufgezählt, welche einst die Hügelreihe durchbrochen hatten. Sie erschwerten dem Feinde ein Herankommen an Bremen ganz außerordentlich oder machten es im Frühjahr, wenn die Stadt allseitig vom Hochwasser umgeben war, gar unmöglich. In einer Urkunde aus dem Jahre 1167 wird uns berichtet, daß im benannten Jahr Heinrich der Löwe vier Tage lang mit seinem Heere an einem solchen Weserarm östlich der Stadt, der Gete, vergeblich gelegen habe. Es gelang ihm nicht, die vom Oldenburger Grafen Christian verteidigten Flußübergänge in seine Gewalt zu bringen.

Die dörfliche Besiedlung benutzte ebenfalls als sicheren Boden die

¹⁾ F. Buchenau, Die Freie Hansestadt Bremen, 4. Aufl. (1934), S. 64 f.

fehlte, konnte nur auf den wenigen natürlichen Bodenerhebungen oder auf künstlich angelegten Warften gebaut werden, wenn man gegen Überschwemmung geschützt sein wollte. Denn vom Fuße des Paulsberges, des östlichen Stadthügels Bremens, bis zu den Hülsbergen an der Grenze der Hastedter Feldmark war die Kette unterbrochen. Hier dehnte sich die Niederung des Dobbens, der Wisch und der Wesermarsch mit ihren Kolken und Braken. Hier werden im frühen Mittelalter kaum irgendwelche menschliche Ansiedlungen gewesen sein. Erst nachdem man im 12. Jahrhundert versuchte, durch Anlage von Gräben und Sielbauten dieses Gebiet trocken zu legen und durch Deiche gegen die Weser zu sichern, war die Möglichkeit einer weiteren Ausdehnung der Stadt nach Osten gegeben. Es besteht eine enge Beziehung zwischen der Entwicklung der östlichen Vorstadt und der Anlage, Verstärkung und Erhöhung der Weserdeiche auf dem rechten Ufer oberhalb der Altstadt. Den Deichschutz bildeten hier der Panken-, der Eisenrads-, der Langendeich und weiter oberhalb die Deiche der an der Weser gelegenen Dörfer, der Hastedter, Hemelinger, Mahndorfer Deich. Heute sind die vier erstgenannten Deiche nicht mehr vorhanden; an ihre Stelle, aber näher an den Strom heran, ist der Osterdeich getreten. Mit dieser späteren Veränderung steht die Ausdehnung dieser Vorstadt erst recht in unmittelbarem Zusammenhang.

I. Geschichte der Deiche auf dem rechten Weserufer oberhalb der Altstadt und ihre Umwandlung in den Osterdeich

Der Punkendeich

Der Punkendeich zog sich von der heutigen Bleicherstraße, deren gebogenes westliches Ende einen Teil des Deiches bildete, an der Südseite des Paulsberges bis zum Dobbensiel.

Der auffällige Name des Punkendeichs — die „Punke“ ist eine liederliche Frauensperson — muß wohl, als die Bezeichnung aufkam, seine Berechtigung gehabt haben. In späteren Jahrhunderten verschwand die etwas anrühige Benennung aus dem Gedächtnis der Leute; denn sonst hätten sich im 19. Jahrhundert nicht hohe Herrschaften an diesem Deichweg angesiedelt wie Bürgermeister und Senatoren. Niemand wird sich bei diesem Namen noch etwas gedacht haben. Als 1854 die Dünenkette im Südosten und Nordwesten der Stadt, und wo diese

Anwohner in einer Eingabe an den Senat eine Änderung des Namens wünschten, wurde der Antrag abgelehnt. Erst als vor dem Punkendeich der Osterdeich angelegt wurde, lesen wir in einer polizeilichen Bekanntmachung vom 17. November 1863: „Nachdem in Folge der Anlage des Osterdeichs ein großer Teil der ‚Punkendeich‘ benannten Straße als öffentliche Straße zu bestehen aufgehört hat, ist nunmehr mit Genehmigung des Senats dem übrigen sich bis zu dem Grundstück von Triebel (das war das heutige dreieckige Grundstück am Osterdeich zwischen den beiden Ausgängen des Sielwalls) einschließlich erstreckenden Teil dieser Straße der Name ‚Osterdeich‘ beigelegt. Die von diesem Deich nach dem Sielwall im Westen des Triebelschen Grundstücks sich abzweigende Straße behält von dem Hause Punkendeich Nr. 9c bis zum Sielwall bis auf weiteres den Namen Punkendeich.“ Vollständig verschwand der Name vom Straßenschild, als 1881 einem Wunsche der Anwohner entsprechend diese Bezeichnung aufgehoben und fortan ein Teil der Häuser zum Osterdeich, der andere zum Sielwall gezählt wurde. Nur in der Erinnerung einiger tagenbaren Bremer lebt noch heute die Benennung „Am Puntjendiek“.

Der Punkendeich nahm von allen bremischen Deichen eine besondere Stellung ein, die aus seiner Geschichte zu erklären ist.

Als sich während des Mittelalters die Benediktinerabtei St. Pauli auf dem höher gelegenen Gelände vor dem Ostertore, dem nach ihr benannten Paulsberge, ausbreitete bis zu den Grenzsteinen des Klosters bei der Verbindung des Dobbens mit der Weser, beim sogenannten Korbe oder der Schanze am Dobben, da war nach dem Flusse hin kein besonderer Deichschutz nötig. Es ist anzunehmen, daß damals noch nicht mit so hohen Wasserständen der Weser zu rechnen war wie nachmals. Diese traten erst ein, als sich das Flußbett durch die allmähliche Anschwemmung erhöhte. Die Sorge vor Überflutungen, die über das gewöhnliche Maß im Frühjahr hinausgingen und gegen die selbst die Deiche nicht mehr zu genügen schienen, kam erst in späteren Jahrhunderten auf. Da machte man sich Gedanken, woher diese Wassermassen kämen, warum also die Weser höher stiege als früher. Ingenieurkapitän Murtfeldt erklärte es in einem 1799 für den Senat abgefaßten Gutachten mit folgenden Gründen: „Viele Moore, Heiden, versumpfte Brüche, Waldungen und große Triften sind urbar gemacht und abgewässert worden. Der endliche Ausfluß aller gezogenen Canäle ergießt sich zuletzt in die Ströme. Auf allen diesen von vielen

Quadrat-Meilen großen Flächen wurde vor der Urbarmachung der Schnee und Regen von der Sonne verzehrt größten Teils, und der sehr geringe Abfluß konnte nicht anders als äußerst langsam in die Ströme sich ergießen. Diese großen Flächen wurden Wasser-Behälter, aus welchen die Ströme ihre Nahrung erhielten. Daraus muß ganz natürlich folgen, daß im Frühjahr bei einem plötzlichen Tauwetter die Ströme sehr geschwind auflaufen und zu einer sonst vor der Urbarmachung nie erfolgten Höhe steigen, und im Sommer, da keine großen Behälter mehr sind, woraus die Ströme noch Zufluß erhalten können, in diesen ein ungewöhnlich niedriger Wasserstand erfolgen muß.“ Also anfangs genügte es, wenn die wenigen Ansiedler am Südabhange des Paulsberges ihre Häuser durch Warftenbau schützten; leicht konnten sie, sollte das Wasser wirklich einmal so hoch steigen, auf dem Klosterberge Schutz finden. Im 13. Jahrhundert wurden oberhalb der Stadt die Weserdeiche gezogen; durch die breite Dobben-Niederung wurde ein Kanal von der Weser, hier durch ein Deichsiel geschlossen, bis zum Kuhgraben an der Ostseite der Bürgerweide geführt. Da mußte auch in Fortsetzung der Deichanlage der Weg vom Siel nach der Stadt am Abhange des Paulsberges erhöht werden. In einem Bogen gegen den ungefähr zu derselben Zeit ausgehobenen Stadtgraben verlaufend — die heutige Bleicherstraße —, mündete er in den Ostertorsteinweg.

Die Sorge für diesen Deichweg oblag im Mittelalter dem Abt des Paulsklosters als dem zuständigen Grundherrn. Es ist kein Beleg dafür vorhanden, daß der Punkendeich, wie es bei den übrigen Deichen allgemein der Fall zu sein pflegte, dem von den Gutsherren meist aus dem bremischen Rat erwählten Deichgrafen unterstellt war. Der Abt konnte mit leichter Mühe den an der Südseite seines Klosterbezirkes entlanglaufenden Weg durch die vielen von ihm abhängigen Leute instand setzen oder auch hier und da, falls es notwendig werden sollte, deichartig erhöhen lassen. Auch wird, als auf der Ostseite der Dobben eingedeicht und das Siel gebaut wurde, klosterseitig dafür gesorgt worden sein, daß auf der Westseite der Anschluß an den sogenannten Eisenradsdeich geschaffen wurde.

Rechtsnachfolger für diesen Gebietsteil waren nach der Zerstörung des Paulsklosters 1523 die damals eingerichtete Lateinische Schule und die Stadtvogtei. Sie überließen es den Ansiedlern, für ihre Häuser Warften anzulegen und für den Weg, der zu ihren Wohnungen führte, zu sorgen, ihn gegebenenfalls zu erhöhen. Diese Bewohnerschaft des

Paulsberges und seiner Umgebung bildete einen Teil der Vorstadtbevölkerung. Die Vorstädte aber unterstanden der Vorstadtkommission des Rates. Als diese 1672 aus einer zeitweiligen in eine ständige umgewandelt wurde, ist in der Aufzählung ihrer Pflichten eine etwa vorzunehmende Schauung des Punkendeichs nicht genannt. Die Schauungen der Deiche durch die Deichgrafen und die Schauungen der Straße und Wege durch die Vorstadtherren wurden von den Vorstadtkanzeln und den Dorfkanzeln den Gemeindemitgliedern verkündet, auch wurde später den Vorstadtherren ein Verzeichnis der zu schauenden Straßen und Wege überreicht; aber überall fehlt der Name Punkendeich. Unter solchen Umständen liegt der Gedanke nahe, daß im Mittelalter der Deichweg unterhalb des Paulsberges gar nicht als Deich angesehen wurde und damals auch noch nicht die Bezeichnung „Punkendeich“ getragen hat, sondern einen der urkundlich überlieferten und so schwer festzulegenden Straßennamen, vielleicht den der in der Urkunde vom 22. Februar 1387 erwähnten „Vischerstraten“.

Das Frühjahr 1799 brachte einen besonders hohen Wasserstand der Weser, der, verbunden mit starkem Eisgang, für die Deiche sehr bedrohlich wurde. Hinter Piepers, des Akziseeinnehmers, Hause am Siel scheint der Angriff des Wassers besorgniserregend gewesen zu sein, weil hier der Deich nicht mehr parallel zum Strom lief, sondern nach Norden umbog und somit der Strömung seine Flanke bot. Ein früher an dieser Stelle errichtetes starkes Uferbollwerk hatte nicht standgehalten, ein Teil des Hauses war durch die Eisschollen eingestoßen worden. Der Senat hielt es für erforderlich, eine gründliche Verbesserung und Erhöhung des Punkendeichs zu veranlassen, und beauftragte den Ingenieurkapitän Murtfeldt mit der Ausarbeitung der nötigen Pläne. Dieser forderte in seinem Gutachten eine Erhöhung des Deiches auf 17 Fuß und den Abbruch einiger kleiner Häuser, die im Deich standen, damit die durch die Höhe bedingte Abschrägung ausgeführt werden könnte.

Der Senat nahm diese Vorschläge an. Wer aber sollte die Verantwortung tragen und überhaupt in Zukunft die Sorge für den Punkendeich übernehmen? Der Deichgraf oder die Vorstadtherren? Senator Post nahm zu dieser Frage, die nun endlich einmal geregelt werden mußte, in einer eingehenden geschichtlichen Denkschrift Stellung, bewies, daß es Sache der Vorstadtherren sei, und beantragte, „die Punkendeichs-Inspektion den Vorstadtherren als *pars officii* zur Pflicht

zu machen; sodann ferner mittelst eines zu verkündenden Proclams zu verordnen, wohin bey eintretenden Wasser-Gefahren sämtliche Bürger der beyden Osterthor- und Herdenthors-Compagnien ihre Hand- und Spanndienste zu leisten, und in welcher Ordnung sie die Wasser-Wachten zu beziehen, und in allen Fällen sich des Gehorsams gegen ihre Vorgesetzten, insbesondere aber der Nüchternheit, zu befleißigen hätten“. Erde zur Erhöhung des Deiches würde durch die Abtragung des Brautwalles gewonnen und könnte zu Schiff von dorthier beschafft werden. Der Senat beauftragte für alle Zukunft die Vorstadtkommissarien mit der Aufsicht über den Punkendeich und ermächtigte sie, den deichpflichtigen Anwohnern des Punkendeichs — 31 werden aufgezählt — aufzugeben, „innerhalb vier Wochen, nach Anweisung des Ingenieurkapitäns Murtfeldt, jeder seinen Deichschlag zu 17 Fuß Höhe durch gute Erde, mit erforderlichen Abdachung, Aufsetzung mit Soden und überhaupt in untadelhaften Stand zu bringen“. Sollte einer in der gesetzten Frist seiner Verpflichtung nicht nachgekommen sein, so würden Erhöhung und Verbesserung des Deiches auf seine Kosten vorgenommen und die dazu benötigten Gelder durch exekutive Mittel beigetrieben werden.

Diese groß angelegte Verstärkung des Punkendeichs ließ sich der Kosten wegen nicht von allen Deichhaltern durchführen, und mit Recht wurde von den ärmeren unter ihnen in einer Eingabe darauf hingewiesen, daß der Deich auch zum Schutze der übrigen Vorstadtbewohner verbessert würde, sie mithin auch zu den Kosten beitragen müßten. So wurden dann durch eine allerdings freiwillige Sammlung in der Vorstadt 263 Rth. aufgebracht und noch 50 Rth. aus der Rhederkasse für einen Schlagbaum bewilligt. Dieser Schlagbaum sperrte den Deich für den allgemeinen Verkehr ab. Auch am östlichen Ende des Deiches wurde der Sielwache befohlen, keine Fuhrwerke oder Reiter passieren zu lassen, es sei denn für Bewohner des Deiches. Der für Öffnen und Schließen des Schlagbaumes verantwortliche Anwohner sollte jährlich 5 Rth. aus der Rhederkasse erhalten. Ferner wurde 1805 vom Senat eine besondere Aufsicht für den Deich angeordnet; der bei der Sielwache befindliche Aufseher des Eisenradsdeiches wurde zur Aufsicht des Punkendeiches gegen eine jährliche Vergütung bis zu 10 Rth. aus der Rhederkasse herangezogen.

Wenn auch der Punkendeich, wie es in einem vom Vorstadtherrn Senator Berck 1800 erstatteten Bericht heißt, jetzt in einem Zustande

war, wie er wohl noch nie gewesen, so erlitt der Deich doch in den Folgejahren, hervorgerufen durch die hohen Wasserstände, wieder arge Beschädigungen. Abermals mußten die bedürftigen Deichanwohner unterstützt werden; Erde und Soden zur Deichverbesserung durften 1806 ausnahmsweise vom städtischen Werder geholt werden. Einfacher war es natürlich, das Material vom rechten Ufer zu entnehmen, z. B. vom Sandberg beim Altenwall, der als Bleiche gegen 70 Rth. jährlicher Pacht an H. Marcks und G. Depken verpachtet war. Aber trotz ihres mehrfachen Versuches 1814, durch Eingaben an den Senat ein Verbot des Sodenstechens zu erwirken und den Punkendeichspflichtigen wieder den Werder dafür freizugeben, mußten die Pächter die Sodenentnahme weiter dulden. Es schieint fast so, als wenn der Senat sein Augenmerk mehr auf den Eisenradsdeich gerichtet hätte. Die Sorge für den Punkendeich war wohl nicht so groß, weil der dahinter liegende Stadtteil infolge seiner Höhenlage nicht so gefährdet war. Der Senat lehnte es 1816 ab, die Unterhaltung des Punkendeichs ganz auf Staatskosten zu übernehmen, worum 20 Deichanwohner in einem Gesuch gebeten hatten. Er verlangte, daß alle Deichpflichtigen die erforderlichen Arbeiten ausführen und ihre Deichstellen in einen schaugerechten Zustand bringen sollten. Den dazu Unvermögenden wollte er freilich Erde und Soden unentgeltlich liefern und durch eine Sammlung in der Vorstadt die übrigen Gelder für die Hilfsbedürftigen aufbringen lassen, allerdings ohne alle Folge für die Zukunft. Über diese Geldsammlung liegt eine gedruckte Obrigkeitliche Bekanntmachung vom 7. Juli 1816 vor, die auch von den Kanzeln von St. Remberti und St. Michaelis verlesen wurde und in der angekündigt wurde, daß „die Sammlung im Laufe dieser Woche bey sämtlichen Bewohnern der Vorstadt durch die deshalb angegangenen Offiziere der fünf ehemaligen Vorstädtischen Compagnien so angestellt werden soll, daß der Name des Gebers und dessen Gabe in einem Buche verzeichnet, die ganze Einnahme aber abgeliefert und die Bevölkerung zu reichlicher Beyhülfe aufgefordert wird“. Aus einem anliegenden Verzeichnis der 26 Punkendeichanwohner geht hervor, daß zu ihnen Bürgermeister Lampe und Senator Wichelhausen gehörten, die natürlich imstande und bereit waren, ihr Deichstück auf eigene Kosten herrichten zu lassen. Weil aber die Bürger-Compagnien bereits aufgelöst waren, kam die Kollekte nicht zustande, und so mußten im Herbst 1816 dem Vorstadtkommissar Senator Gildemeister schleunigst 500 Rth. für die Ausbesserung des

Punkendeichs bewilligt werden. Als im folgenden Jahr wieder eine große Wassersnot drohte, wurde Senator Gildemeister beauftragt, alles, was zur Sicherheit des Punkendeichs erforderlich wäre, anzuordnen, mit der Ermächtigung, die dazu notwendigen Kosten auszugeben. Die Polizeidirektion wurde ersucht, „mit ihren Dienern zu Hilfe zu kommen, auch während der Nacht, wenn es nöthig, die Thore öffnen zu lassen“. Die dann durch die Ratsdiener in den Vorstädten gehaltene Kollekte erbrachte nur 83 Rth., so daß aus dem Fonds zur Verfügung des Senats noch bis zu 350 Rth. bewilligt wurden. Der Rest mußte von den Deichpflichtigen in drei Terminen aufgebracht werden; sie kamen in den nächsten Jahren nur langsam ihren Verpflichtungen nach und baten vergeblich um Erlaß ihrer Beiträge. Die Vorstadtkompagnien hatten bei Gefahr auch die Wasserwachen gestellt. Da die Kompagnien nicht mehr bestanden, mußte der Vorstadtkommissar die Wachen am Punkendeich gegen Bezahlung ausführen lassen.

Am 5./6. März 1827 wurde eine gewaltige Überschwemmung des gesamten Gebietes um die Stadt durch mehrere Deichbrüche an der Weser und an der Wümme hervorgerufen. Auch unser Punkendeich war arg beschädigt und mußte ausgebessert werden. Damit dies einheitlich geschah, ließ der Senat es auf seine Kosten vornehmen, auch gleichzeitig den Deich erhöhen und verstärken und legte die Unkosten in Höhe von 965 Rth. im Verhältnis der Deichlänge und der daran vorgenommenen Arbeiten auf die Deichpflichtigen um. Die vom Senat bewilligten 500 Rth. sollten dazu dienen, den Unvermögenden zu helfen. Die restlichen 465 Rth. mußten auf jeden Fall aufgebracht werden. Zur Erleichterung der Bezahlung wurden Teilfristen festgesetzt. Ende 1828 waren noch Außenstände von 190 Rth. vorhanden; fünf Jahre später waren es noch 74 Rth., die dann schließlich vom Senat gestrichen wurden.

An Stelle der Deichordnung trat eine Obrigkeitliche Verordnung. Sie liegt gedruckt vor vom 28. April 1828 und geht zurück auf eine Senatsverordnung vom 15. September 1817. Danach blieben die Lasten der Deichpflichtigen bestehen; aber es wurden ihnen auch ihre Eigentumsrechte bestätigt, die sich vor allem auf das Vorland des Deiches bezogen. So durfte z. B. niemand ohne Zustimmung des Eigentümers Schiffe, Bauholz, Steine oder sonstige Gegenstände am äußeren Rücken des Deiches oder auf dem Vorlande lagern, Netze darauf aufstellen oder trocknen oder seinen Weg über das Vorland nehmen.

In den Vereinbarungen mit Hannover über die Herstellung einer Eisenbahn von Hannover nach Bremen hatte sich der bremische Staat verpflichten müssen, seine Deichanlagen durchweg auf eine Höhe von 23 Fuß zu bringen, um für die Eisenbahn einen ausreichenden Schutz gegen Überflutung sicherzustellen. 23 Fuß Höhe aber hatte der Punkendeich noch nicht überall. Das Niveau der Bleicherstraße, die mit ihrem westlichen Teil den Deich darstellte, lag nicht so hoch. Hier wurde die verlangte Höhe durch einen starken Mauerbau erreicht, und an einer anderen Stelle des Punkendeichs wurde sie durch eine Mauer an der Innenseite des Deiches geschaffen. Ein Kostenzuschuß wurde aus der Eisenbahnbaukasse gezahlt.

Bei den sich stets wiederholenden Schwierigkeiten, die Kosten für die Deicherhöhungen von den Anliegern einzutreiben, Kosten, die zunächst durch Vorschüsse aus anderweitigen, dem Senat zur Verfügung stehenden Kassen, meist der Rhederkasse, gedeckt werden mußten, bei der Unsicherheit, die Sorge für den Deich dem einzelnen zu überlassen, bei dessen Unvermögen der Staat ja doch eingreifen mußte, und vor allem bei der unregelmäßigen Linienführung und dem mangelhaften Schutz des Punkendeichs überhaupt tauchte damals schon anlässlich der letzten infolge des Vertrages mit Hannover notwendigen Deichverstärkung der Gedanke auf, dem Deich in einer ganz neuen Linie die Stärke und die Richtung zu geben, die ein für allemal die ewige Besorgnis um genügenden Deichschutz beseitigen mußte, und später durch Erlaß einer besseren Deichordnung die Lasten auf die gesamte Einwohnerschaft zu verteilen.

Beides geschah in der Folgezeit.

Der Eisenradsdeich

Von den bremischen Deichen auf dem rechten Weserufer oberhalb der Altstadt war der Eisenradsdeich der kürzeste. Er reichte vom Dobbensiel bis zur heutigen Lübecker Straße, war also nur etwa 300 Meter lang. Aber er war auch das wichtigste Stück aller bremischen Deiche, das Hauptbollwerk zum Schutze der Stadt. Wie manches Mal bangten die Bewohner um ihr „Eisenrad“! Wenn er bei Hochwasser nicht hielt, war Bremen allseitig von Wasser umgeben. Daher waren alle Bauerschaften auf dem rechten Weserufer an ihm deichpflichtig.

Der Ursprung seines Namens ist nicht mehr aufzuklären. Wenn in der erwähnten Denkschrift von Senator Post zu lesen ist, daß das Siel am Dobben aus Eisen mit einem eisernen Rade bestand, möchte man von diesem Umstand den Namen „Eisenradsdeich“ herleiten. Dann aber hätte er wohl niederdeutsch „Isenrâdsdiek“ geheißen. Man bringt den Namen auch mit dem Eigennamen „Theisen“ zusammen, weil wir ebenso häufig wie „Eisenradsdeich“ die Bezeichnung „Theisenradsdeich“ finden. Die beiden Benennungen gehen zeitlich nebeneinander her. Auch die Sage hat sich der Sache bemächtigt. Es gibt verschiedene Fassungen. Nach einer soll ein Deichpflichtiger namens Theisen seinen Deich vernachlässigt und so einen Deichbruch verursacht haben. Dafür sei er nach dem harten Deichrecht jener Zeiten an der Stelle lebendig begraben worden. Das Ganze stellt eine spätere Namensklärung dar.

Es ist anzunehmen, daß der Eisenradsdeich der älteste Deich bei Bremen war. Als im 12. Jahrhundert von den Erzbischöfen Holländer zur Kolonisation ins Land gerufen wurden, die in erster Linie die vielen sumpfigen Gebiete in der Umgegend Bremens durch Ziehen von Gräben und Kanälen entwässern sollten, ging man sicher auch an die Entwässerung des Sumpfgebietes östlich des St.-Pauli-Klosters, weil hier eine alljährliche Überschwemmungsgefahr bestand und damit eine weitere Versumpfung drohte. Zwischen den Geesthöhen von Achim und der Stadt Bremen gab es im Mittelalter, wie bereits einleitend gesagt, eine Reihe von Weserarmen, von denen der Dobben der letzte vor der Stadt war. Alle diese Weserarme wurden durch die Deichbauten, spätestens im 13. Jahrhundert, vom Hauptstrom der Weser abgeschnitten, und die alten Wasserläufe, die ihre Wasser an das Blockland abgaben, verschwanden im Laufe der Zeit mit der Ausbreitung der Stadt. Der Weserstrom veränderte noch in geschichtlicher Zeit stark durch eigene Arbeit seinen Lauf oberhalb der Stadt. Noch 1645 wurden zwischen der Paulinermarsch und dem Peterswerder einige Schlachten angelegt, damit der Strom wieder in das alte Bett geleitet würde. Bei Hastedt wurde der Fresenbulten abgetrennt und geriet auf die Habenhauser Seite, und weiter stromabwärts gab es zwei größere Inseln, Peterswerder und Schmidtswerder, an denen vorbei der Fluß in fast senkrechter Richtung auf den Eisenradsdeich zustieß, um dann westwärts an ihm und dem Punkendeich entlang durch die Stadt zu fließen.

Hier am Eisenradsdeich lag also die stärkste Angriffsfläche der Weser. Hier genügend Schutz und Sicherheit gegen Überschwemmun-

gen zu schaffen, war eine Hauptsorge der Stadtväter, aber auch der Stader Regierung für die hannoverschen Dörfer Lilienthal, Hastedt und andere, die bei einem Deichbruch in Mitleidenschaft gezogen wurden. Durch Anlage von Schlachten, Schlingen und Buhnen suchte man die Gewalt des Wassers rechtzeitig zu brechen. Immer wieder wurden neue Kosten von der Stadt gefordert, hier die Uferbefestigungen zu verstärken, zu erhöhen und zu verlängern, Kosten, die, wenn sie auch mittelbar zur Sicherung des Deiches verwandt wurden, doch den Deichpflichtigen nicht auferlegt werden konnten, sondern der Convoykasse zur Last fielen.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Wasserstände der Weser höher wurden und damit die Gefahren für den Eisenradsdeich stiegen und man eigens zur Bannung dieser Gefahren 1787 eine besondere Deputation zur Sicherung des Eisenradsdeiches eingesetzt hatte, wurden weitgreifende Pläne, sogar die einer Stromverlegung, erörtert. Man wollte nach eingeholten Gutachten den Stadtwerder durchstechen¹⁾; man dachte daran, die Weser durch die Paulinermarsch zu leiten²⁾, um eine Parallelführung am Eisenradsdeich zu erreichen und damit die Gefahr ein für allemal abzuwenden. Wäre eines dieser Vorhaben verwirklicht worden, die Besiedlung der östlichen Vorstadt hätte ein anderes Gesicht bekommen. Aber in einem Gegengutachten von 1791 wies Ingenieurkapitän Murtfeldt mit Recht auf folgendes hin und gebrauchte dabei die in ihrem allgemeinen Sinn auch für andere menschliche Pläne noch gültigen Worte: „Freilich bleibt die Durchstechung einer Serpentine, wenn sonst nichts weiter in Absicht des ganzen Terrains dabei zu observieren ist, das Souverainste Mittel, allein soll dieses Souverainste Mittel auf ewige Zeiten geltend bleiben, so dürfen keine Vermuthungen, keine Wahrscheinlichkeiten, keine Besorgnisse mehr statt finden“, und er fährt fort, „ich glaube, diese Forderung ist so richtig als billig; denn bei Anwendung eines so großen Capitals als die Durchstechung einer Serpentine erfordert³⁾, wird in dieser Forderung nicht zuviel verlangt“.

Auch an eine Zurückverlegung des Eisenradsdeiches bis an den Steintorssteinweg wurde gedacht, aber wegen der hinter dem Deich liegenden Gärten wieder verworfen. Aus den verschiedenen kühnen Planun-

1) Gutachten des Oberdeichgrafen Meier in Hoya.

2) Gutachten des Oberdeichgrafen Martens in Osterholz.

3) 60 000 Rthl. für das Stadtwerderprojekt.

gen läßt sich ersehen, welche Bedeutung dem Eisenradsdeich für die Sicherheit der Vorstädte beigemessen wurde.

Da eine große Flußregulierung nicht in Frage kam, mußte wieder das Mittel des Schlengenbaus angewandt werden. Schon 1645 war eine lange Schlachte angelegt worden „oberwärts des Eitzenrades, umb dasselbe zu bedecken und die Gewalt des Wassers davon abzulenken“. Jetzt wurde auch am Eisenradsdeich selbst eine 200 Fuß lange Schlachte in den Fluß vorgetrieben, um die Strömung an das gegenüberliegende Ufer zu drängen. Später wurden die Schlachten sogar auf eine Länge von 300 Fuß gebracht. Diese Schutzbauten taten ihre gute Wirkung, solange die Wasserstände normal waren. Bei Hochwasser aber konnten nur die Deiche helfen. Oft genug hatten sie sich als zu schwach und nicht hoch genug erwiesen. Deichbrüche waren die Folge gewesen, so 1493, 1599 und 1600. Am 16. Januar 1599 brach der Eisenradsdeich, eine große Brake entstand. Ein „Ummediak“ wurde gezogen, bevor an die Wiederherstellung der ursprünglichen Deichstrecke gegangen wurde. Im nächsten Jahr brach der Deich abermals. Lehm und Soden zur Ausbesserung wurden von der Paulinermarsch und vom Stadtwerder, dem Ziegelwerder, genommen. Jetzt mußten die Deiche erhöht und verbreitert werden. Auch die Stader Regierung drängte darauf. 1783 wurde der Eisenradsdeich auf 17 Fuß Höhe gebracht.

Die schon erwähnte, 1787 eingesetzte besondere Deputation zur Sicherung des Eisenradsdeiches war vor allem auf die Beschaffung der so notwendigen Gelder bedacht. Von dem 1790 erhobenen „ $\frac{1}{8}$ Schoß“ und der „4 Monate Collecte“ wurde der Überschuß nach Abzug der Kosten für Häfen und Bauhof der Deputation zur Sicherung des Eisenradsdeiches bewilligt. Das war eine Summe von 3033 Rthlrn. Da sie nicht genügte, mußten weitere Summen ausgeworfen werden. Doch diese Gelder wurden für die Stromverbesserungen ausgegeben, die nur mittelbar dem Deiche zugute kamen.

Im allgemeinen waren die Deichkosten von den Grundherren aufzubringen, bzw. von ihren Meiern, die ohnehin zu Hand- und Spanndiensten verpflichtet waren. Der in der Regel aus dem Rat erwählte Deichgraf verteilte die Deichschläge auf die einzelnen Dorfschaften der vier Lande¹⁾. Jede Dorfschaft war für den Zustand ihrer Deichstrecke verantwortlich. Falls sie ihren Verpflichtungen nicht nachkam, wurde

¹⁾ Wittheits-Protokoll vom 27. April 1714.

die Ausbesserung des beschädigten Deiches auf ihre Kosten vorgenommen. Diese Hufengelder sollten ohne Zustimmung der Gutsherren nicht angelegt werden¹⁾). Manchmal wurden die Zahlungen auch anderen Leuten auferlegt oder aus einer öffentlichen Kasse geleistet. So heißt es im Wittheitsprotokoll vom 20. Januar 1682: „Derweill die Vahrleute gestern Mist nach dem Eisenradt, so in großer Gefahr wegen des jetzigen großen Waßers gewesen, geführt, und ihnen dafür etwas versprochen worden, ist geschlossen, daß solches von denen Leuten in der Vorstadt, die des ordts wohnen, gezahlet werden soll; undt weil die Noth noch nicht vorbey, sollen bey Zeiten noch weitere materialia zur Handt gebracht, und alle nöthige anstalt gemacht werden. Undt hat Hl. Dr. Deth. Wachmann als Commissarius der Vorstadt sich erbotten, den Vorschuß an Geld zu thun, welcher Ihm von den Vorstadt-leuten wieder gut gethan werden soll.“ Und in einem anderen Protokoll wird gesagt, daß die Eisenradsdeiche und des Sieles Verbesserung als zum Marstall gehörig eine öffentliche Angelegenheit und daher die Reparaturen *ex aerario publico* zu bezahlen wären²⁾). Häufig entstanden wegen der Deichlasten Meinungsverschiedenheiten zwischen Deichgraf, Gutsherren und Pächtern, die dann nach den Bestimmungen des Deichrechts³⁾ in langwierigen Verhandlungen geschlichtet wurden. Die Akten erzählen von immer wiederkehrenden Beschwerden der Bauerschaften, wenn ihnen die Deichlasten zu drückend erschienen. Gern wiesen sie dann darauf hin, daß eine Verbesserung der Uferbefestigung, vor allem durch Verlängerung der Schlachten, sehr zum Schutz des Deiches beitrüge, so die Pagentorner Bauerschaft in einer Beschwerdeschrift vom 22. Mai 1792, — wenn das nicht geschähe, wäre alle Deicharbeit zwecklos. Den Bemühungen des Deichgrafen und der 1787 eingesetzten besonderen Deputation zur Sicherung des Eisenradsdeiches gelang es schließlich doch, den Deich bei einer Höhe von 17 Fuß in einen guten „schaubaren“ Zustand zu bringen. 1810 wurde diese Sonderdeputation aufgelöst.

Bei dem Hochwasser am 5./6. März 1827 stieg der Wasserstand an der Großen Weserbrücke auf 17 Fuß 3 Zoll. Der Eisenradsdeich hielt dem hohen Wasserdruck nicht stand und erlitt zwei tiefe Grundbrüche

¹⁾ Beschluß der Wittheit vom April 1717.

²⁾ Wittheits-Protokoll vom 27. April 1714.

³⁾ Das älteste bremische Deichrecht in Oelrichs' Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der freien Stadt Bremen, 1771, S. 567.

in seiner unteren Strecke unfern des Siels in den Deichlagen von Groten Ww. und von Prange, die zwei ausgedehnte und sehr tiefe Braken verursachten. Diese Deichbrüche hatten mit einem Schlage wieder die ganze Gefahr offenbart, in welche die Stadt bei Hochwasser geraten konnte. Wohl wurde im Laufe des Sommers auf Grund eines Vergleiches zwischen der Deichdeputation, dem Deichgrafen und dem gutsherrlichen Ausschuß, die von den vier Landen zu leistenden Spann- und Handdienste betreffend, der Hochwasserschaden am Eisenradsdeich beseitigt, aber damit noch keine genügende Sicherheit für die Zukunft geschaffen. Im Jahre 1830 wurde wieder eine Sonderdeputation zur Abwendung von Hochwassergefahren eingesetzt. Aber in den nächsten fünfzehn Jahren kam sie zu keiner durchgreifenden Planung. Klagen wurden darüber laut. Weite Volkskreise wurden damals auf die Sache aufmerksam, und merkwürdige Pläne wurden in jener unruhigen Zeit vor gut hundert Jahren vorgeschlagen. So kritisierten bremische Bürger in einer Druckschrift¹⁾ die bisherige Arbeit der Deputation und traten allen Ernstes für eine Erniedrigung der Deiche ein. Schon 1766 hatte das „Hannoversche Magazin“²⁾ die Fragen aufgeworfen: „Sind die Weserdeiche nöthig und nützlich oder entbehrlich und schädlich?“ und die zweite Frage mit acht Gründen bejaht. Die fruchtbaren Überschwemmungen der Wesermarschen sollten durch die Deicherhöhungen nicht ausgeschaltet werden. Aber 1846/1847 war es müßig, darüber noch zu streiten. Die Sicherheit des beginnenden Eisenbahnverkehrs zwang damals gebieterisch eine weitere Erhöhung und Verstärkung der Weserdeiche. Senator Duckwitz hatte als Commissarius des Senats für die Hannover-Bremer Eisenbahn bei den Verhandlungen mehrfach darauf hingewiesen, daß die Deiche bei Mahndorf nicht genügten, um eine Gefährdung der Eisenbahn bei Hochwasser abzuwehren, und er war bereit, seine Zustimmung zu geben, wenn den betreffenden Deichpflichtigen, vor allem zur Beschleunigung der auszuführenden Deicharbeiten, ein Zuschuß aus der Eisenbahnkasse gewährt würde. Senator Duckwitz hatte dabei sicher den vorausschauenden Gedanken gehabt: Stellte sich heraus, daß auch die bremischen Deiche oberhalb der Stadt verstärkt werden müßten, so würde man den bremischen Deichhaltern einen Zuschuß aus der Eisen-

¹⁾ Verminderung der Hochwassergefahren für die Stadt. Beiträge zu deren Erörterung von bremischen Bürgern. Erstes Heft. Bremen, Heyse, 1847.

²⁾ 27. Stück vom 4. April.

bahnbaukasse nicht versagen können. Das geschah dann auch. Von den beiderseitigen Sachverständigen wurde eine Erhöhung und entsprechende Verstärkung der Deiche von Hastedt an aufwärts auf 24 Fuß Höhe, der bremischen Deiche auf 23 Fuß Höhe für notwendig erachtet und allen Deichhaltern zur Pflicht gemacht. Als Geldbeihilfe wurde den Bremern die Summe von 3203 Rthlrn. 6 Gr. bewilligt und im Laufe der nächsten vier Jahre unter die 182 Deichpflichtigen nach dem Verhältnis ihrer Deichstrecken verteilt — wobei der Staat auf die ihm für seine Deichstücke zufallende Summe verzichtete —, nachdem die Erhöhung durchgeführt war, an einigen Stellen des Punkendeichs durch Mauerbau, wie oben erzählt worden ist, der freilich erst 1853 fertiggestellt war.

Damit sind wir schon in die Zeit hineingekommen, in der die ersten Anfänge zum Bau des Osterdeichs liegen.

Der Langendeich

Der dritte und längste der bremischen Deiche auf dem rechten Ufer oberhalb der Stadt war der Langendeich. Er zog sich im Anschluß an den Eisenradsdeich vom Eingang der heutigen Lübecker Straße nordostwärts in einem großen Bogen vorbei an Myrten- und Oranienstraße parallel mit der alten Heerstraße „Am schwarzen Meer“ und „Am Hulsberg“ bis zu den Drei Pfählen und lief dann als Hastedter Deich wieder in einem weiten Bogen nach Schellenhof südostwärts in Richtung auf die Hemelinger Mühle, den Jakobsberg, den Magazinberg und den Kreuzberg im Außendeichsland liegen lassend. Die vier kleinen Häuser am Brommyplatz neben dem Gebäude der ehemaligen Schomburgschule standen früher unmittelbar an der Innenseite des Langendeiches, und diese Häuserreihe gibt noch heute die alte Deichrichtung an, und an mehreren Stellen in den Hintergärten der Häuser am Hulsberg und weiterhin an der südlichen Abdachung der Heerstraße, die teilweise den Deich vertrat, sind jetzt noch die Reste der alten Deichböschung deutlich zu erkennen. Die Gesamtlänge des Langendeiches wird bei Buchenau¹⁾ mit 3233 Metern angegeben; das stimmt aber nur, wenn die ganze Länge des Hastedter Deiches eingerechnet wird; sonst betrug sie bis zur Grenze bei den Drei Pfählen etwa nur die Hälfte. Auf alten Karten ist am Langendeich auch die

¹⁾ Fr. Buchenau, Die Freie Hansestadt Bremen, 4. Aufl., S. 78.

Bezeichnung „Eisenrad“ eingetragen. Die Trennung dieser beiden Namen scheint demnach nicht sehr scharf gewesen zu sein.

Unterhalten wurde der Langendeich von den Bauernschaften der vier Lande, von den Pagentorner und Hülberger Bauern, das östliche Stück, der Hastedter Deich, von den Hastedter Bauern. Nachdem 1803 das Dorf Hastedt zum bremischen Staat gekommen war, gehörte seine Deichstrecke zum Aufgabenkreis der Bremer Deichbehörde. An den Deichlasten hatten die Pagentorner und Hülberger schwer zu tragen. Hanna Lampe berichtet davon in ihrer wertvollen Arbeit über die Pagentorner Bauerschaft¹⁾. Der furchtbare Deichbruch am 16. Januar 1599 war in einem Deichschlag der Pagentorner eingetreten und hatte verheerende Folgen gehabt. Die Wisch, die 145 Morgen 95 Quadratrußen große Gemeindeweide, die im Südosten ihrer Feldmark von der heutigen St.-Jürgen-Straße bis zu den Drei Pfählen reichte, hatte durch diesen und den sich im folgenden Jahr wiederholenden Deichbruch ihren sumpfigen Charakter erhalten. Den Pagentornern wurden von den 2000 Rthlr. betragenden Unkosten allein 1176 Rthlr. aufgebürdet. Außerdem mußten sie es sich gefallen lassen, daß hinfort das Material zur Ausbesserung des Deiches aus ihrer Wisch genommen wurde. Über 270 Jahre ruhte diese Last des Sodenstichs auf der Wisch; erst 1873 wurde sie abgelöst.

Die fünf Hülberger, ärmer als die Pagentorner Bauern, dem Ratsmarstall bemeiert, hatten bei kleinerem Grundbesitz unverhältnismäßig lange Deichschläge zu unterhalten. Oft hatten sie Streit mit den Pagentornern, wenn sie Erde und Soden aus der Wisch holen wollten. Hatte das Hochwasser ihrem Deich und ihren teilweise außendeichs liegenden Gemüseländereien Schaden zugefügt, mußten sie sich öffentliche Beihilfe erbitten, zuletzt 1841, als im Frühjahr schwerer Eisgang den Deich bedroht und eine große Brake ins Vorland gerissen hatte und die Gefahr fast ebenso folgenschwer gewesen war wie 1830 beim Deichbruch im benachbarten Hastedter Deich in der Gegend der heutigen Deichbruchstraße. Weil die Hülberger Bauern ihrer in der neuen Deichordnung von 1850 unter § 4d namentlich aufgeführten Deichpflicht nicht genügt hatten, wurden sie auf Antrag des Landherrn durch Urteil des Criminalgerichts in eine Strafe von insgesamt 50 Rthlrn. genommen, die ihnen aber vom Senat auf ihre Beschwerde

¹⁾ Bremisches Jahrbuch 42 (1947), S. 104 ff.

hin erlassen wurde, weil sie nicht widersetzlich gewesen wären, sondern weil die Pagentorner ihnen nicht hätten gestatten wollen, Erde aus der Wisch zu nehmen.

Ähnliches wiederholte sich 1872, wo sie wiederum die gleiche Geldstrafe verwirkt hatten und außerdem die für die Herstellung des Deiches behördlicherseits aufzuwendenden Kosten tragen sollten. Ihr Einspruch wurde diesmal freilich zurückgewiesen; aber in einem Senatsbeschuß vom 30. Juli 1872 wurde gesagt: „daß den Beschwerdeführern, wenn diese demnächst darauf antragen sollten, in irgendeiner Form zu Hülfe gekommen werde“. Es schien nämlich die Rechtslage über das fragliche Deichstück, das in der Deichrolle von 1780 fehlte und erst seit 1825 in der Rolle stand, nicht ganz klar zu sein. In ihrer erwähnten Bittschrift konnten die Hülsberger auf das damals schon bekannte Vorhaben der Behörde hinweisen, den Deich vom Lengerkeschen Hause (Lübecker Straße) an aufwärts ganz zu verlegen, wodurch der Hülsberger Deich und alle Arbeit an ihm überflüssig werden würden. Aber diese Verlängerung des Osterdeichs, die erst vor zwei Jahren bis zu Lengerkes Anwesen fertig geworden war, sollte noch gut fünfzehn Jahre auf sich warten lassen.

Der Osterdeich

An Stelle dieser Deiche, Punkendeich, Eisenradsdeich, Langendeich und Hastedter Deich, trat in der Zeit von 1850—1893 der Osterdeich, allerdings mit einer stellenweise stark abweichenden Linienführung. Ausgangspunkt für die erste Planung waren wohl die großen Schwierigkeiten gewesen, die man anlässlich der letzten Erhöhung des Deiches auf 23 Fuß als Folge des Eisenbahnbaues Hannover-Bremen mit den 189 Deichinteressenten gehabt hatte. Deiche von solcher wichtigen Bedeutung für die Stadt mußten samt Deichgrund und Vorland im Besitze der Allgemeinheit sein. Der Staat hatte stets mehr oder weniger zu den Kosten aus öffentlichen Mitteln beitragen müssen und doch keine einheitliche Zwecklösung erreicht.

Die Bauanlage des Osterdeichs begann unmittelbar an der Altstadt, bei der Holzpforte, und wurde von dort stückweise stromaufwärts vorgenommen.

Beim „Ostertorsbären“ (Batardeau), der Absperreinrichtung für das Wasser des Stadtgrabens, war 1850 ein Damm hergestellt wor-

den, und im folgenden Jahr war auf dem Depkenschen Erbe eine Verbindung des Altenwalls mit der Contrescarpe und der Bleicherstraße geschaffen worden. Dieser Weg und dieser Deich am Ostertorsbären wurde 1854 nach einem großangelegten, von Bauinspektor Brockmann entworfenen Plan reguliert und zu einem Anfangsstück des Osterdeichs bis zum Punkendeich ausgebaut. Hier hatten am Weserufer, wohl hervorgerufen durch die Schlengenanlagen, reiche Sandanlagerungen stattgefunden, über deren Besitz bereits Streitigkeiten zwischen dem Staat und den Uferanliegern entstanden waren, die aber schließlich doch nach Meierrecht den Anliegern überlassen werden mußten. Man konnte also auf der Strecke vor der Bleicherstraße den Deich nach Süden vorverlegen, so daß er, ostwärts fortgeführt, vor dem Punkendeich zu liegen kam und erst beim Siel fast die Linie des Eisenradsdeiches berührte. Aber ehe mit der Arbeit begonnen werden konnte, waren sehr viele Verhandlungen zu führen, um die Ansprüche der Grundbesitzer nach allen Seiten hin abzuwägen und zur Entscheidung zu bringen. Durch die Anlage eines ganz neuen, hohen und breiten Deiches vor den alten Deichwerken, dessen Grund und Vorland dem Staate gehören sollten, erhielten die Anlieger immerhin das Land bis zum neuen Deich nach Maßgabe ihrer alten Deichschläge und damit schöne Bauplätze hohen Wertes am „Osterdeich“. Wegen dieser Vorteile waren auch die meisten von ihnen mit den neuen Plänen einverstanden und willigten in die Bedingungen: Abtretung des Deichgrundes und des Vorlandes an den Staat und Tragen der halben Kosten. Nur einer, J. L. Egestorff, war mit den Bedingungen nicht einverstanden. Er bereitete dem Staat Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und war schuld daran, daß die Osterdeichanlage im Anfang nur sehr langsam vorwärts kam. Egestorff besaß am Punkendeich vor der Deichstraße einen großen Löschplatz für Baumaterialien mit einer Auffahrt nach der Deichstraße hin. Unmittelbar daneben hatten 1828 mehrere „Interessenten“ eine zweite allgemein zu benutzende Auffahrt geschaffen, die dafür ein Weggeld von 1—3 Groten für jedes Fuder erheben durften. Der öffentliche Löschplatz, dessen Auffahrt mit der Anlage des Osterdeichs hergerichtet werden mußte, ging in den Besitz des Staates über, wenn auch die Erhebung des Weggeldes erst 1871 abgegolten wurde. Der Anlieger Egestorff aber trat nur unter Zubilligung von Sonderrechten 1858 in den Vertrag ein: Er behielt das Recht, das Deichvorland weiter als Lösch- und Lade-

platz zu benutzen und den Platz durch eine gepflasterte Rampe mit der auf der Kappe des Osterdeichs liegenden Fahrstraße zu verbinden. Erst 1894 ist das Rechtsverhältnis mit Egestorffs Erben endgültig gelöst und die Angelegenheit bereinigt worden.

Wenn nun auch nach der ersten Planung eine allgemeine Zustimmung der Punkendeichanwohner erreicht worden war, so ergaben sich bei der Ausführung erneut so tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, daß 1854 eine besondere Deputation „in betreff der Verlängerung des Osterdeichs“ eingesetzt werden mußte, von der in den Folgejahren nicht weniger als sieben Berichte der Bürgerschaft zugeleitet wurden. Eine Schwierigkeit lag darin, daß den Anliegern des Punkendeichs am Osterdeich neue Grundstücke zugewiesen werden mußten, die neue Deichlinie aber eine Verkürzung gegenüber der alten darstellte und so die verkürzte Strecke im entsprechenden Verhältnis auf alle Beteiligten zu verteilen war.

Eine Bepflanzung des Deiches mit Bäumen wurde 1861 im Laufe des Jahres fertig, während die vollständige Bepflasterung der Fahrbahn von der Holzpforte bis zum Siel erst 1867 vollendet wurde.

1865—1870 erfolgte im Anschluß an diesen Teil des Osterdeichs — die Bezeichnung Punkendeich verschwand 1863 — die Gradlegung des Eisenradsdeiches vom Triebelschen Grundstück (am Siel) bis zu dem von Lengerke (Lübecker Straße). Auch hier war es eine Vorverlegung und bedeutete daher einen Geländegewinn an Binnendeichsland, dessen Wert allerdings nur durch die Zuschüttung der beiden großen und tiefen, noch vom Deichbruch des Jahres 1827 herrührenden Braken geschaffen werden konnte. Die Tiefe der Vorverlegung betrug ebenso wie beim Punkendeich durchschnittlich etwa 40—50 Meter. Einige Teile dieser Deichstrecke gehörten bereits dem bremischen Staate; die Convoy-Deputation hatte dort ein Materiallager, durch das später die Berliner Straße gelegt wurde.

Hier entstand damals Bremens schönste Promenade. Weit schweift der Blick von der Deichhöhe über den Werder zu den fernen Dörfern und vermag bei klarem Wetter die Hügelkette bei Syke zu erreichen. Der Spaziergänger sieht die Weser, die in großem Bogen die Paulinermarsch umfließt, in breitem Strom auf sich zueilen und vermag sich vorzustellen, wie gern und oft der Fluß hier durchzubrechen versuchte.

Selbstverständlich hatten die Anlieger in dieselben Bedingungen einwilligen müssen wie an der vorhergehenden Deichstrecke. Deich

und Vorland gehörten nun der Stadt und unterstanden in allen Fragen der Sicherheit nicht mehr dem Deichgrafen, sondern der Polizeidirektion. 1883 verschwand der Name Eisenradsdeich, und auch dieses Deichstück wurde Osterdeich genannt. In weiser Voraussicht über die Weiterführung des Osterdeichs nach Osten hatte man bereits 1871—1873 in erfolgreichen Verhandlungen mit den in Frage kommenden Bauernschaften die Abtretung des Eisenradsdeiches, Langendeiches, Hastedter Deiches und des sogenannten Magazindeiches bis Schellens Gut an der Hemelinger Grenze an die Stadt Bremen erreicht.

Diese Fortführung des Osterdeichs nach Hemelingen, schon seit 1873 geplant, aber infolge des bald darauf einsetzenden wirtschaftlichen Rückganges wieder zurückgestellt, wurde erst am Ende der achtziger Jahre in Angriff genommen. Ausgedehnte Ländereien des Außendeichs mußten zu diesem Zweck, insbesondere von der Hastedter Bauerschaft, angekauft werden. In den Verträgen lesen wir die Namen bekannter Hastedter Familien: Kaemena, Garbade, Lahrs, Hagens, Lampe u. a., die in der Feldmark auf dem Suhrfelde, auf dem Magazinberg und im Gosewerder Weideland besaßen. In der Linienführung schloß sich die neue Deichstrecke an den Osterdeich bei der Lübecker Straße an, um dann nach einem schwachen nordwärts gerichteten Bogen vom Peterswerder an in gerader Richtung nach Hemelingen zu verlaufen. Gewaltige Erdbewegungen wurden geleistet, bis der neue Osterdeich, mit einer gepflasterten Fahrbahn und mit einer baumbesetzten Promenade versehen, 1893 vollständig fertig war. Am Peterswerder hatte man einen Deichschart eingelassen, damit für den von der Weser- und Deichstraße nach dem Peterswerderufer verlegten Löschplatz eine ungehinderte Durchfahrt vorhanden wäre.

So war denn das Werk der über vier Kilometer langen Osterdeichanlage in vierzigjähriger, mühseliger, mit vielen zeitraubenden Verhandlungen belasteter Arbeit endlich vollendet. Ein über 60 Hektar großer Flächenraum war durch die jüngste Deichfortsetzung für städtische Siedlungszwecke neu gewonnen worden. Ruhig und sicher konnten von jetzt ab die Bewohner der östlichen Vorstadt unter dem Schutz des Deiches wohnen. Das Gefühl der Sicherheit wurde mit der Zeit zu einer Selbstverständlichkeit. Nur die jährlich zu entrichtende Deichsteuer erinnert den Grundbesitzer heute noch an die jahrhundertalte Verpflichtung, einen Teil der Deichsorgen auf sich zu nehmen. Später, 1930, wurde dann noch einmal längere Zeit am Osterdeich gearbeitet,

als der Promenadenweg auf Kosten des Vorlandes von der Tiefer bis zum Peterswerder um 6 Meter verbreitert wurde.

Wird die Osterdeichstrecke von der Lübecker Straße bis nach Heme-lingen der letzte Deichbau auf dem rechten Weserufer oberhalb der Stadt sein? Oder wird der Deich eines Tages noch näher an die Weser herangeschoben und die ganze Paulinermarsch und den Henschenbusch zum Bauland machen? Die Hochwasserkatastrophen in den Frühjahren 1946 und 1947 haben Anlaß zu starken Uferbefestigungen unterhalb des Wehrs gegeben und zu bedeutenden Erhöhungen im Deichmaß aus dem Trümmerschutt des Hastedter Stadtteils, so daß diese Frage ihre Berechtigung hat. Aber wie der Werder auf dem linken Ufer Außendeichsland bleiben muß und als breit hingelagerte, unbebaute Niederungsfläche, fast bis ins Stadtzentrum reichend, ständig unsere Stadt mit frischer Luft versorgt, so muß auf dem rechten Ufer die Paulinermarsch dem gleichen Zweck für die östliche Vorstadt dienen. Dieses Ufergelände darf nicht bebaut werden. So wird hier auch das landschaftlich schöne Bild des auf einer Warft liegenden, unter Denkmalschutz stehenden niedersächsischen Bauernhauses des ehemaligen Kuhhirten des St.-Pauls-Klosters zur vollen Wirkung kommen.

Unter dem Schutz der Weserdeiche ist die Ostertorsvorstadt im Laufe der Jahrhunderte groß geworden und hat schließlich den gesamten Raum zwischen dem Altenwall und Hastedt ausfüllen können. Die Bedeutung dieser Tatsache rechtfertigt wohl die Ausführlichkeit der im vorstehenden gegebenen Darstellung über die geschichtliche Entwicklung der Deichverhältnisse.

VI.

Vom Reisen der Bremer bis zum Aufkommen der Eisenbahn

Von Christian Piefke †

Lagen die Straßen- und Wegeverhältnisse schon in den Städten bis in die Neuzeit hinein sehr im argen, so war es um die Landstraßen noch weit schlimmer bestellt. Sie führten vielfach durch tiefen Sand und unergründlichen Kleiboden, waren stark ausgefahren und voller Löcher und Pfützen; Pflasterung kannte man nicht. Noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zogen die Handelsleute und wer sonst draußen ein Geschäft abzumachen hatte, nicht anders als zu Pferde in die Welt; im Sattel konnte man auch am besten die schlechten Wegeverhältnisse überwinden. Wer kein Pferd besaß, wandte sich an einen Pferdevermieter, deren Zahl sich in Bremen um 1800 auf rund zwanzig belief. Der Kaufmann aber, der mit seinen Waren oft auf weite Entfernungen die Messen bezog, bedurfte des Wagens. Auch hatte er seine Geschäftsreisenden, die meistens mit eigenem Geschirr, sei es auch nur mit einem Einspanner, von Ort zu Ort fahren, wobei sie ihr eigener Kutscher waren.

Als das Reisen im Sattel allmählich abgekommen war, sah sich das allgemeine Publikum auf die staatlichen Personenposten angewiesen, die schon früh als dichtes Netz über die deutschen Lande ausgebreitet waren. Auch von Bremen aus konnte man Personenposten nach allen Richtungen benutzen. Mancher deutsche Dichter hat die Romantik der Reisen bei Posthornklang in unsterblichen Liedern besungen; doch die Wirklichkeit sah anders aus. Das Reisen mit den im höchsten Grade unbequemen, schwerfälligen und langsamen Posten war bei der traurigen Beschaffenheit der Straßen qualvoll; die Benutzung der bequemen, aber kostspieligen Extraposten konnten sich nur Begüterte leisten.

Unter solchen Umständen reiste man lieber in Gesellschaft anderer auf gemeinschaftliche Kosten im Mietwagen. Reisegenossen suchte man durch Ankündigung in den Tageszeitungen, daß man eine Reise nach einem bestimmten Orte in passender Gesellschaft zurückzulegen

wünsche. Auch die Mietkutscher forderten Personen zur Beteiligung an Fahrten auf. Standespersonen und vermögende Leute waren bald dazu übergegangen, im eigenen Wagen zu reisen, dem auf Bestellung Extrapostpferde vorgespannt wurden. Auch diese Personen waren darauf bedacht, durch Mitnahme anderer die Reisekosten einzuschränken. Von den Aufrufen in den „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“ und in der alten „Bremer Zeitung“ hierunter einige Proben: So heißt es 1808: „Es sucht jemand in einer honetten Gesellschaft auf gemeinschaftliche Kosten nach Hannover zu reisen“; 1818: „Reisegesellschaft nach Hamburg oder Lübeck wird gesucht, Stavendamm No. 3“; 1820: „Jemand mit eigenem Wagen, der Ende dieser Woche mit Extrapostpferden nach Osnabrück reist, sucht auf gemeinschaftliche Kosten Reisegesellschaft“; 1826: „Zwei Frauenzimmer suchen zu einer Reise nach Braunschweig noch eine dritte Person“; 1831: „Ein mit eigenem Wagen und Postpferden Reisender sucht einen Teilnehmer nach Harburg“.

Die Zeitungsaufrufe nahmen allmählich einen solchen Umfang an, daß ein findiger Kopf auf den Gedanken kam (1824), zwischen den Reisebeflissenen zu vermitteln. Er gab in den „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“ folgende Bekanntmachung heraus: „Um Kutschern, die Reisende, und Reisenden, die Gesellschafter oder Führen suchen, Gelegenheit zu geben, schnell zu erfahren, ob sie finden können, was sie suchen, ist von heute, also dem 10. Juni an, in der Sandstraße No. 4 ein Reisegelegenhheits-Comtoir errichtet . . . Obenerwähnte Personen werden deshalb gebeten, ihre Gesuche daselbst aufzugeben; die Herren Gastgeber (so nannte man damals die Gastwirte) werden gefälligst die Mühe übernehmen, die Mietkutscher, die bei ihnen logiren, mit dieser Einrichtung bekanntzumachen. Da Gemeinnützigkeit einzig nur der Zweck dieser Anstalt ist, so wird für das Einschreiben und Auskunftgeben nur sechs Grote entrichtet.“ Damit war in Bremen das erste Reisebüro erstanden. Es hat sich nicht lange gehalten; denn im „Bürgerfreund“ von 1827 wird geklagt, „daß das für das Allgemeine so nützliche Reisegelegenhheits-Comptoir, wir wissen nicht, aus welcher Ursache, eingegangen ist“. Die Bremer Zeitungen füllten sich in steigendem Maße mit Reisegesuchen und Reiseanerbietungen. Hatte ihre Anzahl 1817 noch 130 betragen, so stieg sie neun Jahre später auf den Höchststand von 300, ging aber 1830 auf rund 200 und 1840 auf rund 100 zurück, um 1845 mit 14 derartigen Bewerbungen völlig bedeutungslos zu werden.

Diese Entwicklung ist darauf zurückzuführen, daß in Bremen vom Jahre 1840 ab verschiedene Unternehmer die Personenbeförderung nach außerhalb mit gutem Erfolg in die Hand genommen hatten. Es waren Mietkutscher, die in Gemeinschaften zusammengefaßt, in Verbindung mit Hotelbesitzern und Gastwirten beachtenswerte Reiseverkehrsmittel schufen; teilweise betrieben sie neben dem Gewerbe des Mietkutschers noch eine Gastwirtschaft. Sie hatten die Entwicklung des Reiseverkehrs aufmerksam verfolgt und kannten durch die ständige Verbindung mit den Absteigequartieren der Reisenden deren Anliegen so gut wie sonst so leicht niemand.

Es kam hinzu, daß die Mietkutscher durch ihr Gewerbe für den Reisedienst gleichsam vorherbestimmt waren. Wir haben es mit tatkräftigen Männern zu tun, die, was sie einmal übernommen hatten, auch durchzusetzen verstanden und die, wenn sie von 1840 ab die Personenbeförderung nach außerhalb in großem Umfange aufnahmen, sich mit Recht dazu berufen fühlen konnten. Ihre Reiseziele waren Hannover, Oldenburg, Osnabrück, Vegesack, Bremerhaven und vor allem Hamburg. Sogar bis Amsterdam dehnten sie ihre Fahrten aus. Als näheres Ziel spielte Oberneuland eine wichtige Rolle. Die Unternehmer zogen den Gemeinschaftsbetrieb vor, da sie so größere Wagen und Omnibusse anschaffen und den Betrieb leistungsfähig gestalten konnten.

Nach Hannover fuhr von 1841 ab der Mietkutscher Schlöndorff, Inhaber des Fuhrmanns- und Auswanderergasthofes „Stadt Baltimore“, am Neuenmarkt Nr. 34, der dem zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen ist. Dort ging der „schöne und bequeme“ Personenwagen um 7 Uhr vormittags ab und traf in Hannover um 11 Uhr abends ein, brauchte also sechzehn Stunden für die Fahrt. Der Fahrpreis betrug je Person 2 Reichstaler. Im Wettbewerb traten im Dezember 1844 Mietkutscher Halenbeck und Comp., Werderstraße, von der sogenannten „Zweiten neuen Compagnie“ auf¹⁾. Ihre Omnibusse fuhren von den am Domshof gelegenen Hotels „Stadt Frankfurt“ und „Zum Lindenhof“ ab.

Allen diesen Reisegelegenheiten nach Hannover bereitete die Eröff-

¹⁾ Zur „Zweiten Neuen Compagnie“ gehörten u. a. der Mietkutscher Spüring, der Fuhrmann Wilhelm Neukirch, Kl. Weidestraße, die Mietkutscher Baumgarten, Schlöndorff und Beissner. Ihr Kontor befand sich im Schüsselkorb 5. Die Bezeichnung „Zweite Neue Compagnie“ erscheint nur im Anzeigenteil der

nung der hannoverschen Eisenbahn (am 12. Dezember 1847) ein Ende.

Schlöndorff unterhielt vom 1. März 1846 ab, teils allein, teils mit dem Mietkutscher Baumgarten, Klosterstraße 1, auch die Personenbeförderung nach Amsterdam. Die Reise ging über Wildeshausen, Ahlhorn, Cloppenburg, Lönigen, Haselünne, Lingen bis Arnheim, wo bereits Eisenbahnanschluß nach Amsterdam bestand. Die Reise im Omnibus wurde in rund zwölf, die ganze Reise in dreißig Stunden zurückgelegt. Der Fahrpreis betrug in der ersten Klasse 7, in der zweiten 6 Reichstaler. Die Abfahrt fand bei den Hotels „Stadt Frankfurt“ und „Zum Lindenhof“ sowie am Neuenmarkt 34 statt. Nach 1851 wird diese Verbindung nicht mehr erwähnt.

In die Personenbeförderung nach Oldenburg teilte sich eine größere Anzahl von Unternehmern. Als erster preist im November 1841 der Hotelbesitzer Hoppe von „Stadt Hamburg“ eine bequeme Reisegelegenheit nach Oldenburg an. Die Abfahrt soll bei ihm um 1 Uhr mittags stattfinden, der Fahrpreis 1 Rtl. betragen. Von September 1842 an werden als Unternehmer u. a. Hillmann, Gerken und Co. sowie Köhler und Co. genannt. Sie fuhren täglich nachmittags vom Hotel „Stadt Hamburg“ ab; der Fahrpreis betrug nur noch 54 Grote. Von November 1848 ab nahmen sich Beissner, Neukirch und Co. und andere des Unternehmens an. Beissner war Inhaber von Vorwerks Hotel am Geeren, Johann Heinrich Neukirch war Mietkutscher und Gastwirt an der kleinen Weide. Beissner, Neukirch und Co. erweiterten die Fahrten über Oldenburg hinaus nach Varel, Jever, Leer und Aurich. Inzwischen hatte sich die „Vereinigte Schnelldroshckenfahrten-Gesellschaft“ aufgetan, deren Wagen dreimal täglich nach Oldenburg fuhren. Der Fahrpreis betrug 1 Rtl. Kurant. Während der Badesaison wurden sogar, wohl in Verbindung mit Hamburger Unternehmern, direkte Schnelldroshckenfahrten von Hamburg und Bremen über Oldenburg nach Norden mit Dampferanschluß nach Norderney eingerichtet. Die Schnelldroshckefuhr in Hamburg um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, in Bremen um 7 Uhr vormittags des nächsten Tages ab und traf nach elfmaligem Pferdewechsel um 11 Uhr nachts in Norden ein. Auf die Schnelldroshcken-Gesellschaft wird noch zurückzukommen sein.

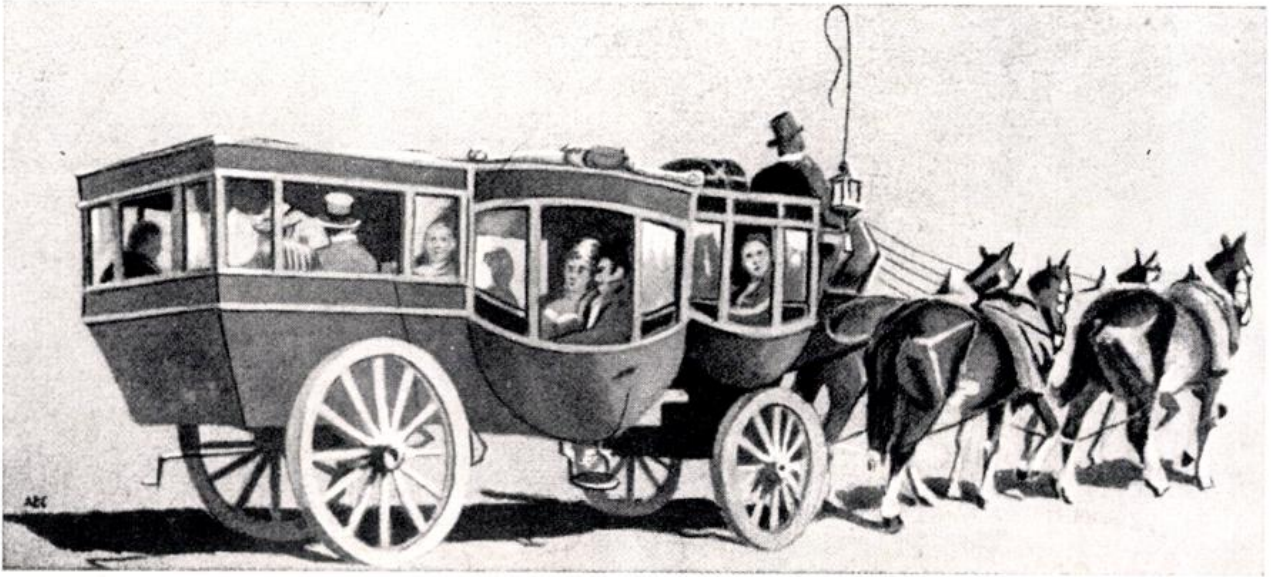
zeitgenössischen Tagespresse. Es darf angenommen werden, daß es auch eine erste Compagnie und eine ältere zweite Compagnie gegeben hat; doch war hierüber nichts mehr festzustellen, da die alten Firmenverzeichnisse und Firmenakten, die beim Amtsgericht aufbewahrt wurden, vernichtet sind.

Den Beschluß bei den Oldenburger Fahrten machte die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“, die bei den Hamburger Fahrten noch besonders gewürdigt werden wird. Die Omnibusse der Gesellschaft fuhren zweimal täglich nach Oldenburg und Ostfriesland. Die Schnellroschken desselben Unternehmens beförderten die Reisenden von April 1858 ab zweimal täglich nach Oldenburg und darüber hinaus bis Aurich; der Fahrpreis betrug bis Oldenburg in der ersten Klasse 1 Rtl., in der zweiten 50 Grote. Die Verbindung nach Oldenburg wurde später auf eine tägliche Hin- und Rückfahrt beschränkt und das ganze Unternehmen mit der Inbetriebnahme der Oldenburger Eisenbahn (1867) eingestellt.

Nach Osnabrück fuhren von September 1844 ab die Personewagen von Halenbeck, Baumgarten, Spüring, Neukirch und Gerken. Abfahrtstellen waren das Gasthaus „Zum goldenen Elephanten“ des Gastwirts Hildebrandt und das Schlöndorffsche Gasthaus am Neuenmarkt. Ferner beteiligten sich Köhler und Co. sowie Schlöndorff an den Fahrten, die am Neuenmarkt, ferner beim Gasthof zum „Hannoverschen Hause“ und bei den Hotels „Stadt Frankfurt“ und „Zum Lindenhof“ begannen. Die Abfahrtszeiten wechselten; der Fahrpreis betrug anfangs $2\frac{3}{4}$, später 2 Rtl. Kurant. Von September 1853 ab wurde die Route Bremen—Osnabrück von der „Vereinten Schnellroschkenfahrten-Gesellschaft“ übernommen, doch ist sie bald danach eingegangen; zuletzt wird sie im Juli 1854 erwähnt.

Mit dem benachbarten Vegesack unterhielt Bremen schon früh einen regelmäßigen Reiseverkehr. Seit dem 20. Mai 1817 verband das vom Kaufmann Friederich Schröder in Fahrt gesetzte erste deutsche Dampfschiff „Die Weser“ Bremen mit Vegesack, Elsflcth und Brake. Der arg versandete Weserstrom bereitete dem neuen Unternehmen große Schwierigkeiten, so daß sich Schröder Ende August 1818 genötigt sah, die Dampfschiffahrt zwischen Bremen und Vegesack vorübergehend einzustellen und sie nur zwischen Vegesack und Brake durchzuführen. Um die Verbindung mit Vegesack aufrechtzuerhalten, veranlaßte Schröder den Mietkutscher Nicolaus Beling vom Stephankirchhof, Wagenfahrten zwischen Bremen und Vegesack einzurichten; sie nahmen in Vegesack Anschluß an das nach Brake abfahrende und von Brake zurückkehrende Dampfschiff. Anfang Oktober nahm Schröder nochmals Belings Hilfe in Anspruch.

Regelmäßig verkehrten Reisewagen nach Vegesack erst nach Ver-



Die Diligence Bremen—Hamburg



Unser Lieben Frauen Kirchhof

*Links: „Hotel Stadt Hamburg“ mit Fahrpost
Rechts: „Stadtbremisches Postamt“ im Stadthaus*

besserung der dorthin führenden Straßen. Als erster zeigte Ende Juli 1822 der Gastwirt Johann Hermann Mahnken in Vegesack, Besitzer des Gasthofs „Stadt Hamburg“, in den „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“ die Aufnahme einer Personenbeförderung nach Bremen an. Sein Wagen fuhr täglich um 6 Uhr früh von Vegesack ab; die Rückfahrt von Bremen vermittelte um 5 Uhr nachmittags die Witwe Carsten Greve in Bremen, Langenstraße 64. Die einfache Fahrt kostete 24 Grote. Zu demselben Fahrpreis und denselben Fahrzeiten nahm Anfang August auch die Firma Solte und Stricker in Vegesack die Verbindung mit Bremen auf. Im Mai 1823 trat als weiterer Unternehmer der Gastwirt Daniel Helmer vom Gasthof „Stadt Hannover“ in Vegesack hinzu; er berechnete für die einfache Fahrt nur 18 Grote. Im September benutzte Nicolaus Beling ein abermaliges Versagen des Schröderschen Dampfers, um seine Wagenfahrten wiederaufzunehmen. Ende April 1824 treffen wir auch Mahnken wieder an. Sein Wagen fuhr nunmehr täglich um 10 Uhr vormittags von Vegesack ab; die Rückfahrt besorgte, wie schon früher, die Witwe Greve. Außerdem hatte Mahnken, wie auch Beling, zeitweilig mit einem Oldenburger Fuhrmann die Beförderung von Reisenden aus Brake und Elsfleth nach Lemwerder vereinbart. Die Abfahrt von Brake fand um 5 Uhr früh statt, so daß die Fahrgäste unter Benutzung der Lemwerder—Vegesacker Fähre so rechtzeitig in Vegesack eintrafen, daß sie hier den Anschluß an den nach Bremen abfahrenden Wagen des Mahnken erreichen konnten. Der Fahrpreis betrug von Bremen bis Brake 1 Rtl. und 24 Grote, von Bremen nach Vegesack 24 Grote. Dieser Wettbewerb auf der ganzen Strecke von Bremen bis Brake wurde für die Schrödersche Dampfschiffahrt verhängnisvoll, zumal die Landverbindungen billiger waren. Von allen alten Unternehmern scheint sich Mahnken am längsten gehalten zu haben. Er bringt sich zuletzt in einem Zeitungsangebot vom 1. Januar 1835 in Erinnerung.

Von Ende 1847 ab begegnen wir den uns bereits bekannten Mietkutschern, teils in Einzelunternehmungen, teils in Gemeinschaften, wie Schlöndorff, Beissner, Neukirch und Co. usw., bis 1853 die „Vereinigte Droschkenfahrten-Gesellschaft“ und Anfang 1858 die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ auftraten. Sie fuhren alle nur einmal täglich nach Vegesack hin und zurück; die letzten Fahrten werden Ende 1860 erwähnt.

Die Reisen nach Bremerhaven beschränkten sich anfangs auf die Zeiten, in denen die Dampfschiffahrt wegen zu niedrigen Wasserstan-

des oder im Winter bei Treibeis ruhte. Es wurden 1842 die Uhdenschen und Gerkenschen Wagen empfohlen, die beim Gastwirt Tedtsen in Bremen, Letzte Schlachtpforte, abfuhren. Der Fuhrmann Haesemeyer, Olmühlenstraße, beteiligte sich mit Schnellwagen an den Fahrten, die bei Tedtsen sowie bei den Gastwirten Meyer des Gasthauses „Stadt Hull“ in der Langenstraße und bei Linkmeyer, Faulenstraße, einsetzten. Am 1. Januar 1845 tauchte die sogenannte „Zweite Neue Compagnie“ auf, und es häufen sich die uns bereits bekannten Namen der auch auf den andern Linien vertretenen Unternehmer. Es folgt Ende 1853 die „Vereinigte Schnellroschkenfahrten-Gesellschaft“, die jetzt eine täglich zweimalige Verbindung mit Bremerhaven unterhält. Anfang 1857 geht der Betrieb auf die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ über, die nach Bremerhaven ebenfalls Schnellroschken einsetzte. Von zunächst einmaligen Hin- und Rückfahrten gelangte die Gesellschaft bald zu zweimaligen und vom 1. Januar 1859 ab zu dreimaligen Fahrten nach und von Bremerhaven; der Fahrpreis betrug in der ersten Klasse 1 Rtl., in der zweiten 54 Grote. Die Eröffnung der Geestebahn nach den Wesermündungsorten (23. Januar 1862) machte den Omnibusfahrten ein Ende.

Das bedeutendste im Bereiche der Omnibusunternehmen war die Personenbeförderung nach Hamburg.

Es gab zwei Wege dahin: der eine (weniger benutzte) verlief von Bremen über Scheeßel, Kuhstedt und Bremervörde nach Stade und von da nach Brunshausen a. d. Schwinge, wo die Stader Dampfschiffe nach Hamburg abfuhren; seit 1848 ging der Verkehr von Stade auch über Twielenfleth nach Hamburg. Auf der Route über Stade nahm im April 1846 der Gastwirt Linkmeyer in der Faulenstraße den Betrieb auf. Er fuhr montags und donnerstags um 4 Uhr nachmittags von seinem Gasthaus ab und traf in Stade um 6 Uhr vormittags und in Hamburg um 9 Uhr vormittags des folgenden Tages ein. Der Fahrpreis betrug bis Stade 1 Rtl. und 36 Grote, später 1 Rtl. und 24 Grote „incl. des Dampfboots“. In der Folge nahmen sich mehrere der uns bekannt gewordenen Unternehmer, namentlich Neukirch, der Personenbeförderung auf diesem Kurse an, bis sie 1853 auf die „Vereinigte Schnellroschkenfahrten-Gesellschaft“ und von 1856 ab auf die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ überging. Die Fahrten über Stade werden zuletzt Anfang 1860 erwähnt.

Die zweite, weit wichtigere Route führte von Bremen über Otters-

berg, Rotenburg, Tostedt, Harburg und dann zu Schiff nach Hamburg. Diese Linie hat eine aufschlußreiche Geschichte. Der Wagenverkehr machte anfangs in Harburg halt, und nur die Reisenden wurden mit Harburger Dampfschiffen nach Hamburg gebracht, bis die Eröffnung der Kunststraße über die Elbinsel Wilhelmsburg (12. Januar 1853) in Verbindung mit anschließenden Wagenfähren über die Süder- und die Norderelbe die Möglichkeit bot, die Reisenden unmittelbar in den mancherlei Wagen zwischen Harburg und Hamburg zu befördern. Dementsprechend machten die Bremer Fuhrunternehmer seit 1853 in den Zeitungen und Fahrplänen bekannt, daß „die Passagiere mit einem und demselben Wagen“ direkt nach Hamburg gelangen könnten²⁾.

Als erster nahm von Februar 1842 an der Fuhrmann Julius Uhden, Herdentorswallstraße, tägliche Fahrten nach Harburg auf. Er fuhr um 3 Uhr nachmittags vom Gasthof „Zu den zwei Löwen“ des Gastwirts Jonas Stumpff, Ostertorstraße, ab und traf gegen 6 Uhr vormittags folgenden Tages in Hamburg ein, brauchte also 15 Stunden für die Fahrt. Bald nach Uhden eröffnete Köhler die Personenbeförderung nach Harburg. Er ließ die Wagen um 3¹/₂ Uhr nachmittags zunächst vom Hotel „Stadt Hamburg“ und später auch von den beiden bereits erwähnten Hotels am Domshof abfahren und traf um 5 Uhr vormittags des nächsten Tages in Harburg ein, so daß er für die Reise rund 14 Stunden aufwandte. Er nahm für die Fahrt 2¹/₄ Rtl. In den Jahren 1842 und 1843 traten noch weitere Unternehmer hinzu.

Schon früh tritt bei der Personenbeförderung der Name Neukirch auf; dennoch erregte es Aufsehen, als Wilhelm Neukirch im Jahre 1852 mit seinen Schnellroschken hervortrat. Sie fuhren um 6 Uhr abends vom Hotel „Zum Hannoverschen Hause“ des Gastwirts Ziesenis, Ostertorstraße Nr. 29, ab und erreichten Harburg um 5¹/₂ Uhr vormittags des folgenden Tages. Mit einer Fahrzeit von elfeinhalb Stunden waren sie also den Uhdenschen und Köhlerschen Wagen weit überlegen. Die „Nachtschnellroschken“, wie sie bald genannt wurden, erfreuten sich beim Publikum großer Beliebtheit und ernteten manches Lob in den Tageszeitungen. Der „Bürgerfreund“ läßt sich wie folgt vernehmen: „Posten und Omnibusse haben eine bedeutende Konkurrenz bekommen in den Roschken, die jetzt jeden Abend nach Harburg fahren und

²⁾ Vgl. Hans Szymanski „Die Hamburg-Harburger Dampfschiffahrt im Jahre 1853“, Sonderdruck aus dem „Neuen Archiv für Niedersachsen“, Heft 25 (1952).

die gute Teilnahme finden werden, weil sie bei billigem Preise die Passagiere in elf Nachtstunden nach Harburg liefern. Die Wagen sind für neun Personen bequem, modern und elegant eingerichtet und verdienen sehr empfohlen zu werden." An anderer Stelle heißt es: „Ein Reisender, welcher soeben von Hamburg zurückgekehrt ist, macht sich ein Vergnügen daraus, die hübschen, bequemen neuen Droschken des Herrn Neukirch zu erwähnen, so leid es ihm thut, wenn er der Post und den Omnibussen dadurch entgegentritt, so kann er es doch nicht unterlassen, dieselben zur Fahrt nach Hamburg bestens und dringend zu empfehlen. So gut, so billig, so schnell und zu so gelegener Zeit, wie mit diesen Droschken, hat noch niemand die Reise nach Hamburg mit einer Privatgelegenheit gemacht.“ Schließlich wird den Wagen nachgerühmt, daß sie sich nicht an den Wirtshäusern aufhalten, „auch nicht an der Steuer, indem am Oyterdamm eine Plombe an dem Gepäck befestigt wird; sie fahren bis Harburg bis an die Landungsbrücke, so daß man nicht nötig hat, für sein Gepäck eine Droschke oder einen Arbeitsmann zu nehmen“.

Ein Jahr später tat sich Neukirch mit fast allen anderen Unternehmern zu einer Dachgesellschaft, der „Vereinigten Schnelldroschkenfahrten-Gesellschaft“ zusammen. Sie besorgte die Personenbeförderung sowohl mit Schnelldroschken als auch mit Omnibussen und benutzte bereits die Chaussee über Wilhelmsburg. Die Schnelldroschken fuhren um 6 und 7^{1/2} Uhr abends vom Kontor der Gesellschaft an der Violenstraße Nr. 4 ab; der Fahrpreis war auf 2^{1/2} Rtl. Kurant erhöht worden. Die um 6 Uhr abfahrende Droschke erreichte in Hamburg Anschluß an die Berliner und Kieler Frühzüge der Eisenbahn. Späterhin kam noch eine dritte Schnelldroschkenfahrt um 9 Uhr vormittags hinzu. Die Omnibusse traten die Reise über Ottersberg und Rotenburg nach Hamburg um 3^{1/2} Uhr nachmittags vom Gasthaus „Im König von England“ aus an. Die Fahrten wurden mit sechsmaligem Pferdewechsel zurückgelegt; der Fahrpreis betrug 1 Rtl. 12 gute Groschen.

Am 1. Oktober 1854 legte die Gesellschaft tägliche „Courier“- und Schnellwagen (bisher „Droschken“ genannt) zwischen Bremen und Hamburg ein. Es verkehrten Kurierwagen erster Klasse, bespannt mit vier Pferden, Schnellwagen erster Klasse mit drei Pferden, Schnellwagen zweiter Klasse ebenfalls mit drei Pferden und Omnibusse dritter

Klasse mit zwei Pferden; die Zeit der Abfahrt in Bremen und der Ankunft in Hamburg waren: beim Kurierwagen 7 Uhr abends bis 6¹/₂ Uhr vormittags; bei dem Schnellwagen 1. Kl. 7¹/₂ Uhr vormittags bis 8 Uhr abends; beim Schnellwagen 2. Kl. 5¹/₂ Uhr abends bis 6¹/₄ Uhr vormittags; beim Omnibus 3. Kl. 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr vormittags. Der Fahrpreis betrug in der ersten Klasse 2¹/₂, später 3, in der zweiten 2 und in der dritten 1¹/₂ Rtl. Die Kurierwagen hatten sechsmaligen Pferdewechsel und wurden, wie es in den Anzeigen heißt, durch einen „Conducteur und eine Coursuhr begleitet“. Im Winter waren die Wagen erwärmt und erleuchtet.

In diese für damalige Zeiten großartige Einrichtung drang die „Aktiengesellschaft der Diligencenfahrten per Extrapostpferde“ ein. Es war der dem bremischen Postamt unterstellte Posthalter Kirchhoff in Bremen, der gemeinsam mit den Posthaltern in Ottersberg, Rotenburg, Tostedt und Harburg in Form einer Aktiengesellschaft eine „Diligence“ genannte Schnellpost geschaffen hatte, die seit dem 21. August 1854 in täglich einmaliger Hin- und Rückfahrt zwischen Bremen und Hamburg verkehrte. Post beförderte sie nicht. Kirchhoff ließ selbst nur zwischen Bremen und Ottersberg fahren; doch leitete er den ganzen Betrieb, dessen Abfertigungsstelle zuerst im Hotel „Zum Hannoverschen Hause“ des Gastwirts Ziesenis untergebracht war. Die Fahrten wurden mit einem Gespann von vier Extrapostpferden ausgeführt. Die Postillione gebrauchten das Posthorn und trugen Uniform. Um die Benutzung von Extraposten vorgesehenen Formen zu wahren, bestellte Ziesenis jedesmal aufs neue die Extrapostpferde, die dann vom Posthalter Kirchhoff hergegeben wurden. Anfang 1855 wurde die „Vereinigte Schnellroschkenfahrten-Gesellschaft“ beim Senat vorstellig, dem Posthalter Kirchhoff und Konsorten die Diligencefahrt, wenigstens deren Betrieb mit Extrapostpferden, zu untersagen. „Bereits seit sechzehn Jahren“ rühmen sie, „haben wir Omnibusfahrten nach sämtlichen im Umkreis von 16 Meilen um Bremen liegenden Städten (u. a. nach Hamburg) eingerichtet, seit etwa drei Jahren eine Schnellfahrt hergestellt und seit dem 1. Oktober v. J. eine Courierfahrt (mit erwärmten Wagen) damit verbunden . . . Alles steht nun gegenwärtig auf dem Spiele und soll, wie es scheint, von einem einzigen hiesigen Bürger untergraben und ruiniert werden.“ Die Eingabe ist unterzeichnet: „Die bremischen Omnibusfahrer“ und trägt fünfzehn Unterschriften, darunter diejenigen von W. Neukirch jr., Wilhelm Neukirch Wwe.,

Beissner, Baumgarten, Gerding, Beermann, Spüring, Asendorff, Schlöndorf usw.

Der Senat sah in der Art, wie die neue Linie betrieben wurde, die Vortäuschung eines postalischen Unternehmens und verbot dem Kirchhoff, die Diligencefahrten als Extraposten einzurichten. Kirchhoff machte demgegenüber geltend, daß die Posthalter bei dem ständig zunehmenden Abgang der Reisenden auf die Eisenbahn beim gewöhnlichen Extrapostbetrieb nicht mehr auf ihre Rechnung kommen könnten und sich daher genötigt sähen, zu außergewöhnlichen Mitteln zu greifen; im übrigen ständen der von der Gesellschaft geübten Benutzung der Extraposteinrichtungen keinerlei gesetzliche Bestimmungen im Wege. Das hannoversche Generalpostdirektorium wäre seinen Kollegen in Ottersberg, Rotenburg, Tostedt und Harburg entgegengekommen; auf der ganzen Route würden die Fahrten mit hannoverscher Genehmigung betrieben, und nur Bremen beanstandete die äußeren Formen des Unternehmens. Da das Generalpostdirektorium auf Anfrage erklärte, daß es den Diligencebetrieb zwar nicht ausdrücklich genehmigt, ihn aber auch unter Berücksichtigung der prekären Lage der Posthalter nicht beanstandet hätte, zog der Senat den Einspruch gegen den extrapostmäßigen Betrieb der Diligencefahrten zurück und wies die Forderungen der „Vereinigten Schnelldroschkenfahrten-Gesellschaft“ ab. Jetzt konnte die Diligence, vierspännig unter Posthornklang, unangefochten ihren Weg machen, geleitet von Postillionen in Uniform aus dunkelgrünem Tuch mit rotem Kragen. Im geräumigen Eilwagen, der siebzehn Personen und eine große Menge von Reisegepäck fassen konnte, fuhren die Reisenden um 6 $\frac{1}{4}$ Uhr abends von der Ostertorstraße Nr. 24, nahe der hannoverschen Post, ab und trafen nach viermaligem Pferdewechsel — in Ottersberg, Rotenburg, Tostedt und Harburg — um 6 Uhr früh des nächsten Tages in Hamburg ein, brauchten also rund zwölf Stunden für die Fahrt. Der Fahrpreis betrug für die ganze Strecke je Person, einschließlich fünfzig Pfund Reisegepäck, 2 Rtl. 12 gute Groschen Kurant in der ersten und 2 Rtl. Kurant in der zweiten Klasse. Nach dem Bericht eines Zeitgenossen waren die Diligencewagen „massige Ungetümer auf Rädern“. Das Mittelstück bildete eine breite geschlossene Postchaise mit sechs gepolsterten und bequem ausgesessenen Plätzen erster Klasse; für zwei gleichwertige Plätze gab der überdachte, seitlich geschützte, sonst offene Vorbau neben dem Postillionsitz Raum, während hinten ein Omnibus bei

minder bequemen hölzernen Bänken für Reisende zweiter Klasse angeklebt war. Aber diese, auf dem Verdeck mit Reisegepäck und Frachtstücken hochbeladenen Kolosse legten, mit Vieren vom Bock gefahren, bei viermaligem Pferdewechsel so ziemlich die ganze Strecke, die allerdings nennenswerte Geländeschwierigkeiten nicht bot, im flotten Trab zurück. Die Diligencenfahrten-Gesellschaft pries die Wagen als „sehr elegant und bequem“ an, „und werden denselben ein Conductor und eine Coursuhr beigegeben, so daß Bequemlichkeit und Schnelle mit Accuratesse und Ordnung vereint sind“. Nur in Rotenburg fand ein Aufenthalt von zwanzig Minuten statt; auf den übrigen Stationen wurde fünf Minuten gehalten.

Nachdem die beiden Gesellschaften fast zwei Jahre nebeneinander her gefahren waren, vereinigten sie sich Anfang Juli 1856 zu der „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“. Nach Hamburg fuhren die Diligencen um 9¹/₂ Uhr vormittags von der Domsheide Nr. 10, die Kurierwagen um 7 Uhr abends von der Violenstraße Nr. 4, die Schnellroschken um 6 Uhr abends ebenfalls von der Violenstraße Nr. 4 ab. Das vereinigte Unternehmen erfreute sich bald großer Beliebtheit: ein Zeitgenosse schreibt im „Bremer Tageblatt“ (vom 18. Mai 1856): „Auf unsern mannigfachen Reisen in Norddeutschland ist uns in der Tat keine bessere Fahrgelegenheit — abgesehen von der Eisenbahn — vorgekommen, als sie durch die Courierwagen und Diligencen zwischen hier und Hamburg geboten ist. Die Wagen sind bequem und elegant, die Beförderung präcis und prompt, die Begegnung der Passagiere durch die Angestellten ist zuvorkommend und höflich.“ An den sonstigen Reiseverhältnissen findet unser Gewährsmann allerdings vieles auszusetzen. Er fährt fort: „Es bleiben nicht unwesentliche Dinge für den Comfort der Reisenden zu wünschen übrig. Von den hiesigen Wartelokalen ist das auf dem Domshofe noch erträglich, wengleich vieles fehlt, um es zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen. Das auf der Domshaide ist aber geradezu unanständig. Wer unterwegs etwas genießen will — und wie selten kann jemand ohne Speise und Trank eine zwölfstündige Reise aushalten? —, ist auf das Gasthaus in Rotenburg angewiesen; denn hier wird lange genug zu dem Zwecke angehalten, und Vorkehrungen sind auch getroffen. Aber welche — das sei Gott geklagt! Schmutzige Servietten, Suppe, für die Charlotten und Salz die Hauptingredienzen ausmachen, zähes, hartes Fleisch, ein Wein wie Tinte und Kaffe wie braunschwarz gefärbtes Wasser. Im

eigenen wohlverstandenen Interesse der Unternehmer möchte es sich deshalb empfehlen, wenn sie Vorkehrungen träfen, daß der Reisende unterwegs einmal Gelegenheit zu einer reinlich servierten, gut zubereiteten Mahlzeit findet." So verhältnismäßig angenehm die Fahrt an sich in den bequem eingerichteten Wagen im allgemeinen gewesen sein mag, war das Reisen im Winter manchmal sehr unerfreulich. Zunächst galt es, auf den Wagenfähren die Elbe zwischen Harburg und Hamburg bei oft starkem Treibeis zu überqueren. Dann hatten Glatteis und Schneeverwehungen die Heerstraße, namentlich zwischen Harburg und Tostedt, wohl gar unbefahrbar gemacht, so daß sich die Wagen hin und wieder bis zu zwölf Stunden verspäteten, obwohl an Vorspann nicht gespart wurde. Es spricht für die gute Gesundheit unserer Vorfahren, daß in einem besonders harten Winter immerhin zehn Reisende an einer solchen beschwerlichen Fahrt teilnahmen.

Vom 1. Januar 1857 an fuhren die mit je vier Courier- und vier Extrapostpferden bespannten Wagen um 6 $\frac{1}{2}$ und 7 Uhr abends nach Hamburg ab. Der gegen früher etwas erhöhte Fahrpreis betrug nunmehr in der ersten Klasse 3, in der zweiten 2 $\frac{1}{2}$, in der dritten 2 Rtl.; die Fahrzeiten und Fahrpreise bleiben von da ab ziemlich unverändert.

Wie großartig sich die von der Gesellschaft getroffenen Einrichtungen entwickelt hatten, geht aus einer Bekanntmachung vom 1. April 1866 in der Tagespresse hervor, wonach die Diligence- und Courierwagen je ein Damen-, Herren-, Rauch- und Schlafcoupé, erwärmt und erleuchtet, erhielten; außerdem waren „Plätze zum Liegen“, à Person 6 Rtl., vorgesehen. Doch die Glanzzeit der Courier- und Diligencefahrten-Gesellschaft war bereits vorüber. Der Betrieb auf der Bremen-Geestebahn war am 23. Januar 1862 eröffnet worden, es folgten die Bremen-Vegesacker Eisenbahn am 8. Dezember 1862 und die Oldenburger am 15. Juli 1867, so daß der Personenbeförderung durch die Wagen der Gesellschaft auf diesen Strecken der Garaus gemacht war. Die Eröffnung der Langwedel-Uelzener Eisenbahn am 15. Mai 1873 rückte die Abwanderung der bisher mit den Überlandfahrzeugen beförderten Fahrgäste auf den Schienenweg, über Langwedel und Uelzen nach Hamburg, in so bedrohliche Nähe, daß die Courier- und Diligencefahrten-Gesellschaft die Eröffnung der Bremen-Hamburger Eisenbahn (am 1. Juni 1874) gar nicht erst abwartete, sondern am 23. Mai 1873 die Einstellung ihrer Fahrten bekanntmachte.

Anschließend zeigte die Gesellschaft an, daß ihre Wagen „à tout

prix" verkauft werden sollten, und zwar fünf fünfzehnsitzige, ein dreizehnsitziger, ein neunsitziger und ein dreißigsitziger, bisher zur Oberneulandfahrt benutzter Wagen. Sie waren sämtlich „mit besten englischen Patentachsen versehen und mit feinstem roten Plüsch gepolstert“. Dieser umfangreiche Wagenpark läßt den Umfang und die große Bedeutung des aufgelösten Unternehmens deutlich erkennen.

Soweit die Fernfahrten der Bremer Mietkutscher. Sie hatten für die damaligen Zeiten vorzügliche Errichtungen geschaffen, und es braucht nicht wundernehmen, wenn unter ihrem Wettbewerb von den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an die staatlichen Posten erheblichen Schaden erlitten. Das machte sich besonders bei der sogenannten „Kommunionpost“ zwischen Hamburg und Bremen bemerkbar, deren Personengeldeinnahme 1850 auf einen solchen Tiefstand gesunken war, daß Bremen auf die weitere Beteiligung an dieser Fahrpost verzichtete, zumal es Vorteile auf anderem Gebiete dafür einhandeln konnte. Infolge des Wettbewerbs durch die Schnellroschken sahen sich die staatlichen Extraposten zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit verurteilt. Nach einem Schreiben des Generalpostdirektoriums in Hannover vom September 1854 hatte sich schon damals der hannoversche Extrapostverkehr dermaßen verringert, daß wöchentlich im Durchschnitt nur noch eine Extrapost vorkam. Über den Umfang des bremischen Extrapostverkehrs liegen uns für diesen Zeitraum leider keine Unterlagen vor; doch werden hier die Verhältnisse nicht besser gewesen sein, obwohl im Jahre 1829 noch bis zu zwanzig Extraposten in der Woche gefahren wurden.

Aber auch unsere bremischen Überlandverbindungen sollten ihrem Schicksal nicht entgehen; sie wurden, wie wir gesehen haben, meist von der Eisenbahn abgelöst. Das Bessere ist des Guten Feind, und jedes Zeitalter schafft sich diejenigen Verkehrsmittel, die seinen Bedürfnissen am besten entsprechen.

Im alten Bremen muß ein überaus lebhaftes Treiben geherrscht haben, wenn vom frühen Morgen bis zum späten Abend in großer Zahl Diligencen, Kurierwagen, Schnellroschken usw. durch die engen Gassen rasselten und im Verein mit den hannoverschen und den vom Stadtpostamt betreuten oldenburgischen Reit-Schnell- und Fahrposten unter Posthornklang in Bremen ankamen oder die Stadt verließen. Der Domshof, die Domsheide, der Markt, die Dechanatstraße und in der Neustadt der Neuenmarkt waren, wie wir heute sagen, Brennpunkte

des Reiseverkehrs. Ein buntes Bild fesselte die noch kleinstädtischen Bremer, wenn bei den Postanstalten, den Hotels und Gasthöfen Reisende abfuhrten oder ankamen. Die vornehmen Hotels „Stadt Frankfurt“ und „Zum Lindenhof“ am Domshof, der „Hamburger Hof“ auf Unser Lieben Frauen Kirchhof und andere waren Zeugen lebhaften Reisebetriebs, des Willkommenheißen und des Abschiednehmens.

Gleichzeitig mit den Fernverbindungen entstanden zwei wichtige Linien, die die Stadt mit Horn und Oberneuland verbanden. Der Mietkutscher Johann Ludwig Ickler, Vater der organisierten Droschkenfahrten in Bremen, nahm im April 1842 als erster die Verbindung mit Horn auf. Er begnügte sich anfangs mit einer Hin- und Rückfahrt an den Sonn- und Festtagen, und zwar ab Bremen (vom Droschkenhalteplatz am Domshof) um 3 Uhr nachmittags und von Horn um 5 Uhr nachmittags. Zwei Jahre später verkehrten seine Omnibusse „Hansa“ und „Primus“ sonntags bereits viermal in jeder Richtung und werktags zweimal, ab Bremen 4 Uhr und 5 Uhr nachmittags, ab Horn 6 Uhr und 7 Uhr abends. Er wurde im Juli 1846 von W. Neukirch abgelöst, dessen Wagen „Phönix“ werktags und sonntags nur zweimal in jeder Richtung fuhr. Der Fahrpreis betrug bis zur Endstation 9 Grote. Das Unternehmen hat nicht lange bestanden; denn es wird nach 1846 nicht mehr erwähnt. Immerhin waren Ickler und Neukirch richtungweisend für die von der Bremer Pferdebahn im Jahre 1877 nach Horn eingerichteten Fahrten.

Von weit größerer Bedeutung war die Verbindung zwischen Bremen und Oberneuland. Es wird vielleicht eingewendet werden, daß die Strecke von Bremen nach Oberneuland zu kurz wäre, als daß man im Rahmen dieser Ausführungen von einer Reise sprechen könnte. Darauf ist zu sagen, daß bis etwa 1860 die Stadt Bremen erst hinterm Dobben begann, daß die Landstraßen, die von Oberneuland über Horn und Schwachhausen nach Bremen führten, von einigen Bauernhäusern und Landgütern abgesehen, nur spärlich bebaut waren, und daß die Wege sich in einem so jammervollen Zustande befanden, daß sie zu Fuß nur mühsam bewältigt werden konnten. Auf den einsamen Landstraßen mag es, zumal bei Dunkelheit, auch nicht ganz geheuer gewesen sein. Eine solche ungemütliche Reise zu Fuß anzutreten, scheute sich der ehrsame Bürger, und wenn er die letzte Fahrgelegenheit nach Bremen verfehlt oder im überfüllten Wagen keinen Platz mehr ge-

funden hatte, blieb er in Oberneuland zur Nacht und begab sich am nächsten Tag nach Bremen zurück.

Die Verbindung mit Oberneuland nahm als erster, wenn auch noch in bescheidenem Umfange, der Fuhrmann Haye Döhle vom Herdentorsteinweg Nr. 7 in Bremen auf. Er gab Mitte Juni 1820 bekannt, daß sonnabends um 3 Uhr nachmittags ein Stuhlwagen vor seinem Hause halten werde, „um diejenigen, welche sich dieser Gelegenheit bedienen wollen, zu 12 Groten die Person nach Oberneuland zu bringen und sie am Sonntag Abend oder Montag Morgen, wie es verlangt wird, wieder zur Stadt zu fahren“. Er empfiehlt den in Oberneuland wohnenden Eltern, „diese billige Gelegenheit regelmäßig für ihre Kinder zu engagieren“. Als nächster Unternehmer tritt der Mietkutscher N. H. Meyer von der Hasenstraße Nr. 9 in Bremen auf. Anfang Juli 1826 zeigte er an, daß er mit einem bequemen Stuhlwagen und mit guten Pferden jeden Sonnabend um 5 Uhr nachmittags von dem Hause des Schenkwirts Bölken, außer dem Herdentor im Schafskoben Nr. 5 (in der Gegend der heutigen Bahnhofstraße), bis nach „Herrn Jürgens Holze“ in Oberneuland hin- und abends zurückfahren werde, ferner an den übrigen Nachmittagen um 2 Uhr; sonntags werde er bereits um 6 Uhr früh Bremen verlassen und von Oberneuland um 2 Uhr nachmittags wieder abfahren. Meyer erhielt in der Witwe des Fuhrmanns Johann Hinrich Kenter vom Barkhof Nr. 2A in Bremen eine tüchtige Nachfolgerin. Sie kündigte im September 1839 an, daß sie mit ihrer „Oberneulander-Journalière“ von Bremen um 9 Uhr vormittags und 2 Uhr nachmittags, von Oberneuland um 11 Uhr vormittags und 6¹/₂ Uhr abends Personen befördern werde. Die Abfahrt fand am Herdentor statt, woselbst im Sperrhause, später im Akzisebüro, Fahrkarten für 18 Grote zu haben waren. Journalièren wurden übrigens die 1825 aufgekomenen preußischen Schnellposten genannt, soweit sie sechsmal in der Woche verkehrten. Die Witwe Kenter hatte ihre Fahrten, die nur in die bessere Jahreszeit, etwa von April bis September, fielen, mehrere Jahre hindurch unverdrossen ausgeführt, als sich im Mai 1846 in der Person des Fuhrmanns Albert Vohne von der Viehweide Nr. 21 in Bremen ein Wettbewerber einstellte. Er machte der Frau Kenter viel zu schaffen, zumal er den Fahrpreis für die ganze Strecke auf 12 Grote ermäßigte; nach Schwachhausen und Horn nahm er 6 Grote, nach Lehe und Schorf 8 Grote. Es blieb Frau Kenter schließlich nur übrig, das Unternehmen von 1847 ab mit Vohne gemeinsam zu betreiben.

Zwei Jahre später führten sie drei Fahrtenpaare ein und setzten den Fahrpreis sogar auf 9 Grote herab. Die von der Witwe Kenter eingerichteten Fahrten hatten vierzehn Jahre bestanden, als der Gastwirt Asendorff eine weitere Linie zwischen Bremen und Oberneuland auf-tat. Kenter und Vohne mußten ihm weichen. Asendorff, der längere Zeit auch eine Linienfahrt zwischen Bremen und Hemelingen betrieb, tat sich im Mai 1854 mit den Fuhrleuten D. Duhnenkamp und H. Lampe zusammen. Wie sie bekanntmachten, war jeder Wagen mit kleinen Fahnen versehen, und es „wurde durch Blasen an den Haltestellen zu Oberneuland sowie zur Mitfahrt am Kreuzweg, Lehe, Horn und Schwachhausen das Signal gegeben“. Die von den Bremern viel-besuchte ehemalige Sommerwirtschaft „Clüvers Holz“ in Rockwinkel erfreute sich bevorzugter Berücksichtigung durch das neue Unterneh-men; ein besonderer Omnibus fuhr vom Herdentor um 3 Uhr nach-mittags dorthin ab und nahm die Fahrgäste um 7¹/₂ Uhr abends zur Rückfahrt wieder auf. Im Juni 1855 entstand „Die Compagnie der Ober-neulander Linienwagen“. Sie unterhielt werktags fünf, später vier und sonntags drei Fahrtenpaare.

Die Oberneulander Fahrpläne waren, wie auch in der Tagespresse gerügt wurde, von jeher „verworren und unklar“; doch läßt der Um-stand, daß die Fuhrunternehmer, unter anderen bereits Frau Kenter, die Station „Boschen“, nahe der Oberneulander Kirche³⁾, als erste an-liefen, als wahrscheinlich erkennen, daß sie nach und von Oberneu-land über die Rockwinkler Heerstraße gefahren sind. Das will zunächst nicht einleuchten, weil sich diese Straße von jeher in sehr schlechter Verfassung befunden hat; doch bestätigen Eingaben der „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ an den Landherrn aus den Jahren 1866/1867, betreffend die unhaltbaren Zustände auf der Rockwinkler Heerstraße, daß diese tatsächlich von ihren Wagen benutzt worden ist. In dem von W. Neukirch und Co. unterzeichneten Schreiben klagt die Gesellschaft, daß die genannte Straße sich „in einem so löcherigen unfaßbaren Zustande“ befinde, daß sie diese Strecke mit ihren großen Omnibussen „nicht sicher“ befahren könnte. An anderer Stelle heißt es, daß es der Gesellschaft nicht möglich sei, mit ihren großen Omni-

³⁾ Boschen war der Vorgänger des Bäckers Plate, der wiederum vom „Bie-nenhof“ abgelöst wurde. Als weitere Haltestellen wurden „Clüvers Holz“, Jürgens Holz und Røge genannt, der sein Anwesen in der Nähe des Bäckers und Gastwirts Windhorst hatte.

bussen auf der Rockwinkler Heerstraße „regelmäßige Fahrten zu bewerkstelligen, ohne dabei der größten Gefahr ausgesetzt zu sein, die Wagen darauf zu zerbrechen und Menschenleben aufs Spiel zu setzen“⁴⁾).

Nachdem 1860 und 1861 Gerding und Asendorff und stillschweigend auch wohl W. Neukirch mit den dem Letztgenannten gehörenden Omnibussen „Primus“ und „Victoria“ Kurierfahrten nach Oberneuland unternommen hatten, gingen diese von 1862 ab auf die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ über. Der Fahrplan änderte sich nur wenig; der Fahrpreis betrug nach Horn 9 Grote und nach Oberneuland 12 Grote. Im Jahre 1868 setzte die Gesellschaft die 30 Personen fassenden Linienwagen ein, die bei der Versteigerung ihres gesamten Wagenparks (am 29. Mai 1873) erwähnt werden. Der Einsatz der geräumigen Wagen zeigt, daß schon vor nunmehr bald 90 Jahren ein starker Personenverkehr zwischen Bremen und Oberneuland bestanden hat. Er war an Sonntagabenden oft nicht zu bewältigen, obwohl die Gesellschaft für die Rückfahrt nach Bremen fünf vierspännige, einen dreispännigen und zwei zweispännige Wagen einsetzte. Dieser bedeutende Verkehr war zurückzuführen auf die beginnende Abwanderung der Bremer auf das ruhigere Land und auf den starken sonntäglichen Besuch der Oberneuländer Sommerwirtschaften; zur Hebung des Verkehrs trug auch bei, daß zur besseren Jahreszeit sich viele Familien aus Bremen bei den Bauern in Oberneuland einmieteten, sofern sie dort nicht schon eigene Wohnungen besaßen.

Im Jahre 1872 wurde der Fahrpreis nach Oberneuland wieder auf 18 Grote erhöht, also auf den Satz, den schon 1839 die Witwe Kenter gehabt hatte. Als die „Courier- und Diligencenfahrten-Gesellschaft“ ihren Betrieb eingestellt hatte, setzten zunächst Neukirch und Beermann, später Beermann allein, die Oberneulandfahrten fort. Er unterhielt täglich zwei Fahrtenpaare; der Fahrpreis betrug nach Horn 5, nach Oberneuland 6 Silber Groschen. Beermanns Wagen liefen dann auch die

⁴⁾ Vgl. die Akte des bremischen Landherrnamts „Rockwinkel Nr. 7“ (im Staatsarchiv Bremen).

Auf vielfaches Drängen wurde die Rockwinkler Heerstraße 1871 neu gepflastert und hat, von gelegentlichen Ausbesserungen abgesehen, schlecht und recht achtzig Jahre ausgehalten. Im Jahre 1951 erhielt die Straße endlich eine neue Decke aus Bockhorner (Oldenburger) Klinkern und wurde bei dieser Gelegenheit von 5 m auf 7 m verbreitert.

von Mitte der siebziger bis Anfang der achtziger Jahre vielbesuchte Sommerwirtschaft in Schönauen an⁵⁾.

Bis zum Jahre 1881 hielt Beermann als letzter Vertreter der alten Fuhrmannsherrlichkeit die Personenbeförderung zwischen Bremen, Horn und Oberneuland durch: dann mögen ihm die Straßenbahn auf der Strecke bis Horn und die Bremen—Hamburger Eisenbahn so viel Fahrgäste weggenommen haben, daß ihm das Geschäft verleidet war. Im Mai des nächsten Jahres wurde von ungenannter Seite bekanntgemacht, daß für die Sommermonate eine regelmäßige Omnibusfahrt im Anschluß an den Fahrplan der Pferdebahn in Horn eingerichtet werde. Es waren zunächst drei, später vier Fahrtenpaare vorgesehen. Aus dem Umstande, daß die erste Fahrt in Oberneuland begann und die letzte in Oberneuland endete, ist anzunehmen, daß ein Oberneulander Unternehmer für diesen Betrieb gewonnen war; er wird schon nach 1885 nicht mehr erwähnt. Erst fünf Jahre später hören wir von einem Christel Behrens in Rockwinkel, der bis 1891, also nur ein Jahr lang, im Sommer regelmäßige Fahrten zwischen Horn und Oberneuland veranstaltete; sie können aber nur behelfsmäßig gewesen sein, denn Behrens verfügte nur über einen einfachen Bauernwagen, der gegen schlechtes Wetter mit einer Plandecke ausgerüstet war.

Damit hatten die regelmäßigen Wagenfahrten zwischen Horn und Oberneuland zunächst ihr Ende gefunden: außer der Eisenbahn gab es hier für die nächsten drei Jahrzehnte und darüber hinaus keinerlei regelmäßige Gelegenheit zur Personenbeförderung. Im übrigen hatte die Eisenbahnverbindung Vorteile nur für diejenigen Einwohner von Oberneuland und Umgegend, die nicht weit vom Oberneulander Bahnhof entfernt wohnten, während die Bewohner der Leher Heerstraße, der Oberneulander Heerstraße nebst Abzweigungen und der Oberneulander Landstraße bis etwa Höpkensruh ohne Verbindung blieben. Dieser Mangel machte sich um so fühlbarer geltend, als Oberneuland schon lange zu einem Teil der Großstadt Bremen geworden war. Allein der Umstand, daß zahlreiche Oberneulander in Bremen ihr

⁵⁾ Schönauen ist, wie Schorf, ein Flurname. Das alte Bauernhaus an der Leher Heerstraße Nr. 184, dem Ausgang der Schönauenstraße schräg gegenüber gelegen und mit der Heerstraße durch eine längere, linker Hand verlaufende Eichenallee verbunden, hat die ehemalige Krämersche, später Steffensche Sommerwirtschaft beherbergt. Damals bot ein ausgedehnter, teilweise gehölzartig angelegter Garten Raum für Tausende von Besuchern.

Geschäft oder sonst ihre Arbeitsstätte hatten, führte zu einem täglichen Hin- und Zurückfluten großer Menschenmengen. Es wurde daher freudig begrüßt, als am 21. Oktober 1924 die Bremer Vorortbahngesellschaft, Tochtergesellschaft der Bremer Straßenbahn, eine Kraftomnibusverbindung mit kurzfristigem Pendelverkehr zwischen Horn und Oberneuland ins Leben rief. Auf Wegen, über die ehemals schwerfällige Omnibusse polterten, eilen heute stark besetzte „Autobusse“ dahin im Tempo unserer Zeit.

Q u e l l e n

Akten im Staatsarchiv Bremen, das Bremer Adreßbuch und die alten zeitgenössischen Zeitungen.

VII.

Johann Heinrich Böhm, der Begründer der brasilianischen Armee

Von Karl Heinrich Oberacker

Als während des Siebenjährigen Krieges, am 17. August 1761, die bourbonischen Mächte — Frankreich, Spanien und Parma — den sogenannten Familienpakt schlossen, um die englische Macht zu brechen, forderten sie durch eine Art Ultimatum Englands Verbündeten, Portugal, auf, diesem Pakt beizutreten und dem Inselstaat, mit dem Frankreich bereits 1756 um die Weltherrschaft rang, den Krieg zu erklären. Portugal weigerte sich, und Frankreich und Spanien betrachteten es daraufhin als ihren Feind. Am 30. April 1762 begannen spanische Truppen die portugiesische Grenze in der sicheren Hoffnung zu überschreiten, daß sie in kurzer Zeit das ganze Land mit seinen Häfen, den Stützpunkten der britischen Flotte, besetzt haben würden. Da Portugal so gut wie kein Heer besaß, rechnete selbst der portugiesische Minister Graf von Oeiras, der spätere Marquis von Pombal, mit der baldigen Einnahme Lissabons, so daß er für diesen Fall die Schiffe zu einer Übersiedlung des Hofes nach Belém do Pará an der Amazonas-mündung bereitstellen ließ.

Jedoch es kam anders, als es 45 Jahre später, während des napoleonischen Überfalls, kommen sollte. Einmal erwies sich das spanische Heer, trotz seiner zahlenmäßigen und technischen Überlegenheit, keineswegs als kriegsbereit, und zum andern sandte England Hilfstruppen und -material. Entscheidend aber wurde, daß man die portugiesischen Truppen mitsamt dem britischen Hilfskorps auf Empfehlung des englischen Königs dem regierenden deutschen Reichsgrafen Friedrich Wilhelm von Schaumburg-Lippe unterstellte; ihm gelang es, die vorrückenden Spanier binnen kurzem zum Stehen zu bringen. Der Graf war trotz seiner 38 Jahre schon ein bedeutender und berühmter Soldat; Friedrich der Große von Preußen, dessen Freund und Bewunderer der Reichsgraf war, hatte ihn mit dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet, und der englische König hatte ihn nach dem Sieg bei Minden, wo er als Kom-

mandant der alliierten Artillerie den Sieg herbeiführte, zum Feldmarschall ernannt.

Als Graf von Lippe am 3. Juli 1762 mit einer ganzen Reihe von auserlesenen deutschen und britischen Offizieren in Portugal eintraf, stand er nicht nur vor der Aufgabe, den eingedrungenen Feind aufzuhalten, sondern aus einer in höchster Not rasch aus dem Boden gestampften Truppe ein diszipliniertes, modernes Heer zu schaffen. Und es gelang ihm, dem Ausländer, auch diese schwierige Aufgabe zu lösen. In den zwei Jahren, die er in Portugal blieb, wurde er, wie die portugiesischen Geschichtsschreiber neidlos anerkennen, durch seine zahlreichen, vom friderizianisch-preußischen Geist durchdrungenen Kriegs- und Militärgesetze zum Organisator und Neubegründer der portugiesischen Armee. Nach der Einführung einer eisernen Disziplin, einer streng eingehaltenen Dienst- und Exerziervorschrift und einer modernen militärischen Gerichtsbarkeit stellte das portugiesische Heer „eine vollendete Kriegsmaschine dar, die jedes europäischen Landes würdig gewesen wäre“¹⁾. Silva Barros bemerkt zu dieser Tätigkeit des Reichsgrafen: „ . . . bis heute besaß kein militärischer Gesetzgeber der ganzen Menschheit eine solche synthetische Kraft“²⁾. Tatsächlich war der Graf von Lippe eine große militärische Persönlichkeit, der es nicht nur gelang, dem portugiesischen Heere einen neuen Geist einzuhauchen, sondern die darüber hinaus das gesamte Kriegswesen ihrer Zeit tief beeinflußt und befruchtet hat. Der Reichsgraf führte als erster in seinem Ländchen die allgemeine Wehrpflicht ein und gründete nach seiner Rückkehr aus Portugal bei Bückeburg die berühmt gewordene Kriegsschule Wilhelmstein im Steinhuder Meer, auf der er seine umwälzenden militärisch-strategischen Ideen verkündete. Einer seiner Schüler, der große preußische General Gneisenau, der ebenso wie der berühmte General Scharnhorst aus seiner Schule hervorgegangen ist, schrieb über den Reichsgrafen: „Sehr hat man den Grafen von Lippe gerühmt, aber doch nicht so, wie er es verdient. Er war größer als es dargestellt wird . . . Die Bewaffnung unseres Volkes, 1813, die Bildung der Bürgerwehr und der Reserven, die moderne Auffassung des Krieges — alles hat er gründlich geplant und durchgeführt, von den allgemeinen Richtlinien bis zu den geringsten Einzelheiten. . . . Man stelle sich die Größe dieses Mannes vor, von dessen im Vergleich zu seiner

¹⁾ Strassen und Gândara, S. 263.

²⁾ S. 241.

Zeit so fortschrittlichen Geist die klarsten strategischen Gedanken ausgingen, vor deren Durchführung die Macht Napoleons vollständig zusammenstürzte!“³⁾ In Anbetracht seiner Persönlichkeit ist es darum nicht zu verwundern, daß es dem Grafen von Lippe trotz des „fortgesetzten und stummen bösen Willens des größten Teils des Adels, des Militärs und der Zivilisten“⁴⁾ gelang, die ihm in Portugal gestellte Aufgabe so glänzend und zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber zu lösen und die neue Armee auf Jahre hinaus durch seine strengen soldatischen Auffassungen und hohen soldatischen Tugenden zu beeinflussen. Auch nach der Rückkehr in die Heimat hat die portugiesische Armee mit ihm in enger Verbindung gestanden und sich von ihm beraten lassen; 1767—1768 ließ sie ihn sogar nochmals zu einem längeren Inspektionsaufenthalt nach Portugal kommen.

Als der Graf von Lippe am 20. September 1764 nach Deutschland zurückkehrte, war die Weiterentwicklung des portugiesischen Heeres seine größte Sorge. Es ist verständlich, daß er bestrebt war, sein Werk in die Hände eines Mannes zu legen, den er als Untergebenen, als Schüler und als Freund kennen und dessen soldatische Tugenden und militärische Fähigkeiten und Kenntnisse er schätzen gelernt hatte. Seine Wahl fiel auf seinen persönlichen Generaladjutanten während des Feldzuges von 1762, Johann Heinrich Böhm, der sich in Portugal und Brasilien auch als „de Bohm“ bezeichnet hat. Böhm stammte aus Bremen, wo er am 20. Juni 1708 geboren wurde. Über seine Familie



Wappen der Familie Böhm

³⁾ Übersetzt nach Strassen und Gândara, S. 261 f.

⁴⁾ Sales, S. 94.

konnte nichts Näheres ermittelt werden, da sich die in Frage kommenden Bestände des Bremer Archivs in der Sowjetzone befinden und derzeit schwer zugänglich sind. Aber das wissen wir, daß Johann Heinrich Böhm 1730 in preußische Militärdienste trat, die er erst 1750 als Leutnant wieder verließ, um in die kleine Militärmacht des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe überzutreten⁵⁾. Hier wurde Böhm 1753 zum Kapitän des Infanterieregiments befördert und ein Jahr später zum Major. Am 2. Dezember 1756 bestellte ihn der Graf von Lippe zum Vizekommandanten der Festung Bückeburg. Als Oberstleutnant nahm er sodann unter dem Reichsgrafen, der als Bundesgenosse des Preußenkönigs zum Kommandanten der preußisch-englisch-hannoverschen Artillerie ernannt wurde, am Siebenjährigen Kriege teil.

Am 14. Oktober 1758 schied Böhm als Oberst und Kommandeur der Infanterie aus der schaumburg-lippeschen Streitmacht aus, um in die Dienste seiner Vaterstadt Bremen zu treten. Sie machte ihm am 11. Januar 1759 zum Kommandanten der Stadt und des Bremer Bataillons. In welchem hohem Ansehen er aber beim Reichsgrafen stand, zeigt am besten die Tatsache, daß dieser Böhm 1762 aufforderte, ihn als sein persönlicher Generaladjutant nach Portugal zu begleiten. So erlebte Böhm den Aufbau der portugiesischen Armee an hervorragender Stelle mit. Die militärischen Zustände in Portugal und die portugiesische Fremdenfeindlichkeit machten ihm den Aufenthalt aber so wenig erfreulich und angenehm, daß Böhm die erste Gelegenheit benutzte, im Januar 1763 seinen Abschied zu nehmen und auf seinen Posten in Bremen zurückzukehren. Böhm schrieb damals in sein für die Geschichte des Feldzuges von 1762 so wertvolles Tagebuch⁶⁾: „... je ne voudrais pas me demeurer dans le Portugal si S. M. me fit son premier général“. In dem Schreiben des Grafen von Lippe, das dieser bei Böhms Abschied dem Marquis von Pombal überreichen ließ, heißt es: „Ich muß diesem Offizier gerecht werden, der mir . . . mit Eifer und außerordentlichem Fleiß gedient hat und die Pflichten seines Dienst-ranges auf eine Weise ausgefüllt hat, die ihm zur Ehre gereicht“. Strassen und Gândara stellen⁷⁾ fest, daß Böhm nach seinem ersten Auf-

⁵⁾ Die Behauptung F. Sommers, Böhm habe in österreichischen Diensten gestanden und die österreichische Staatsangehörigkeit besessen, dürfte nicht aufrechtzuerhalten sein.

⁶⁾ „Diario“ in der „Seção de Reservados“ der Bibl. Nac. zu Lissabon.

⁷⁾ S. 263.

enthalt in Portugal „einen glänzenden Namen als tapferer Offizier, Lehrmeister und soldatischer Fachmann hinterlassen hat“. Sales schreibt⁸⁾ über die Wertschätzung, die Böhm beim Reichsgrafen genoß: „Der Graf von Lippe, der diesen Offizier gut kannte und seine Eigenschaften als militärischer Erzieher und als Fachmann in seinem Berufe bewunderte, wandte alle Mittel auf, um ihn zu bewegen, wieder nach Portugal zurückzukehren, wo er ihn als treuen Fortsetzer seiner militärischen Aufbauarbeit lassen wollte“. Und in des Reichsgrafen persönlichem Schreiben, das dieser noch von Portugal aus an Böhm richtete, hieß es: „S. M. . . . wünscht, daß Sie sich entschließen, nach Portugal zurückzukommen, um hier den Rang eines Generalmajors (marechal de campo) auszuüben . . . und um insbesondere dazu beizutragen, daß die Disziplin und Taktik beibehalten wird, die S. M. nach dem letzten Frieden für seine Armee festgelegt hat . . .“⁹⁾. Nach kurzen Verhandlungen stellte Böhm seine früheren Bedenken zurück und nahm die glänzenden Bedingungen an, die Pombal ihm zugestanden hatte. Er schied endgültig aus bremischen Diensten aus und siedelte am 17. Januar 1765 mit seiner Gattin, Agnes Judith Sibylla von Dinklage, nach Portugal über.

Böhm nahm seinen Wohnsitz in Lissabon und erfüllte seine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit seiner Auftraggeber; denn als der Reichsgraf vom September 1767 bis zum März 1768 zum zweitenmal in Portugal weilte — Böhm befand sich damals schon in Brasilien —, berichtete er recht zufrieden, daß die portugiesischen Truppen „infolge der Anwendung der Dienst- und Disziplinvorschriften große Fortschritte auf allen Gebieten“ gemacht hätten¹⁰⁾. Bereits am 26. Juni 1767 hatte Böhm dem Grafen von Lippe mitgeteilt, daß der König ihn am 22. desselben Monats zum Generalleutnant befördert und gleichzeitig das Kommando über die Truppen aller Waffengattungen in Brasilien übertragen habe, so daß er sich nach dort begeben werde.

Es handelte sich um einen ehrenvollen Posten, da der südamerikanische Kolonialbesitz seit dem Verlust von Indien und den reichen Gold- und Edelsteinfunden im 18. Jahrhundert für Portugal von lebens-

⁸⁾ S. 160.

⁹⁾ Ebd. — Hieraus geht einwandfrei hervor, daß B. nicht, wie F. Sommer annimmt, von Bremen aus unmittelbar nach Brasilien verpflichtet, sondern ausdrücklich als Nachfolger des Reichsgrafen nach Portugal berufen worden ist.

¹⁰⁾ Sales, S. 176.

wichtiger Bedeutung geworden war. Der weitaus größte Teil der Mittel, die der Marquis von Pombal für die Verwirklichung seiner Reformpläne und für den Wiederaufbau der 1755 zu zwei Dritteln durch ein Erdbeben zerstörten Hauptstadt brauchte, kam aus Brasilien. Während des Siebenjährigen Krieges hatte sich aber gezeigt, wie gefährdet dieser Kolonialbesitz im Kriegsfall war, wenn er nicht durch eine bessere militärische Organisation und ein gut geschultes Heer geschützt würde. Die spanischen Truppen hatten damals unter ihrem Gouverneur Dom Pedro de Ceballos, ohne nach dem Fall der Colônia de Sacramento am 20. Oktober 1762 im Süden des heutigen Uruguay auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, die Grenzforts südlich der Lagoa Mirim — Santa Tereza und São Miguel — überrannt und die damals wichtigste Stadt im Süden, São Pedro do Rio Grande, mitsamt der Mündung der Lagoa dos Patos, dem einzigen und wichtigen Einfallstor für das Hinterland, genommen, ohne daß die Besatzung und Bevölkerung Widerstand geleistet hatte. Westlich der Lagoa dos Patos war dadurch der Weg nach Rio Pardo offen, auf dem die Spanier mit Leichtigkeit weiter vorgedrungen wären, wenn der Frieden von Fontainebleau oder Paris sie nicht daran gehindert hätte. Andererseits dachten die Spanier aber auch nicht daran, die Bedingungen des sogenannten Friedensschlusses zu erfüllen und die früheren Besitzverhältnisse wiederherzustellen. Nur die Colônia de Sacramento gaben sie wieder heraus, während sie sich im Westen der Lagoa dos Patos durch die Anlage der Festung Santa Tecla bei Bagé sicherten und durch sie sich gleichzeitig eine Operationsbasis und einen Stützpunkt für weitergehende Eroberungspläne schufen. So hatte Spanien seine Grenze tatsächlich vom La Plata bis an die Mündung der Lagoa dos Patos zu seinen Gunsten verschoben; denn die früher für Portugal so wichtige Festung Colônia de Sacramento war infolge der neuen Lage zu einer militärisch bedeutungslosen Enklave geworden.

Da die militärischen und politischen Reibereien infolge des vertragswidrigen Verhaltens der Spanier im heutigen Südbrasilien nicht aufhörten, hielt es der Marquis von Pombal für angebracht, Generalleutnant Johann Heinrich Böhm, „einen der geschicktesten und tapfersten Offiziere des Grafen von Lippe“¹¹⁾ damit zu beauftragen, dort eine militärische Organisation aufzubauen, die den Verteidigungszustand

¹¹⁾ Varnhagen, Historia Geral IV, 245.

möglichst unabhängig von europäischen Unterstützungen und Lieferungen machen sollte. Auch der Marquis war sich bewußt, daß er mit Böhlm einen seiner tüchtigsten und fähigsten Soldaten nach Südamerika sandte, bezeichnete er ihn in seinem Schreiben an den Vizekönig Conde da Cunha in Rio doch als einen „infolge seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, seiner Erfahrung, Tapferkeit, Rechtschaffenheit, Willigkeit und Höflichkeit vollendeten Kriegsoffizier“¹²⁾.

Böhlm traf in Brasilien ähnliche Verhältnisse an, wie sie der Graf von Lippe 1762 bei seiner Ankunft in Portugal vorgefunden hatte. Darüber hatte Böhlm selbst damals in sein Tagebuch geschrieben: „Die Unordnung, das Durcheinander, die geringe Disziplin in den Regimentern, die Unwissenheit, die Trägheit und den schlechten Willen der Offiziere in der portugiesischen Armee kann man nicht begreifen . . . Wenn man das ändern will, muß man damit beginnen, die ganze Armee aufzulösen und nur eine recht kleine Zahl von guten Offizieren aus ihr benutzen; denn bei dem Stand, in dem sich die Armee gegenwärtig befindet, kann man nichts Gutes von ihr erwarten“¹³⁾. Ja, hier in der Kolonie waren die Zustände eher noch ärger als im Mutterland. Die Verpflegung und die Bekleidung waren ausgesprochen schlecht; der Sold gelangte, obwohl er sehr niedrig war, nur unregelmäßig zur Auszahlung, und oft stand er jahrelang aus, so daß die Soldaten einfach gezwungen waren zu betteln oder zu stehlen, wenn sie nicht vorzogen, die im allgemeinen kaum geahndete Fahnenflucht zu ergreifen. Die Ausbildung, die Bewaffnung und die Ausrüstung der Truppen ließen mehr als zu wünschen übrig, und die Offiziere, die im allgemeinen kaum oder wenig von ihrem Beruf verstanden, besaßen kein Ansehen. Überhaupt war der Soldatenberuf, zu dem man vorzüglich Taugenichtse aus dem Mutterland und der Kolonialbevölkerung heranzog, geradezu verachtet, zumal die Kolonialverwaltung den Standpunkt vertrat, Pflanzer und Kolonisten sollten sich um wirtschaftliche Dinge kümmern und möglichst wenig zum Militärdienst herangezogen werden.

Böhms Aufgabe bestand erklärtermaßen darin, in Brasilien ein Heer „nach dem Vorbild des Mutterlandes“¹⁴⁾ zu schaffen, also die Reformen des Grafen von Lippe in Brasilien zur Anwendung zu bringen und ein

¹²⁾ Ebd., Anm. 62.

¹³⁾ Sales, S. 52.

¹⁴⁾ „nos moldes do reino“, Carneiro, S. 1197.

schlagkräftiges, modernes Kolonialheer aufzubauen. Zu diesem Zweck standen ihm als Gehilfen siebzig nach den Vorschriften des Grafen Lippe ausgebildete Offiziere zur Verfügung, unter denen sich viele Ausländer, auch Deutsche, befunden haben sollen. Sie waren zum Teil schon seit 1764 im Lande; zum Teil aber scheinen sie erst vor Beginn des Böhmschen Feldzuges in Rio Grande do Sul von Portugal gesandt worden zu sein. Als Generalinspektor des Ingenieur- und Artilleriekorps wurde Böhm 1769 der Schwede und Brigadier Jakob Funck zugewiesen, der früher wie Böhm in preußischen Diensten gestanden hatte und 1764 als Oberstleutnant und Ingenieur in das portugiesische Heer eingetreten war. Und schließlich wurden Böhm zur Erfüllung seiner Aufgabe verschiedene Regimenter aus Portugal mitgegeben, so daß sich die Garnison in Rio, der Kern des neuen Kolonialheeres, aus fünf Infanterieregimentern und einem Artillerieregiment zusammensetzte, wobei die Soldaten etwa zur Hälfte aus Portugiesen und zur Hälfte aus einheimischen Truppen bestanden.

Mit derselben Tatkraft wie sein Lehrmeister, der Reichsgraf von Lippe, in Portugal, versuchte Johann Heinrich Böhm den Truppen in Brasilien Disziplin und Verantwortungsbewußtsein sowie einen neuen soldatischen Geist einzuflößen. Er führte zuerst die preußisch-lippe-schen Exerzierregeln und die Entfaltungsvorschriften für das freie Feld ein und drängte auf peinlich genaue Einhaltung der Vorschriften über den Unterricht oder die Instruktion, über die Rekrutierung, die Zucht und Disziplin, über die Beförderung nach Verdienst, über die Militärgerichtsbarkeit, die Soldauszahlung und die Organisation der verschiedenen Truppengattungen. Da Böhm mit Strenge und Härte vorgeing, stieß er anfänglich auf ähnliche Widerstände und Schwierigkeiten wie der Graf von Lippe in Portugal, zumal er vermutlich in der ihm neuen und fremden Umwelt zuerst manchen Fehler machte. Jedenfalls beschwerten sich die Offiziere darüber, daß Böhm auch auf die Durchführung solcher Vorschriften dränge, die früher nicht beachtet worden seien. Wir gehen gewiß nicht in der Annahme fehl, daß auch für ihn der Satz zutrifft, den Barros in bezug auf den Grafen von Lippe sagt¹⁵⁾: „Er war hart, fest, entschlossen, äußerst streng und verkörperte gut den deutschen militärischen Geist seiner Zeit“. Überdies war Böhm ein schweigsamer, zurückhaltender und mißtrauischer Charakter, wie

¹⁵⁾ S. 241.

ihn die Südländer nicht gerade lieben. So war das Verhältnis zwischen ihm und den Offizieren ziemlich gespannt, als zwei Jahre später als er selber, 1769, der neue Vizekönig, der Marquis von Lavradio, ins Land kam. Aber dieses Verhältnis hat sich im Laufe der Jahre vollkommen gewandelt; Offiziere und Soldaten erkannten allmählich, daß Böhms nicht nur Forderungen an sie stellte, sondern auch aufrichtig um ihr persönliches Wohlergehen, ihre Gesundheit, ihre pünktliche Besoldung, Verpflegung und Ausrüstung besorgt war. Sahen sie doch auch, daß nicht nur jedes Dienstvergehen streng und hart bestraft wurde, sondern daß Diensteifer und Tapferkeit auch mit absoluter Gerechtigkeit belohnt wurden. Böhms persönliche Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, seine Strenge und Härte konnten auf die Dauer ihren Eindruck weder beim einfachen Mann noch bei den Offizieren verfehlen; er wurde so, besonders während des Feldzuges im Süden, zum bewunderten und verehrten Vorbild seiner Soldaten und Offiziere.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die durch Böhms in Brasilien eingeführte Heeresreform des Grafen von Lippe oft mit der Einführung der Prügelstrafe im Heere in Verbindung gebracht wird. Ganz zu Unrecht; gewiß ist damals die Prügelstrafe eingeführt worden; doch trat sie an die Stelle der mittelalterlichen, im portugiesischen Heer noch üblichen Tortur- und Willkürstrafen. Die nur auf Grund der Militärgesetze zulässige Prügelstrafe stellte unter den gegebenen Verhältnissen also eine wesentliche Milderung der Sitten dar. Es waren jetzt Militärgerichte da, deren Zusammensetzung und Befugnisse eindeutig festgelegt und umrissen waren. Gewiß waren die Strafen der Zeit gemäß hart; aber auch der einfachste Soldat war sicher, daß es sich jetzt um sachliche, d. h. gerechte Entscheidungen handelte und daß er der Laune und Willkür seiner Vorgesetzten weitgehend entzogen war.

Die Vorwürfe gegen die von Böhms in Brasilien eingeführten und den preußisch-deutschen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts entlehnten Dienst-, Exerzier- und vor allem Strafvorschriften gelten nur insofern mit Recht, als sie sich gegen ihre fast unveränderte Beibehaltung in Brasilien bis in die republikanische Epoche hinein wenden. Tatsächlich wurde ja das gesetzgeberische Hauptwerk des Grafen von Lippe, das „Regulamento para o exercício e disciplina dos regimentos de infantaria“ von 1763, am 11. Oktober 1843 unter Dom Pedro II. in kaum abgeänderter Form auf alle Waffengattungen ausgedehnt; es blieb mit

mancherlei Abänderungen, Zusätzen und Verstümmelungen bis 1895 in Kraft, als es schon längst überholt und unzeitgemäß war. Das zeigt andererseits aber auch, wie bedeutsam und weitgreifend die Reformen des Grafen von Lippe und Böhms seinerzeit für Brasilien gewesen sein müssen, wie sie bedeutend tiefer Wurzel schlugen als in Portugal selbst, das schon 1796 in diesen Angelegenheiten eine völlige, auf Brasilien nicht ausgedehnte Umwandlung durchmachte. Historisch gesehen, stellen die Vorschriften und Gesetze des deutschen Reichsgrafen ein unabdingbares Glied in der Entwicklung des brasilianischen Heerwesens dar; denn ohne die Einführung einer strengen Zucht wäre es in einem Lande ohne militärische Traditionen, in dem der Militärdienst äußerst unbeliebt war, wohl kaum möglich gewesen, eine Heeresorganisation zu schaffen. Es ist in diesem Zusammenhang darum gewiß mehr als bloß interessant, daß der Brigadegeneral Rodrigues da Silva die „furchtbare eiserne Disziplin“ des Grafen von Lippe im brasilianischen Heere als einen „großen Faktor für den Endsieg im Feldzug gegen Paraguay“ (1865—1870) bezeichnet hat.

Jedenfalls hat Johann Heinrich Böhm, wie der spätere Feldzug in Rio Grande do Sul beweist, die ihm übertragene Aufgabe mit strenger Zucht, aber ohne Grausamkeit, mit großer Gerechtigkeitsliebe und Vorsorglichkeit für seine Soldaten gelöst. So bezeugt es der Vizekönig Lavradio, der Böhm einen ausgezeichneten Inspekteur nennt, dessen Truppen schon nach zwei Jahren sehr gut ausgebildet und mit allem Notwendigen ausgerüstet gewesen wären¹⁶⁾. Aber Böhms Aufgabe beschränkte sich nicht auf die Einführung der Lippeschen Regeln, Gesetze und Vorschriften, sondern umfaßte auch die Organisation aller Streitkräfte in Südbrasilien. Bei seiner Ankunft fand der Generalmajor überhaupt kein Heer vor, sondern nur einzelne, von Portugal entsandte militärische Abteilungen, die ebenso wie die gelegentlich aufgebodenenen einheimischen Milizen den Statthaltern der verschiedenen Kapitanien unterstanden; die militärischen Verbände Brasiliens besaßen also keine gemeinsame, straffe Führung und keine gemeinsame Aufgabe. Böhms organisierende und militärisch-erzieherische Tätigkeit erstreckte sich auf das ganze heutige Südbrasilien, faßte er doch zum erstenmal alle militärischen Streitkräfte unter seiner obersten Leitung zusammen; ihm waren alle politischen und zivilen Behörden

¹⁶⁾ Carnaxide, S. 279.

in militärischer Hinsicht unterstellt, und er selbst unterstand nur dem Vizekönig, und auch diesem nur bedingt.

Damals wurden die kolonialen Streitkräfte bedeutend vermehrt¹⁷⁾. In São Paulo, Minas Gerais und Rio Grande do Sul wurden zu Fuß und zu Pferde kämpfende Dragonerkompanien geschaffen; auch auf die Kavallerie und die Milizen wurde großer Wert gelegt, und in fast allen Vilas wurden militärische Unterbefehlshaber eingesetzt. So wurde Johann Heinrich Böhm infolge seiner erzieherischen und seiner organisatorischen Tätigkeit zum Begründer der brasilianischen Armee, was zwar in der Militärgeschichte Gustavo Barrosos nicht erwähnt, von Oliveira Vianna, Carlos Carneiro und anderen aber gewürdigt und anerkannt wird. Fest steht dabei auch, daß Böhms Tätigkeit die Entwicklung des brasilianischen Militärwesens tiefer und nachhaltiger beeinflußt hat als des Grafen von Lippes Wirken das Heerwesen des Mutterlandes. Cidade sagt z. B.: „Die neue Gedankenwelt, die der Graf von Lippe einführte, hat (infolge der Böhmischen Tätigkeit) in Brasilien fester Wurzel gefaßt als in Portugal“.

Böhm befand sich schon sieben Jahre in Brasilien, als sich die Beziehungen zwischen Portugal und Spanien in Südamerika immer mehr zuspitzten. Er wurde deshalb zum Oberkommandierenden aller Streitkräfte im Süden ernannt, die die verlorengegangenen Gebiete wiedererobern sollten. Da die Einfahrt in die Lagoa dos Patos noch immer von den Spaniern beherrscht wurde, schiffte Böhm sich mit seinen Truppen in Laguna aus und marschierte mit ihnen von dort im Dezember 1774 bis nach Rio Grande do Sul. Hier prüfte und besichtigte er zuerst das ganze Gebiet nach strategischen Gesichtspunkten, „um, nachdem er alle Orte, Häfen sowie die wichtigsten Landschaften gesehen und beobachtet hatte, den günstigsten und stärksten Platz auszusuchen, an dem er die erwähnten Streitkräfte sammeln konnte, um aus ihnen die Grundlage des Heeres zu bilden und sie zu schulen, wie sie im Kampf vorzugehen und alle anderen Bewegungen und Manöver des Krieges auszuführen hätten. Auch galt es von hier aus die vorgeschobenen Posten zu lenken . . . und die Bewegungen der Spanier zu beobachten . . .“¹⁸⁾. Als Stützpunkt für seine Kerntuppen wählte Böhm den Ort

¹⁷⁾ Varnhagen, Hist. G., IV, 305.

¹⁸⁾ Carneiro, S. 1196.

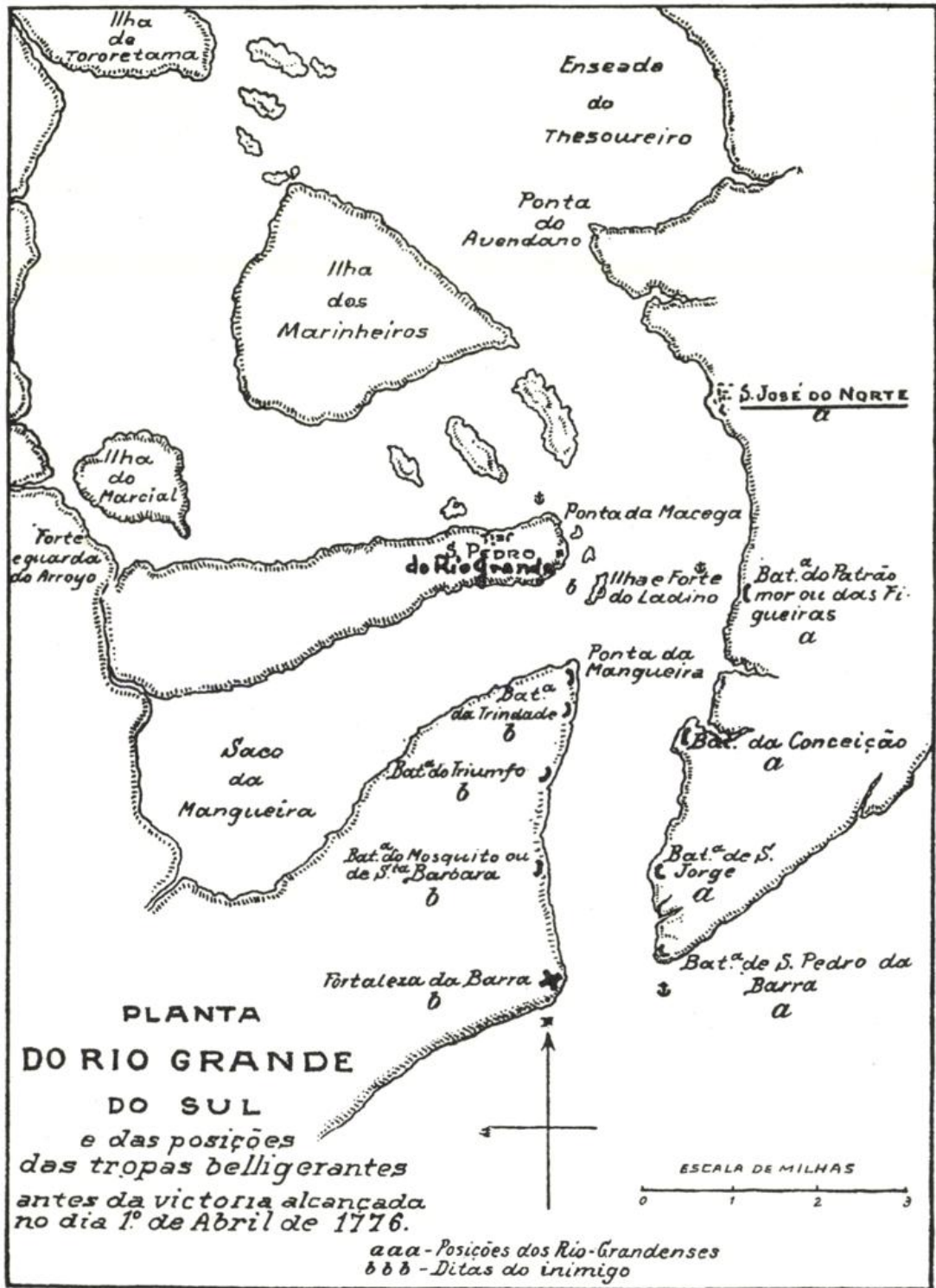
São José do Norte, gegenüber der Stadt (São Pedro do) Rio Grande. Hier erwartete er die versprochenen Truppen und Milizen aus Rio und den Kapitanien Rio Grande do Sul, Santa Catarina, São Paulo, das damals noch Paraná umfaßte, sowie die aus Minas Gerais, welche letztere allerdings nie bis Rio Grande gekommen sind. Zum ersten Male in der Kolonialgeschichte wurden hier Truppen aus einer größeren Anzahl von Kapitanien zu einem Heere zusammengeschweißt mit dem Ziele, gemeinsam einen Krieg zu führen; im Gegensatz zu allen anderen Kämpfen der Kolonialzeit, die von rein lokal-regionaler Bedeutung gewesen waren, handelte es sich hier um eine überregionale, wenn nicht alle portugiesischen Siedlungen angehende, so doch zum mindesten ganz Südbrasilien berührende Auseinandersetzung.

Die Truppen, welche Böhm bei São José do Norte zusammenzog und kampfbereit machte, bestanden aus 6717 Mann¹⁹⁾ und stellten damit die größte Armee dar, die während der Kolonialzeit von portugiesischer Seite in Brasilien überhaupt aufgestellt worden ist²⁰⁾. Fünfzehn Monate mußte der Generalkommandierende bei São José warten, ehe die versprochenen Verstärkungen und die Flotte eintrafen und die Soldaten genügend ausgebildet und ausgerüstet waren. Damals erwarb sich Böhm den Ruhm, „die am besten disziplinierten und geschulten Truppen der Kolonialzeit“ besessen zu haben. Über die Zusammensetzung dieser Truppen gibt eine von Böhm selbst geführte „Generalmappe der Truppen in der Gegend von Laguna“ (1777) Auskunft, die auf der „Ersten Allgemeinen Ausstellung des Heeres“ in Rio gezeigt wurde und unter Umständen auch Aufschlüsse über die nichtportugiesischen Offiziere und Soldaten geben könnte, welche sich in diesem Heer befunden haben.

Die spanischen Truppen, welche ebenfalls ständig Verstärkung erhielten, waren den gut ausgebildeten, aber weniger gut ausgerüsteten und verpflegten portugiesischen Streitkräften dadurch stark überlegen, daß sie sich am Südufer der Einfahrt in die Lagoa dos Patos verschanzt hatten; sie besaßen hier, abgesehen von den Festungswerken um die Stadt (São Pedro do) Rio Grande selbst, die vier Batterien Ponta da Mangueira, Trindade, Triunfo und Santa Barbara (oder Mosquito) sowie das Fort Jesus mit der Festung São José da Barra. Es schien fast

¹⁹⁾ Nach Tasso Fragoso.

²⁰⁾ Rio Branco, S. 692.



EXTRAHIDO DA H. DO B. DE RSEGURO

Plan von Rio Grande do Sul und der Stellungen der kriegführenden Truppen vor dem am 1. April 1776 errungenen Sieg.

aaa Stellungen der brasilianisch-portugiesischen Truppen.

bbb Stellungen des Feindes der Spanier.

Aus Tasso Fragoso: A Batalha do Passo do Rosário.

Insel Tororetama	Batterie von Patrão oder das
Bucht von Thesoureiro	Figueiras (a)
Insel der Marinheiros	Landspitze von Mangueira
Kap Avendano	Batterie von Trindade (b)
S. José do Norte	Batterie von Conceição (a)
(a)	Batterie von Triunfo (b)
Insel von Marcial	Enge von Mangueira
Fort und Wachturm von Arroyo	Batterie von Mosquito oder von
S. Pedro von Rio Grande do Sul	Sta. Barbara (b)
Landspitze von Macega	Batterie von S. Jorge (a)
Insel und Fort von Ladino (b)	Festung von Barra (b)
	Batterie von S. Pedro da Barra

ausgeschlossen, daß sie vom gegenüberliegenden Ufer aus vertrieben werden könnten, wie denn auch ein früherer Versuch in dieser Hinsicht bereits gescheitert war. Ihre Flanke hatten die Spanier durch das bereits erwähnte Fort Santa Tecla bei Bagé, von dem aus sie das Gebiet bis nach Rio Pardo beherrschten, gesichert.

Böhms Plan bestand darin, die Ankunft der Flotte unter Mac-Dowell abzuwarten, um unter ihrem Schutz die feindlichen Stellungen anzugreifen, vor denen fünf spanische Kriegsschiffe Anker geworfen hatten. Am 19. Februar 1776 endlich versuchten die portugiesischen Schiffe unter dem Beschuß von 88 feindlichen Schiffskanonen und der Landbatterien die seichte Einfahrt zu erzwingen. Infolge der starken feindlichen Abwehr gelang es nur wenigen Schiffen, die sogenannte Barra, eine Sandbank vor der Einfahrt, zu überwinden, wobei auf portugiesischer Seite 11 Tote und 30 Verwundete (nach anderen Angaben 13 Tote und 26 Verwundete) zu beklagen waren. Unter den Toten befand sich der Kapitän des Flaggschiffes „Graça Divina“, Kapitänleutnant Friedrich Kasselberg (nach anderen Angaben Steinberg), der das feindliche Admiralschiff angegriffen hatte. Da der Plan, die feindlichen Schiffe zu vernichten und dann unter dem Schutz der eigenen Flotte die spanischen Stellungen anzugreifen, mißlungen war, suchte

Böhm nach der Niederlage zur See „einen Plan zu verwirklichen, den er schon seit einem Jahre durchdacht hatte“²¹⁾. Am letzten Märztage, dem Geburtstage der Königin Marianne, rief er die Offiziere in sein Zelt, um jedem von ihnen eine bestimmte Aufgabe innerhalb eines kühnen und gewagten Überraschungsunternehmens zu übertragen. Dieser Plan, den er bisher mit undurchdringlichem Schweigen verhüllt hatte, bestand in einem Rückenangriff auf die beiden Batterien, welche die Flanken der spanischen Flotte schützten.

Während die Spanier den Sieg des Seegefechts feierten, veranstaltete Böhm mit seinen Soldaten eine laute und auffällige Geburtstagsfeier für die Königin, wodurch sich der Feind in Sicherheit wiegen ließ. Am Morgen des folgenden Tages ließ der Generalmajor mit flachen Booten (lanchas) und Jangadas verschiedene Truppenteile überraschend auf dem Südufer landen und die feindlichen Batterien, deren Kanonen nach vorne gerichtet waren, im Rücken angreifen. So konnten die beiden Batterien Santa Barbara (Mosquito) und Trindade fast ohne Gegenwehr genommen werden, während die Batterien Ponta da Mangueira und Triunfo von den erschrockenen Gegnern freiwillig geräumt wurden. Gleichzeitig hatten die portugiesischen Schiffe die feindliche, vor Anker liegende Flotte angegriffen, welche nach dem Fall ihres Flankenschutzes die Flucht ergriff und die Ausfahrt zu erreichen suchte. Nur drei feindlichen Schiffen gelang es, zu entkommen; drei andere erlitten Schiffbruch und zwei gerieten in Brand. Bald sah man nun auch aus der starken Festung an der Einfahrt, São José da Barra, Feuer und Rauch aufsteigen, da sie von ihrer eigenen Besatzung gesprengt worden war. Weil Böhm über keine Kavallerie verfügte, vermochten sich die 200 Mann unverfolgt die Küste entlang nach der Festung Santa Tereza zurückzuziehen.

Böhm hatte inzwischen einen großen Teil seiner Truppen auf das südliche Ufer übersetzen lassen und bereitete den Angriff auf die Stadtbefestigungen vor. Die feindliche Niederlage war jedoch so vollkommen, daß die Spanier es vorzogen, (São Pedro do) Rio Grande mitsamt dem Fort am Arroio Taím, ihrem Rückenschutz, kampflos aufzugeben. Böhm rückte sofort in die Stadt ein und ließ als erstes eine Dankmesse für den mit so geringen Opfern erkämpften Sieg lesen. In den Hospitälern hatten die Feinde 80 verwundete Soldaten zurückgelassen, und

²¹⁾ Visc. de S. Leopoldo, S. 144.

in den Lagerhallen fand man eine reiche Beute vor: 129 Kanonen, 56 Mörser, 13 mit Kanonen bestückte Schiffsfahrzeuge und 98 Boote.

Der Sieg Böhms wurde noch durch die Einnahme des Forts Santa Tecla vervollständigt; denn sein Feldzugsplan hatte sich keineswegs auf die Operationen bei Rio Grande beschränkt, vielmehr gleichzeitig auch verschiedene Maßnahmen im Innern vorgesehen. So hatte Rafael Pinto Bandeira mit 400—500 Mann Santa Tecla angegriffen, dessen Besatzung sich schon am 26. März ergeben hatte. Am 31. Oktober nahm derselbe Unterführer schließlich den Wall (trincheira) São Martinho auf dem Hochland, der die Schlüsselstellung zum Gebiet der Sieben Missionen bildete.

So war mit Ausnahme dieses damals noch als spanisch anerkannten Gebietes das ganze heutige Rio Grande do Sul, das dreizehn Jahre unter der Herrschaft der Spanier gestanden hatte, wieder in portugiesischem Besitz. Das Verdienst, dieses Gebiet zurückerobert und damit Brasilien gesichert zu haben, ist zweifelsohne weitgehend der überragenden Persönlichkeit des deutschen Generals zuzuschreiben; das Urteil des Visconde de São Leopoldo²²⁾ über ihn scheint maßgebend zu sein: „Der General gab (persönlich) alle Anordnungen, er sah alles und flößte durch seine Gegenwart und seine Worte allen Mut ein. Wunderbar war die Geheimhaltung und die Tarnung, mit der die Vorbereitungen getroffen wurden, so daß sie nicht einmal von den anderen Offizieren bemerkt wurden . . .“

Böhms strategischer Plan aber ging weiter. Er wollte nicht nur Rio Grande do Sul, sondern auch Uruguay mitsamt der Colônia de Sacramento zurückgewinnen, wozu die Eroberung des wichtigen Hafens von (São Pedro do) Rio Grande die Voraussetzung bildete. Und vielleicht wäre die ganze Geschichte Uruguays anders verlaufen, wenn Böhm genügend Machtmittel zur Verfügung gestanden hätten, zumal er nicht nur an Eroberungen dachte, sondern auch großzügige Pläne in bezug auf die Besiedlung des damals fast noch menschenleeren Südens hegte. Er hat, vielleicht in Anlehnung an das Beispiel Friedrichs des Großen, an eine kleinbäuerliche Besiedlung dieses Raumes gedacht, zu welchem Zweck er nach dem Friedensschluß seine Soldaten verwenden wollte. Erst etwa fünfzig Jahre später (1824) ist mit der Gründung der „Deutschen Kolonie von São Leopoldo“ der Böhmsche Vorschlag teilweise

²²⁾ S. 145f.

verwirklicht worden, indem man nördlich von Pôrto Alegre ein wichtiges Versorgungs- und auch Rekrutierungszentrum schuf. In Anbetracht dieser Pläne erscheint die Kritik, die Lavradio 1779 in dem für seinen Nachfolger bestimmten Bericht an Böhm übt²³⁾, indem er ihm vorwirft, aus persönlicher Unentschlossenheit nicht weitergegangen zu sein und den feindlichen General mit seinen Truppen gefangen genommen zu haben, als unbegründet.

Böhm war allerdings kein militärischer Glücksspieler, sondern ein vorsichtig abwägender Offizier. Die gewaltigen Vorbereitungen, welche Spanien sogleich nach dem Fall von Rio Grande traf, zwangen ihn zu einem wohl überlegten Einsatz seiner Streitkräfte und zum Ausbau der eroberten Stellungen; von seinen weiter reichenden Plänen mußte er gezwungenermaßen absehen. Spanien, das die ihm von seiten des neuen disziplinierten portugiesischen Kolonialheeres drohende Gefahr erkannte, hatte schon 1776 durch Errichtung eines Vizekönigtums eine starke zentrale Regierung am La Plata geschaffen. Dom Pedro de Ceballos, der einst als Gouverneur von Buenos Aires die Colônia de Sacramento und den Süden von Rio Grande do Sul erobert hatte, wurde als Vizekönig und oberster Feldherr mit weitreichenden Vollmachten und mit Streitkräften, die denen Böhms in jeder Hinsicht weit überlegen waren, nach Südamerika entsandt, um die Grenzfrage ein für allemal zugunsten Spaniens zu lösen, indem er einfach alles Gebiet bis zur Insel Santa Catarina, auf das die Spanier Anspruch erhoben, dem neuen Vizekönigreich einverleibte. Ceballos Flotte bestand aus 19 Kriegs- und 96 Transportschiffen mit mehr als 9000 Mann an Landungstruppen, d. h. aus einer feindlichen Armee, wie sie seit dem Einfall der Holländer an Brasiliens Küste nicht mehr gesehen worden war.

Während Spanien solche Machtmittel entsandte, wurde Böhm von Portugal aus gar nicht und von den Kolonialverwaltungen nur ungenügend unterstützt. Ceballos versuchte gleich nach seiner Ankunft, den portugiesischen Schwerpunkt im Süden, die Stadt (São Pedro do) Rio Grande, zu deren Verteidigung Böhm alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatte, in die Zange zu bekommen, indem er schon auf dem Wege nach dem La Plata die Insel Santa Catarina überfiel, deren Besatzung sich ergab, ohne einen Schuß abzugeben. Böhm erkannte die ihm jetzt drohende Gefahr und verhinderte durch die sofortige Entsendung einer

²³⁾ Vgl. Carnaxide, S. 281.

Truppenabteilung, daß der wichtige Nachschubhafen von Laguna, südlich der Insel Santa Catarina, ebenfalls in feindliche Hände geriet.

Nach Besetzung dieser Insel nahm Ceballos vom La Plata aus, ebenfalls ohne starken Widerstand zu finden, die Festung Colônia de Sacramento, welche er dem Erdboden gleichmachen ließ. Jetzt war Böhms Lage heikel; denn Ceballos traf Anstalten, um von Uruguay aus die portugiesischen Stellungen in Rio Grande do Sul aufzurollen. Von Böhms geschickten strategischen Maßnahmen hing, zumal durch die spanische Überlegenheit zur See auch die Verbindung nach dem Norden ernstlich gefährdet war, die Zukunft Südbrasilien ab. „Mit dem Blick, wie er seiner militärischen Begabung eigen war, traf General Böhm die Vorbereitungen, um den Feind zurückzuschlagen. Er befahl das Gros der Truppen in das Fort Arroio (bei der Stadt Rio Grande) und ließ die Festung an der Hafeneinfahrt in den Verteidigungszustand setzen . . .²⁴⁾“ Ceballos, der mit dem erfahrenen Kriegsmann rechnete, traf mit großer Umsicht und ohne Hast seine Vorbereitungen, bevor er auf (São Pedro do) Rio Grande marschierte. Ein blutiger Entscheidungskampf mit recht unsicherem Ausgang schien bevorzustehen, als von Europa der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten eintraf.

Am 1. Oktober 1777 wurde — nach dem Tode von Dom José I. und der Ausschaltung Pombals — zwischen Portugal und Spanien der Frieden von São Ildefonso geschlossen, durch den zwar das heutige Uruguay mitsamt der Colônia de Sacramento den Spaniern überlassen werden mußte, das von Böhm zurückeroberte und so umsichtig verteidigte Gebiet von Santa Catarina und Rio Grande do Sul aber bei Portugal verblieb und damit für das künftige brasilianische Staatsgebiet gerettet war. Generalleutnant Böhm kommt dabei der Ruhm zu, Südbrasilien mit zwar gut ausgebildeten, aber schlecht ausgerüsteten Truppen gegen ein zahlenmäßig überlegenes, gut ausgerüstetes Heer erfolgreich verteidigt zu haben. In der „Revista do Instituto Histórico e Geográfico“²⁵⁾ werden die Waffentaten Böhms geradezu als „die vielleicht glänzendsten in der Geschichte Brasilien“ bezeichnet, „wenn man die gegebenen Umstände richtig in Betracht zieht . . .“.

Offensichtlich war man sich der historischen Leistungen Böhms zu seinen Lebzeiten besser bewußt als heutzutage; denn als er nach Rio zurückkehrte, wurde ihm und seinen Truppen vom Vizekönig und der

²⁴⁾ Visc. de S. Leopoldo, S. 162.

²⁵⁾ Rio, Nr. 65, Teil I.

Bevölkerung ein überaus herzlicher Empfang bereitet. Er selbst schreibt darüber am Schluß seiner „Memoires“: „1779, Januar. Am Abend des 31. Januar kamen wir in Rio de Janeiro an, wo mich der Marquis und Vizekönig mit allen Zeichen der Zufriedenheit, der Aufmerksamkeit und Freundschaft empfing. Die Öffentlichkeit selbst schien allgemein an der Zufriedenheit über unsere Rückkehr teilzunehmen.“²⁶⁾ Bereits am 21. November 1776 hatte Böhm den Marquis von Pombal in einem Schreiben daran erinnert, daß er schon vor vier Jahren um seine Abberufung gebeten habe, weil das Klima des Landes, „das der Mehrzahl der nach hier entsandten Personen so wohl bekommt, durch die fortwährenden Krankheiten und Unpäßlichkeiten, die mich befallen haben, meine Gesundheit untergraben hat, so daß ich an Körper und Seele gleich geschwächt bin“. Trotz dieses Gesuches blieb Böhm auch nach dem Feldzug in Rio, wo er sich auch weiterhin der Vervollkommnung des Heeres und der Verteidigung der Kolonie widmete. Während der Kämpfe im Süden war seine Gattin, die er bei seiner Abreise (1774) krank zurücklassen mußte, gestorben. Nach Bemerkungen von Pastor F. L. Langstedt, der sich 1781 in Rio aufhielt und 1789 in Hildesheim ein Buch veröffentlichte, soll seine Schwester damals dem General den Haushalt geführt haben.

Wie beliebt der zurückhaltende und schweigsame Offizier inzwischen bei der Bevölkerung geworden war, wurde offenkundig, als er sich am 14. Juli 1782 durch einen Sturz vom Pferde lebensgefährliche Verletzungen zuzog und sich angesichts des Todes entschloß, vom evangelischen zum katholischen Glauben überzutreten. Als dieser Wunsch bekannt wurde, eilte die ganze Bevölkerung der Stadt zum Hause des Generals, wo im Beisein der höchsten kirchlichen und weltlichen Würdenträger der feierliche Akt des Übertritts vollzogen wurde. Sowohl der Übertritt als auch die wider Erwarten erfolgte Genesung wurden durch ein feierliches Te-Deum und durch das Lesen von Messen von der Einwohnerschaft Rios gefeiert. Die „Gazeta de Lisboa“ vom 3. Dezember 1782 berichtete ausführlich über diese Ereignisse, die die Bevölkerung Rios außerordentlich bewegt haben müssen. Am 22. Dezember des folgenden Jahres 1783 wurde Johann Heinrich Böhm schließlich doch vom Tode abberufen. Der Geistliche des Santo-Antônio-Klosters, in dem Böhm beigesetzt wurde, trug in das Totenbuch folgenden Vermerk ein:

²⁶⁾ Sales, S. 164.

„3. Grab — Generalleutnant Johann Heinrich Bohemi, der am 25. Juli 1782 zu unserem Glauben bekehrt wurde, ein aufrechter Mann („homem na verdade“), den vor seiner Bekehrung vortreffliche moralische Tugenden auszeichneten und der nachher ein vorbildlicher und rechtschaffener Christ war, dessen Leben dieser Stadt ein Beispiel gab und dessen Tod alle in ihrem untröstlichen Schmerz, einen so vortrefflichen Verteidiger zu verlieren, mit Trost erfüllte.“

Die Biographie Johann Heinrich Böhms, der im „Boletim do Centro Rio-Grandense des Estudos Históricos²⁷⁾“ als „eine der eindrucksvollsten militärischen Gestalten der Kolonialzeit“ bezeichnet wird, ist noch nicht geschrieben worden, offensichtlich weil es schwer ist, den über drei Länder zerstreuten Quellenstoff zusammenzutragen. Außer dem bereits erwähnten „Diário“ befinden sich in der öffentlichen Staatsbibliothek zu Lissabon der Briefwechsel des Grafen Lippe mit Böhm (1754—1764) und die Korrespondenz Böhms mit Lavradio (1774—1779), während die Briefe Lavradios an Böhm aus derselben Zeit im oben genannten „Boletim do Centro Rio-Grandense“ veröffentlicht worden sind. In Lissabon liegen ebenso²⁸⁾ die „Memoires relatifs à l'expédition au Rio Grande, de laquelle je fus chargé par le roi Dom José I^o depuis le Decembre 1774 jusqu'à l'an de 79“, während die historisch gewiß ebenso wertvollen und bisher unveröffentlichten „Précis de la guerre de les Missions“ in der Nationalbibliothek zu Rio aufbewahrt werden.

Johann Heinrich Böhms Wirken ist für Brasilien nicht nur von Bedeutung gewesen, weil er die Grundlagen für eine brasilianische Armee schuf und weil er den Süden ruhmvoll verteidigte, sondern darüber hinaus auch wegen der politischen Folgen seiner militärischen Tätigkeit. Der bekannte Soziologe Oliveira Vianna schreibt in seinem Werk „Evolução do Povo Brasileiro²⁹⁾“: „Ein neues Organ entsteht so, infolge des Druckes der äußeren Kriege, in der militärischen und politischen Struktur der Kolonie. Mit ihm gibt man das auflösende und mosaikartige System der kleinen regionalen Abteilungen, die voneinander vollkommen unabhängig waren, zugunsten einer weit ausgreifenden Organisation und Einheit auf, in der die über die Kapitanien zerstreuten Verteidigungskerne anfangen, sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt (Rio de Janeiro) zusammenzufügen.“ Und Felisberto Freire

²⁷⁾ Jahrg. I, Okt. 1939, Anm. 11.

²⁸⁾ Unter „Reservados“, cota 1. 611.

²⁹⁾ S. 268.

sagt nach Carneiro³⁰⁾ über Böhms Tätigkeit: „Ein neuer Faktor in bezug auf die Einheit des Landes, die schon hinsichtlich der Religion, der Sprache und Sitten bestand, wurde geschaffen“. Die neue militärische Organisation stellte neben dem Vizekönigtum, das gegenüber den Gouverneuren mehr dekorativer Art war, die erste kräftige Einrichtung dar, welche die verschiedenen Kapitanien im Süden umklammerte und auf die spätere brasilianische Hauptstadt ausrichtete. Es handelte sich dabei also um eine Einrichtung, welche der durch geschichtliche und natürliche Gegebenheiten geförderten Entwicklung zum Regionalismus und damit einer möglichen Auflösung bei der späteren Loslösung von Portugal entgegenwirkte. Böhms Werk, das alle Bewohner und Siedlungskerne im Süden zur gemeinsamen Verteidigung zusammenfaßte und verpflichtete, ist darum historisch gesehen von einer beachtlichen Bedeutung für die Entwicklung der südamerikanischen portugiesischen Kolonien zur politischen, nationalbrasilianischen Einheit gewesen.

Quellen und Schrifttum

- Auskünfte des „Vereins für schauburg-lippische Geschichte, Altertümer und Landeskunde e. V.“ (Dr. Michels), Bückeberg.
- Barros, Capitão Silva: Estudo do direito penal militar brasileiro, in „Rev. Militar Bras.“, Ano XX, Vol. XXIX, Julho a Setembro 1930, Imprensa Militar, Rio, S. 239 ff.
- Barroso, Gustavo: Historia Militar do Brasil, 2ª edição, Cia. Editora Nac., „Brasiliana“ Vol. 49, S. Paulo, 1938.
- Boiteux, Lucas Alexandre: Notas para a Historia Catarinense, Livr. Moderna, Florianopolis, 1912.
- Carnaxide, Visconde de: O Brasil na administração Pombalina, Cia. Editora Nac., „Brasiliana“ Vol. 192, S. Paulo, 1940.
- Carneiro, Carlos: Historia Militar, in: „Diccionário Historico, Geographico e Ethnographico do Brasil“, S. 1196 ff.
- Cidade, Francisco de Paula: O Exército Brasileiro no Período Colonial, Livr. J. Leite, Rio, Separata 107.
- Fragoso, Tasso: A Batalha do Passo do Rosario, Imprensa Militar, Rio, 1922.
- Paranhos, José Maria da Silva: siehe Rio Branco, Barão do.

³⁰⁾ S. 1198.

- Pinheiro, Jozé Feliciano Fernandes (Visconde de São Leopoldo):
Annaes da Provincia de São Pedro, 2ª edição, Typ. de Casimir,
Paris, 1839.
- Rio Branco, Barão do (José Maria da Silva Paranhos): Efemerides
brasileiras, publicação integral com os complementos organi-
zades pelos srs. Dr. José Vieira, Fazenda e Basilio de Magal-
hães sob a direcção do sr. Dr. B. F. Ramiz Galvão, Rio de
Janeiro, Imprensa Nac., 1918.
- Sales, Pe. Ernesto Augusto Pereira: O Conde de Lippe em Portugal,
Publicação da Comissão de Historia Militar II, Vila Nova de
Famalicão, 1936/1937.
- São Leopoldo, Visconde de: s. Pinheiro.
- Silva, José Luiz Rodrigues da: Recordações da Campanha do Paraguay,
Vomp. Melhoramentos de S. Paulo, S. Paulo.
- Sommer, Friedrich: Deutsche Charakterbilder aus der brasilianischen
Geschichte, vermehrt und neu bearbeitet, Rotermund e Co.,
S. Leopoldo, o. J.
- Sommer, Friedrich: Die Deutschen in São Paulo, 3 Bde., Manuskript im
„Hans-Staden-Institut“, São Paulo.
- Sommer, Friedrich: Beiträge zur Siedlungs-, Sippen- und Familien-
geschichte der Deutschen in Brasilien in: „Volk und Heimat“,
Jahrbuch des Deutschtums in Brasilien, Jg. 1936 ff. und eine
noch nicht veröffentlichte Fortsetzung, Verlag „Deutscher
Morgen“, S. Paulo.
- Sommer, Friedrich: General Joh. Heinr. Böhm in der Militärgeschichte
des kolonialen Brasiliens, „Deutsche Nachrichten“, S. Paulo,
3. und 10. September 1949.
- Strassen, E. A. — Gândara: Oito seculos de História Luso-Alemã, Inst.
Ibero-Americano de Berlin, 1941.
- Vianna, Oliveira: Evolução do Povo Brasileiro, 3ª edição ilustrada,
Cia. Editôra Nac., S. Paulo, 1938.
- Varnhagen, Francisco Adolpho de (Visconde de Porto Seguro):
História Geral do Brasil, 3ª edição, integral, 5 tomos, Cia.
Melhoramentos de S. Paulo, S. Paulo, o. J.

VIII.

Bisher ungedruckte Doktorarbeiten zur bremischen Geschichte

Ernst Lentz: Die verfassungsrechtliche Stellung der bremischen Gebietskörperschaften, insbesondere der Stadtgemeinde Bremen, in Vergangenheit und Gegenwart, mit rechtsvergleichenden Hinweisen auf die Verfassungen von Berlin, Lübeck, Hamburg und Danzig. Kieler Dissertation von 1955.

Von den drei zur Zeit bestehenden deutschen Stadtstaaten weisen nur Hamburg und Berlin eine vollkommene Einheit von Staat und Gemeinde auf, die ihren sichtbaren Ausdruck darin findet, daß es eine neben dem Staat stehende, rechtsfähige juristische Person des öffentlichen Rechts — eben die Gemeinde — nicht gibt.

Dagegen wird durch Art. 143 Abs. I der Landesverfassung der Freien Hansestadt Bremen vom 21. Oktober 1947 (BrLV), der bestimmt, daß die Städte Bremen und Bremerhaven je eine Gemeinde des bremischen Staates bilden, eine Trennung von staatlichem und gemeindlichem Wirkungskreis vorgenommen. Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß Art. 149 BrLV die Möglichkeit eröffnet, einzelne Verwaltungszweige einer Gemeinde durch einfaches Gesetz staatlichen Behörden und umgekehrt einzelne staatliche Verwaltungszweige gemeindlichen Behörden zu übertragen.

Die gesetzlichen Organe der Stadtgemeinde Bremen sind gemäß Art. 148 Abs. I BrLV die Stadtbürgerschaft, die aus den von den stadtbremischen Wählern in die Bürgerschaft gewählten Vertretern besteht, und der Senat, der gemäß Art. 107 Abs. I BrLV gleichzeitig Landesregierung ist, während die Verwaltung der Stadtgemeinde Bremerhaven gemäß §§ 5, 45 ff. der Verfassung der Stadt Bremerhaven vom 1. Januar 1948 durch einen eigenen Magistrat wahrgenommen wird. Besondere gesetzliche Organe des in Art. 143 Abs. II BrLV erwähnten Gemeindeverbandes kennt die bremische Verfassung nicht.

Eine ähnliche weitgehende Trennung von Staat und Stadt kannte von den früheren stadtstaatlichen Verfassungen die Verfassung der Freien Stadt Danzig, deren Staatsgebiet allerdings auch zwei Stadtkreise (Danzig und Zoppot) und drei Landkreise umfaßte.

Aus den angeführten Bestimmungen der BrLV ergeben sich verschiedene, zum Teil geschichtlich bedingte verfassungs- und verwaltungsrechtliche Probleme.

Wie fast alle deutschen Städte hatte das mittelalterliche Bremen eine Ratsverfassung. Die „Alte Eintracht“ von 1433 und die „Neue Eintracht“ von 1534 bildeten bis zum Jahre 1849 die Grundlage des bremischen Staats- und Verfassungsrechts. Mit dem Zusammenbruch des alten Reichs im Jahre 1806 erlangte Bremen die unbeschränkte Souveränität eines Staates. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Jahre 1849 war Bremen Staat und Stadt zugleich. Die staatlichen Aufgaben wurden von den gesetzlichen Organen in gleicher Weise wie die städtischen Angelegenheiten erledigt. Zwischen Staat und Stadt bestand eine Vermögens- und Verwaltungsgemeinschaft. Die Hafengebiete Bremerhaven und Vegesack sowie das aus einer Anzahl von Dorfgemeinschaften bestehende Landgebiet wurde vom Senat der Stadt Bremen verwaltet, der auch die niedere Gerichtsbarkeit ausübte.

Erstmalig befaßte sich die bremische Verfassung vom 18. April 1849 in einem besonderen Abschnitt mit der verfassungsrechtlichen Stellung der bremischen Gemeinden. Das Staatsgebiet wurde in Gebietskörperschaften unterteilt. Die Stadt Bremen wurde als selbständiger Kommunalverband ausdrücklich anerkannt. Darüber hinaus war in dem Art. 87 die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Stadtgemeinde Bremen vorgesehen.

Gesetzliche Organe der Stadtgemeinde Bremen waren der Senat und die Stadtbürgerschaft, die aus sämtlichen von den städtischen Wählern in die Bürgerschaft gewählten Vertretern bestand, die das städtische Bürgerrecht besaßen und in der Stadt ihren Wohnsitz hatten. Über die Stellung des Senats als Magistrat und über die Tätigkeit der Stadtbürgerschaft wird in der Verfassung wenig gesagt. Eine Gemeindeverfassung für die Stadt Bremen ist nie in Kraft getreten. Dieses eigenartige Verhältnis von Staat und Stadt Bremen ist in seinen Grundzügen bis auf den heutigen Tag beibehalten worden, obwohl eine Trennung aus verschiedenen Gründen mehrmals, insbesondere in den Jahren 1867 und 1922—1924, erwogen wurde und die Trennungsgesetzesentwürfe leidenschaftliche Auseinandersetzungen in Bürgerschaft und Verfassungsdeputation heraufbeschworen haben.

Das verfassungsrechtliche Schicksal der übrigen bremischen Gebietskörperschaften (Bremerhaven, Vegesack, Landgemeinden und Landkreis) wird in der Dissertation ebenfalls gewürdigt. Das Jahr 1939 brachte die Eingliederung Bremerhavens in Preußen und in die Stadtgemeinde Wesermünde, mit Ausnahme des in die Stadt Bremen eingemeindeten Hafengebiets, und die Erweiterung des Gebiets der Stadtgemeinde Bremen um die Stadt Vegesack und eine Reihe preußischer und bremischer Landgemeinden. Das restliche bremische Landgebiet wurde im Jahre 1945 in die Stadt Bremen eingemeindet. Mit der Eingliederung Bremens in die amerikanische Besatzungszone wurde aus den Städten Bremen und Wesermünde (entsprechend dem Wunsche der Stadtverwaltung von Wesermünde am 10. März 1947 in Bremerhaven umbenannt) das Land Bremen gebildet.

Der zweite umfassendere Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Stellung der Stadtgemeinden Bremen und Bremerhaven als Selbstverwaltungskörperschaften nach der BrLV von 1947. Er bringt zunächst einen Überblick über die verfassungsrechtliche Entwicklung Bremens und Bremerhavens seit 1945 und vergleicht die Bestimmungen der geltenden Verfassung über die Gemeinden mit denen der Verfassung von 1920.

Die Neubegründung des bremischen Staates im Jahre 1946 bot den lang ersehnten Anlaß, die Hindernisse, die bisher einer straffen und übersichtlichen Verwaltungsführung in Gestalt der bisherigen Vermögensgemeinschaft zwischen Staat und Gemeinde Bremen entgegenstanden, ohne größere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Um auch gegenüber der Gemeinde Bremerhaven klare Verhältnisse zu schaffen, wurde die Vermögenstrennung beschlossen. Als Stichtag wurde der Tag der Eingliederung Bremerhavens in das Land Bremen gewählt. Nach Art. 130 BrLV gilt das zu diesem Zeitpunkt vorhandene Vermögen der Freien Hansestadt Bremen als Vermögen der Stadtgemeinde Bremen. Das bisherige Vermögen der Stadtgemeinde Bremerhaven blieb Vermögen Bremerhavens. Für das Jahr 1947 wurden erstmalig getrennte Haushaltspläne für die Freie Hansestadt Bremen und die Stadtgemeinde Bremen aufgestellt. Die ersten Vermögensnachweisungen wurden am 1. April 1953 offengelegt.

Seit dem 24. November 1949 tagen Bürgerschaft (Landtag) und Stadtbürger-

schaft getrennt, wenn auch an den gleichen Sitzungstagen. Eine Trennung der Senatsvorlagen in solche für die Bürgerschaft (Landtag) und in solche für die Stadtbürgerschaft findet seit dem 30. Januar 1953 statt.

Eine k o m m u n a l e Selbstverwaltung der Stadtgemeinde Bremen ist aber trotz langsam fortgeschrittener Trennung heute ebensowenig gegeben, wie sie während der Geltungsdauer der bisherigen Verfassungen vorhanden war, da die BrLV von 1947 an der Doppelfunktion des Senats festgehalten hat. Wohl ist die Stadtgemeinde Bremen eine juristische Person des öffentlichen Rechts mit eigener Gebietshoheit, eigenem Vermögen, eigener Steuerhoheit und eigenem Haushaltsrecht. Auch verfügt sie über ein eigenes willensbildendes Organ. Jedoch ist einmal diese abgesonderte Willensbildung infolge Fehlens wesentlicher Kontroll- und Mitwirkungsrechte eingeschränkt, und zum anderen ermangelt es an einem eigenen Willensvollzugsorgan, dessen Vorhandensein gerade die kommunale Selbstverwaltung ausmacht. Außerdem fehlt der Stadtgemeinde Bremen die Personalhoheit, d. h. sie hat nicht das Recht, eigene Angestellte, Beamte und Arbeiter einzustellen. Dagegen spiegelt sich die p o l i t i s c h e Selbstverwaltung vornehmlich in den Deputationen und Ortsamtsbeiräten wider. Ein besonderer Abschnitt ist daher auch den bremischen Ortsämtern gewidmet, in dem rechtsvergleichende Betrachtungen über die verfassungsrechtliche Stellung der Bezirke in Hamburg und Berlin angestellt werden. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den Besonderheiten der Bremerhavener Verfassung.

In der Abhandlung wird ferner der Versuch unternommen, unter Berücksichtigung der bisherigen bremischen Verfassungen, der Trennungsgesetzentwürfe und allgemein verbindlicher Rechtsgrundsätze aus Art. 148 BrLV die Rechte und Zuständigkeiten der Stadtbürgerschaft und der Gesamtheit der stadtbremischen Bürger (Gemeindeentscheid, Gemeindebegehren) abzuleiten. Darüber hinaus wird der Weg aufgezeigt, auf dem eine endgültige Trennung von Staat und Stadt Bremen bei Bedarf zu erfolgen hat und welches Verfahren hierbei zu beachten ist.

Sowohl eine rechtspolitische Bewertung des gegenwärtigen Verhältnisses von Stadt und Land Bremen als auch eine Prüfung der Vereinbarkeit des Art. 148 BrLV mit dem Art. 28 Abs. I und II des Bonner Grundgesetzes führen zu dem Ergebnis, daß unter den herrschenden Umständen die gegenwärtige staatsrechtliche Struktur Bremens, wenn sie auch mit vielen Nachteilen verbunden ist, die bestmögliche Lösung darstellt.

Diedrich Konsor: Zum Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen der Republik Venezuela und den drei Hansestädten von 1837.

Die Beziehungen der Hansestädte zu Venezuela sind in der Dissertation „Die Hansestädte und Venezuela zwischen 1825 und 1865 (Vier Jahrzehnte hanseatischer Handelsvertragspolitik an der Nordküste Südamerikas unter besonderer Berücksichtigung des Hamburger Anteils)“ (Hamburg 1955, phil.) behandelt worden. Im folgenden soll in aller Kürze ein Überblick über die Entwicklung gegeben und besonders auf den Bremer Senator Gildemeister hingewiesen werden, dessen Vorgehen für die Befestigung der handelspolitischen Verhältnisse zwischen den beiden Partnern von Wichtigkeit ist.

Der Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen den Hansestädten und Venezuela von 1837 ist ein Meilenstein in der wirtschaftlichen Verflechtung der bedeutendsten deutschen Nordseehäfen und des Ostseehafens Lübeck mit der jungen südamerikanischen Staatenwelt, die in jenen

Jahren nach der Befreiung von dem kolonialen System Spaniens und Portugals zu selbständiger Wirtschaftsführung gelangt. Die Vorgeschichte des Vertrages zieht sich über zwölf Jahre hin. Gliedert man sie in zwei Abschnitte, so ist es 1. das Bemühen der Hansestädte, zwischen 1825 und 1830 mit Großkolumbien, in dem Neu-Granada (heutiges Kolumbien), Ekuador und Venezuela vereinigt sind, zu einer vertraglichen Ubereinkunft zu kommen, 2. die Fortsetzung der Bestrebungen bei dem nach Auflösung des großkolumbianischen Staatenverbandes selbständig gewordenen Venezuela.

Das Vorgehen der Hansestädte im ersten Abschnitt bleibt erfolglos, da der Diktator Bolivar den Kreis der durch den Vertrag begünstigten Waren auf die hanseatischen Ursprungs beschränkt wissen will. Als Häfen Deutschlands aber verlangen die Schwesterstädte die Begünstigung aller Güter auf hanseatischen Schiffen und lehnen daher den Vorschlag des großkolumbianischen Regierungsoberhauptes ab. Den Bemühungen in der zweiten Phase, die nun Venezuela gelten, einem Land, das wegen seiner wirtschaftlichen Grundlagen schon während der Zugehörigkeit zu Großkolumbien die besondere Aufmerksamkeit der Hansestädte erregte, ist mit dem Handelsvertrag von 1837 der verdiente Erfolg beschieden. Das Abkommen wird von dem ehemaligen hamburgischen Generalkonsul in La Guaira, nun Bevollmächtigten der drei Hansestädte, Georg Gramlich, in Caracas abgeschlossen. Es bildet mit seinen 28 Artikeln die gesetzliche Grundlage des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern.

In dem Artikel 10, der die Erzeugnisse des deutschen Bundes in hanseatischen Schiffen als hanseatischen Ursprungs erklärt und ihre Gleichstellung bei Hafengebühren und Zöllen mit den Schiffen und Erzeugnissen Venezuelas in venezolanischen Häfen wie andererseits auch umgekehrt betont, werden die Erwartungen der Schwesterstädte, die sich inzwischen von der umfassenden Reziprozität abgewandt haben, voll erfüllt. Seinen Wert beweist der Vertrag in der Entwicklung des Warenaustausches zwischen den beiden Partnern. Im Jahre 1851 hat sich die Einfuhr aus Venezuela nach Hamburg gegenüber 1838 um das Viereinhalbfache erhöht, die Ausfuhr nach Venezuela um das Dreifache. Ähnliche Verhältnisse finden wir in dem Austausch zwischen Bremen und Venezuela. Die Einfuhr der Hansestädte umfaßt in der Hauptsache Kaffee, Tabak, Baumwolle, Indigo. Ausgeführt werden vor allen Dingen Leinen, Seiden- und Baumwollwaren, Glas-, Eisen- und Stahlwaren. Kaffee und Leinen stehen immer an der Spitze der Ein- und Ausfuhr. Der auf zwölf Jahre abgeschlossene Vertrag wird am 4. Dezember 1851 von Venezuela gekündigt, ohne daß dadurch der Handel zwischen den beiden Partnern eine Einbuße erleidet. Er zeigt im Gegenteil eine wesentliche Steigerung. Von der Kündigung des Vertrages bis zum Eintritt der Hansestädte in den Norddeutschen Bund versuchen die konsularischen Vertreter der Schwesterstädte zwar einen Neuabschluß zu erreichen, werden aber von den innerpolitischen Wirren in Venezuela immer wieder daran gehindert.

Die Gemeinsamkeit des hanseatischen Vorgehens in Großkolumbien/Venezuela ist in keinem Abschnitt der gegenseitigen Beziehungen zu erkennen. Gemeinsam kann man mehr bieten, aber auch mehr verlangen. Bahnbrechend wie überall im wirtschaftlichen Neuland ist der hanseatische Kaufmann. Auch an der Nordküste Südamerikas konnte die Flagge dem Handel nur zögernd folgen. Gerade der erste Abschnitt der Beziehungen zu dem jungen Staatswesen ist kennzeichnend für die besondere politische Lage, der die Hansestädte Rechnung tragen müssen. Das Ungeklärte der Selbständigkeit

der ibero-amerikanischen Staaten — Spanien hat *de jure* nicht auf diese Gebiete verzichtet und begegnet allen Zugeständnissen, die von anderen europäischen Staaten den südamerikanischen „Insurgenten“ gemacht werden, mit Protesten — zwingt die Schwesterstädte zu äußerster Vorsicht. So sind die ersten Versuche, die schon im Sommer 1825 beginnen, den eigenen Kaufleuten im spanischen Südamerika einen vertraglichen Rückhalt zu schaffen, ein Vorhaben, das das Wohlwollen Spaniens von vornherein zum Ziele haben muß. In jedem Falle soll eine staatliche Anerkennung der jungen Staaten vermieden werden, d. h. man will in den Schwesterstädten auf einen fest umrissenen Vertrag verzichten, der die staatliche Legitimation des südamerikanischen Partners bedeuten würde. Der gangbarste Weg scheint eine einfache Reziprozitätsabsprache zu sein, die in einer gegenseitigen Erklärung die Gleichheit der beiderseitigen Schiffe und der auf ihnen verladenen Waren in Zöllen und Abgaben in den Häfen der beiden Partner enthalten soll. Gerade die Reziprozitätserklärung als „inoffizielle“ Zwischenlösung ist für das nach politischer Anerkennung strebende Großkolumbien nicht annehmbar. Andererseits bildet es für die Hansestädte die Grenze des zu verantwortenden Entgegenkommens. Der erste hanseatische Vertreter, der aus der Enge dieser Ansicht herausfinden will, ist der bremische Senator Gildemeister. Als Vertreter seiner Vaterstadt bei der hanseatischen Gesandtschaft, die zwecks Abschluß eines Handelsvertrages 1827 nach Brasilien geht, hat er von seinem Senat die Bevollmächtigung erhalten, über Brasilien hinaus auch mit den anderen südamerikanischen Staaten Fühlung und Verhandlungen aufzunehmen. Dagegen ist der hamburgische Vertreter, der Senatssyndikus Sieveking, angewiesen, bei Gesprächen mit ibero-amerikanischen Vertretern über die Anknüpfung von Verhandlungen in allgemeinen Ausdrücken hinwegzugehen. Doch ist sich die Gesandtschaft einig, jede Gelegenheit zu nutzen, mit den Staaten des ehemals spanischen Südamerika ins Gespräch zu kommen.

Die Berichte, die Gildemeister seinem Senat Anfang 1827 aus Hamburg sendet, zeigen, wie man im Kreise der Gesandtschaft den Veränderungen der Weltlage gerecht werden will. „Überhaupt möchte von Spanien nichts zu fürchten sein, sobald wir nur dessen leicht erregbares Ehrgefühl einigermaßen schonen“, schreibt Gildemeister. Die Furcht vor Spanien soll nicht übertrieben werden. Dennoch zögern Gildemeister und Sieveking bei dem Plan eines umfassenden Handelsvertrages, den der großkolumbianische Gesandte in London vor ihnen ausbreitet. Der Beginn der Vertragsverhandlungen der Hansestädte mit Mexiko ändert die Aussichten. Ein Bericht, den Gildemeister nach Abschluß der Mission im Mai 1828 verfaßt hat, kennzeichnet die Folgerungen, die er aus der Annäherung an Mexiko zieht. Der Abschluß eines Vertrages mit dem Staatswesen Bolivars erscheint ihm wichtiger als der mit Mexiko. Dem großkolumbianischen Gesandten in Rio de Janeiro, Palacio, erklärt er am 13. Juli 1827, er halte es für an der Zeit, sich endlich über die bisherigen Bedenklichkeiten hinwegzusetzen und mit Großkolumbien einen förmlichen Handelsvertrag einzugehen. Somit ist der Bremer Senator der erste hanseatische Unterhändler, der gegenüber einem offiziellen Vertreter der jungen Republik die Frage eines Handelsvertrages aufwirft und sie bejaht. Wohl betont er dabei seine Privatmeinung, hofft aber, seinen Senat für diesen Plan zu gewinnen, wenn andererseits Bolivar seinem Gesandten in London Verhandlungsvollmacht erteile. Die spätere Entwicklung der Verhandlungen — die betreffende Vollmacht trifft im März 1828 in London ein — läßt durchaus auf eine Anregung Palacios und damit Gildemeisters schließen. Schon in Rio

aber stößt die Frage der Zwischenfahrt, der Beförderung fremder Waren auf hanseatischen Schiffen, auf starke Bedenken Palacios. Der Einwand des Gesandten, daß in diesem Falle andere Staaten, deren Erzeugnisse unter gleichen Vergünstigungen unter dritter Flagge verschifft werden können, kein Interesse an einem unmittelbaren Verhältnis mit Großkolumbien haben würden, begleitet später die Londoner Verhandlungen und führt zu ihrem Scheitern. Gildemeister hat im August 1829 den Vertrag unter diesen Bedingungen abgelehnt. Lieber keinen Vertrag, als einen, der einen Grundsatz zerstöre, den die Abkommen mit Großbritannien, Preußen, Mexiko und den Vereinigten Staaten sanktioniert hätten, so schreibt der Bremer Senator an den hanseatischen Generalkonsul in London. Er hofft, Kolumbien werde bei besserem Vertrautsein mit den europäischen Verhältnissen einsehen, daß es mit Deutschland nur über die Hansestädte Handel treiben könne.

In Rio jedoch glaubt er, daß man das Abkommen „auf die liberalsten und vorteilhaftesten Bedingungen“ abschließen könne. Er erkennt aus der Sicht der brasilianischen Verhältnisse heraus, daß Eile geboten ist, daß baldiges Erscheinen der Schwesterstädte in Großkolumbien die Handelsvorteile vergrößern muß. Das Abwarten der Hansestädte auf das bahnbrechende Vorgehen einer der Großmächte glaubt er gerade hier fehl am Platze. „Im Gegenteil“, so schreibt er, „scheint es mir ungleich verständiger und unserem Handelsinteresse mehr zusagend, wenn wir mit Kolumbien usw. unsere eigenen Wege gehen und uns evtl. nicht scheuen, die ersten zu sein“ (so an Smidt am 24. Juli 1827).

Zwar kommen Gildemeisters Schritte in Rio über eine bloße Fühlungnahme nicht hinaus; aber seine Gespräche mit Palacio erwecken die hanseatisch-kolumbianischen Unterredungen zu neuem Leben. Über dem vergeblichen Streben nach einer Reziprozitätserklärung hat er die Notwendigkeit eines umfassenden Handelsvertrages erkannt. Seine Gedanken sprengen den Rahmen des Abwartens und bisher notwendiger Halbheiten und lassen sich von den Möglichkeiten des Raumes Südamerika aus der politischen Beschränkung der Hansestädte herausreißen. In immer neuen Bemühungen bewegen sich nun die handelspolitischen Annäherungsversuche zu Großkolumbien/Venezuela vorwärts. Das Scheitern der Verhandlungen im Jahre 1829 ist eine Stufe zu dem Abschluß des Vertrages von 1837, der Gildemeisters Hoffnung „auf die liberalsten und vorteilhaftesten Bedingungen“ nicht getrogen hat.

IX.

Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte

Von Friedrich Prüser

Die nachfolgende Übersicht umfaßt im Berichte einen Zeitraum von zwei Jahren. Der besseren Übersichtlichkeit halber ist eine Gliederung in größere Untergruppen angestellt worden. Man möge sie als einen gutgemeinten Versuch nehmen, angesichts der Tatsache, daß eine in allem befriedigende Lösung so leicht nicht gefunden werden kann.

Frühgeschichte. Stammesgeschichte.

Das Jahrbuch 36 (1955) der Männer vom Morgenstern macht in der Hauptsache frühgeschichtliche Themen zum Gegenstand der Darstellung, wobei der Abdruck des Vortrages, den A. E. van Giffen über „Die frühgeschichtlichen Marschensiedlungen, die ‚Terpen‘ oder Warfen“, bei der Wurster Tagung des Marschenrates im Juni 1953 gehalten hat, als ausgezeichnete Zusammenfassung der von diesem hochverdienten Forscher erzielten Grabungsergebnisse und deren weitere Anwendung, vor allem in Ezinge bei Groningen, zum Vergleich aber auch an anderen niederländischen Orten, zu werten ist. Siedlungs- und Hausformen werden aus ihren natürlichen und wirtschaftlichen Bedingungen erklärt und erst in zweiter Linie stammesmäßig bezogen. Immerhin verdient es Erwähnung, daß etwa um 400 auch in Ezinge das große Bauernhaus durch ein einräumiges Grubenhäuschen verdrängt und damit das Kulturbild ganz anders wird: eine Folge der kernsächsischen Einwanderung von der Geest zwischen Weser- und Elbemündung, aus der Gegend der dicht belegten Urnenfriedhöfe. — Karl Waller stellt hier einen solchen monographisch heraus, den von Gudendorf bei Cuxhaven. Wenn nun auch, wie von ihm angekündigt, das umfangreiche Fundmaterial von Westerwanna in absehbarer Zeit veröffentlicht sein wird, dann möchte endlich, dem von Waller als dem Hauptbeteiligten geäußerten Wunsch entsprechend, die Gelegenheit gegeben sein, die Frühgeschichte des Sachsenstammes „gänzlich aufzuhellen“.

Sehr bemerkenswerte Ergebnisse für die Wikforschung hat Werner Haarnagel in seinem Aufsatz über „Die frühgeschichtliche Handelssiedlung Emden und ihre Entwicklung bis ins Mittelalter“ aus den Grabungen der Niedersächsischen Landesstelle für Marschen- und Wurtenforschung auf der Stadtwarf Emden aus den Jahren 1951 bis 1953 gezogen, die er im Friesischen Jahrbuch 1955, in seinem ersten Teile, dem Emdener Jahrbuch (Jahrb. d. Gesellsch. f. bildende Kunst u. vaterländische Altertümer zu Emden), 35. Bd. (1955), S. 9—78, veröffentlicht. Er unterscheidet für die Marsch zwei Siedlungsformen, die bäuerliche auf großen, runden Warfen in Haufendörfern und die der Händler und Handwerker auf langgestreckten Warfen in Einstraßendörfern, die ehemals Wike gewesen sind, wie die heutigen Stadtsiedlungen, nur daß sich die (friesischen) Händler in diesen durch Anlage von schützenden Befestigungen zu halten verstanden. Zur Erforschung der frühmittelalterlichen Handelsgeschichte an der Nordsee ist aus dem mitgeteilten Grabungsbefunde allerhand zu ent-

nehmen; um so mehr darf man auf die Vorlage des Ergebnisses der von derselben Dienststelle unternommenen Grabung auf der Feddersen-Wierde bei Wremen im Lande Wursten gespannt sein, die geeignet zu sein verspricht, die Linie der Entwicklung über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaus nach rückwärts zu verfolgen. — Zu diesen aufsehenerregenden Ausgrabungen stellt Georg Werbe in einem Aufsatz „Rund um die Feddersen-Wierde“ in den „Mitteilungen“ des Stader Geschichts- und Heimatvereins, 31. Jahrg. (1956), S. 35—45, das zusammen, was über Namen und Lage der Ausgrabungsstätte und aus den wichtigsten Schriften des Altertums zu den durch die Grabung aufgegebenen Fragestellungen zu sagen ist.

„Die Niederelbe im Handelsverkehr des frühen Mittelalters“ behandelt Herbert Jankuhn im Stader Jahrbuch 1954 (Festschrift für unser Ehrenmitglied Hans Wohltmann zur Vollendung des 70. Lebensjahres, S. 35 ff.). In der Römerzeit läßt sich, wie an der Weser, eine reiche Einfuhr römischer Waren aus dem Westen nachweisen, gehäuft an der „Spitze von Cuxhaven“, die an dem Seewege nach dem reich mit Römerfunden ausgestatteten ostjütischen und insel-dänischen Bereich lag. In der Folge reißen die Beziehungen ab, um erst in fränkischer Zeit, seit Karl dem Großen, wieder voll in die Erscheinung zu treten. Damals hat die Niederelbe in großem Maßstabe am Fernhandel teilgenommen. — Karl Kersten berichtet an gleicher Stelle, S. 49 ff., über die von ihm vorgenommenen „Taucharbeiten in Haithabu im Jahre 1953“; er sucht nach Funden im Schlamm des Haddebyer Noor, des alten Hafens der wikin-gischen Handelsmetropole, was bei aller Schwierigkeit in der Auswertung gute Ergebnisse, unter anderem die Hebung eines 16 Meter langen Schiffes verspricht, das hier versunken ist — das erste Mal, daß man ein solches Schiff an seinem natürlichen Orte mit seinem natürlichen Inhalt bergen würde. — Im Anschluß an eine durch den Burgenforscher Hans von Holleufer-Daudieck angenommene frühgeschichtliche Ost-West-Verbindung zwischen Niederweser und Niederelbe handelt Angelus Gerken im Stader Jahrbuch 1955, S. 162 ff., von „einer alten Heerstraße zwischen Weser und Elbe“, die etwa von der Wesermündung über Beverstedt, Orel und Sprekens und nach Überschreitung der Oste über Bargstedt und Ohrensburg in die Gegend von Stade oder Horneburg geführt hat, wobei die Rolle der Burg- und sonstigen Befestigungsanlagen zur Sicherung dieses Weges besonders betont wird.

Im Jahre 1930 machte Hugo von Buttell-Reepen auf „Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen“ aufmerksam, Knochenfunde aus der Niederweser bei Oberhammelwarden, die er in das dritte nachchristliche Jahrhundert verwies. Hermann Behrens bezeichnet in Bd. 54 des Oldenburger Jahrbuchs (1955), in seinem zweiten Teile, S. 55 f., in einer „Kunstgeschichtlichen Stellungnahme“ die Bilddarstellungen als Fälschungen, „die durchaus geschickt in Anlehnung an die Darstellungen auf dem nordgermanischen Häggeby-Stein (in Schweden) hergestellt worden sind. Aus welchem Grunde das geschehen ist, das ist vorläufig freilich nicht zu sagen: vielleicht hat ein Wissender die wissenschaftliche Welt nasführen wollen.

Richard Drögereit gibt im „Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte“, Bd. 26 (1954), S. 194 ff., einen kurzen Bericht von seinen Forschungen über „Die sächsische Stammesgeschichte“. Sie wird von den Forschern, die den sächsischen Stammesstaat als durch Eroberung entstanden annehmen möchten und nicht als einen Bund durch friedliche Einung, gern als Beweisstück betrachtet, ist nach Drögereit aber nur „ein Gebilde aus Vorstellungen und Gedanken-gängen, die sowohl in Rudolfs (von Fulda, 865) wie Widukinds (von Cor-

vey, 968) Zeit möglich waren. Rudolf zeugte die Fabel, Widukind zog sie mit Liebe groß.“ „Der belesene und sagenfreudige Adam von Bremen schreibt allein Rudolf aus, und zwar unter dem Namen von Einhard.“ — Friedrich Bocks an derselben Stelle S. 167 ff. verfaßter und im folgenden Bande S. 206 ff. fortgesetzter Bericht über die „Langobardenforschung in Italien“ läßt die Bedeutung erkennen, die die dort mit Hingabe und Erfolg gepflegten Unternehmungen dieser Art auch für die Aufhellung der Verhältnisse im Mutterlande in der Lüneburger Heide haben können, und ruft zu deren Überprüfung und zur Zusammenarbeit dort auf, wo sie geboten erscheint.

„Vom Wesen des Friesentums“ schreibt Johann Ulrich Folkers im 36. Bd.e des „Jahrbuchs der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden“ (1956). Er findet es, mit vielerlei Beispielen belegt, im Individualismus und im Rationalismus des friesischen (aber auch des sächsischen) Marschbauern als seinen wesentlichen Zügen verkörpert und erklärt beides aus der Kolonistennatur der in der Marsch siedelnden Menschen, dabei aufschlußreiche Parallelen zu den nach Amerika Ausgewanderten und zum Junkertum Ostelbiens ziehend, das, wie unsere Marschbauern, seit dem 16. Jahrhundert die Gewinnmöglichkeiten einer überseeischen Getreideversorgung nutzend, die kapitalistische Gutswirtschaft aufbaute. Die Grundhaltung ist in all diesen Fällen dieselbe und der Charakter in seinen kennzeichnenden Anlagen durch eine viele Jahrhunderte währende Auslese geschaffen worden. Der bremische Stadtbibliothekar und Weltreisende Johann Georg Kohl ist mit seiner Schrift über die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein dem Verfasser ein wichtiger Kronzeuge für seine Beweisführung.

Frühes Mittelalter. Wikiforschung.

„Wo die eisernen Pranken der Greifbagger, getrieben von dem auf die Minuten abgestellten Zeitplan des Bauingenieurs, hinfassen, wird in wenigen Stunden zerstört, was der Erdboden uns aus den Generationen der zurückliegenden elf Jahrhunderte bewahrt hat, und doch blieben dort, wo der einsichtige Mensch die Technik leitet, auch im modernen Baugetriebe noch immer Mittel und Wege übrig, der Stadtarchäologie zu ihrem Rechte zu verhelfen, sofern nur das Verständnis für die Notwendigkeit einer wachsamten Denkmalpflege vorhanden war.“ So schreibt Reinhard Schindler im Bd. 43 der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte (1956), in einem S. 49—72 stehenden Aufsatz über „Hamburgs Frühzeit im Lichte der Ausgrabungen“, im ganzen des Inhalts, wie er es auf der Hansischen Geschichtstagung 1954 zu Braunschweig vorgetragen hat. Man könnte diese Worte ebenso zur Beherrigung für eine Unterstützung der Stadtkernforschung in Bremen nehmen, die einer systematischen Pflege zu einer Zeit, da sie auf noch nicht wieder bebautem Trümmergelände greifbare Ergebnisse — im positiven wie im negativen Sinne — hätte erwarten lassen können, leider hat entbehren müssen. Dabei ist das Anliegen hier so dringend wie dort: nicht nur über Art, sondern auch über Ort und Alter der Ursiedlung und ihrer Nachfolger Näheres zu erfahren. Die Einzelheiten der in Hamburg erzielten Ergebnisse mögen uns in Bremen weniger angehen, und sie werden bei dem neuesten großen Bauvorhaben, dem Bau des Tunnels für einen neuen Zweig der Untergrundbahn im Herzen des alten Hamburg, gewiß um ein Ansehnliches vermehrt werden

können: aber mit welchem Erfolge solche Stadtkernforschung getrieben werden kann, davon mag uns, wie der oben erwähnte Aufsatz Haarnagels über Emden, Schindlers ansprechend geschriebener, von guten zeichnerischen Darstellungen unterstützter Beitrag ein Beispiel sein. Um nur einiges hervorzuheben, haben glückliche Funde jetzt dem Spatenforscher den Beweis geliefert, daß „zwischen der spätsächsisch-heidnischen Ursiedlung des ausgehenden 8. Jahrhunderts und der christlich-fränkischen Burggründung der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts eine kurzfristige slawische Okkupationsperiode des Ortes anzusetzen“ ist. Für das Suburbium der alten „Hammaburg“, die sonst als Wik bezeichnete Siedlung also, nimmt Schindler, im Gegensatz zu dem von Fritz Rörig geprägten Typ, fest ansässige Bevölkerung, auch von Händlern an. Gegen die bisherige Auffassung hat sich dieser Wik nach Zeugnissen der Bodenfunde in der Zeit, da die geistliche Überlieferung von ihm zeugt, kräftig weiterentwickelt, wie er auch in den Zeiten der Obotriteneinfälle im 10. und 11. Jahrhundert niemals verlassen worden ist. — Die von Schindler in Zusammenarbeit mit dem Museum für hamburgische Geschichte und dem Hamburger Vorgeschichtsverein herausgegebene Zeitschrift „Hammaburg“ breitet in ihrem 4. Jahrg. (1953/1955), S. 105 ff., mit einem Aufsatz von Heino Gerd Steffens über „Die Ausgrabungen in der Großen Reichenstraße zu Hamburg (1953—1954)“ wichtige Einzelheiten aus den von Schindler in obigem Aufsatz zusammenfassend behandelten Ergebnissen seiner Stadtkernforschung aus. Bis in das 9. Jahrhundert gehen die aufgedeckten Siedlungsspuren zurück und beweisen, daß mit der Zerstörung Hamburgs durch die Normannen keine Unterbrechung der Siedlung erfolgt ist; schon in der frühen Zeit war diese Straße, wie die Funde beweisen, die *platea divitum* der ersten schriftlichen Erwähnung zum Jahre 1264, eine Straße der Reichen. — Auch von anderer Seite werden Erfolge solcher Stadtkernforschung berichtet. So legen Hans Adolf Schultz und Otto Stelzer in Bd. 36 des „Braunschweigischen Jahrbuchs“ (1955), S. 5—23, als „Ergebnisse einer (von der Stadt Braunschweig verständnisvoll geförderten) Ausgrabung von 1954“ eine Abhandlung über „St. Jacob, die Pfarrkirche einer Kaufmannssiedlung des 9./10. Jahrhunderts in Braunschweig“ vor, die, wie von mittelalterlichen Chronisten behauptet, die Gegend um diese Kirche, den Eiermarkt, als die ältere Kaufmannssiedlung erweist, gegenüber dem von der reinen Quellenkritik (Paul Jonas Meier!) dafür angenommenen Kohlmarkt. Wie wertvoll müßte es sein, wenn wir in Bremen die neuen Ansätze Herbert Schwarzwälders für die Lage des Marktes mit der Wissenschaft des Spatens nachprüfen könnten!

Aus dem umfangreichen Sammelband „Das Land Niedersachsen“, Hannover, 1955, sei auf den ausgezeichneten Aufsatz von Fritz Timme „Ursprung und Aufstieg der Städte Niedersachsens“ hingewiesen, der grundlegende Ausführungen zur Wikforschung macht. Natürlich wird auch Bremen hier mehrfach genannt: es wäre noch viel häufiger und in anderem Zusammenhang geschehen, wenn der Aufsatz, durch den Charakter des Gesamtwerkes bestimmt, „Niedersachsen“ in seiner landschaftlichen Bedeutung hätte nehmen dürfen und nicht nur als politischen Begriff von heute.

Die von Fritz Timme und seinem Kreis in den letzten Jahren nach Kräften vorangetriebene Wikforschung ist indessen in einzelnen Ergebnissen nicht ganz ohne Widerspruch geblieben. So bestreitet Urselmarie Jacobs im Braunschweigischen Jahrbuch, Bd. 35 (1954), S. 150 ff., daß die in einer alten Grenzbeschreibung vorkommende Bezeichnung „alte Wik“ bei Campen an der Schunter auf jeden Fall auf einen von Fernhändlern in Abständen benutzten

Handelsort, auf einen „Kaufmannswik“ also, schließen lasse; „Wik“, „Wieke“, könne ebenso eine auch sonstwie zu belegende Bezeichnung für „Ulme“ sein, was für eine Grenzbeschreibung auch besser passen dürfte. In einer diesen Ausführungen angehängten Erwiderung „Ein alter Handelsplatz an der Schunter“ (ebd. S. 153 ff.) weiß sich Theodor Müller, der im vorjährigen „Braunschweigischen Jahrbuch“ auf die Möglichkeit eines Wiks an dieser Stelle aufmerksam machte (Vgl. die „Zeitschriften- und Bücherschau zur bremischen Geschichte“ im Bremischen Jahrb. 44, hier S. 331), indes gut zu wehren. Es wird noch weiterer Forschung bedürfen, ehe dieser Sonderfall zu entscheiden ist. — Wilhelm Jesse untersucht im 73. Jahrg. (1955) der „Hansischen Geschichtsblätter“ unter dem Titel „Wikorte und Münzprägung“, die Ergebnisse eines auf einer numismatischen Arbeitstagung 1954 in Hamburg gehaltenen Vortrages zusammenfassend, die Frage, wie sich die große Zahl der von der Wikforschung festgestellten Wikorte zu der geringen Anzahl der Münzstätten in diesem Gebiete verhalte, um nun seinerseits die Handels- und Wirtschaftsgeschichte zu befragen, wie es kommt, daß man die Prägungen nicht an den Wikorten, vielmehr im fernen Handelsgebiet auf dem Lande findet, mit anderen Worten: auf welche Weise sich dann der Handelsverkehr an diesen Plätzen abgespielt habe, wenn nach den Befunden eine Zahlung in Geld ausgeschlossen gewesen sein muß.

Auf Grund der bisher vorliegenden Forschung über die „Wikzeit“ Stades und Hamburgs unternimmt Erich von Lehe im Stader Jahrbuch 1954, S. 63 ff., in einem Aufsatz „Stade und Hamburg um 1180“ den wohl gelungenen Versuch, beide Orte nach dem auch im Grundriß festgestellten Stand von etwa 1180, dem Ende dieses Zeitabschnittes, miteinander zu vergleichen, wobei sich mancherlei Gemeinsamkeiten, aber auch die Unterschiede zeigen, die die besondere Geschichte beider Orte bestimmen.

Von Matts Dreijer in Mariehamn auf den Ålandsinseln liegt eine zwar nur kurze, aber inhalts- und aufschlußreiche Arbeit „Suelthwiik — Öningiawiik. En forntida ålandsk handelsplats“ vor, die mit dem Nachweis frühmittelalterlicher friesischer und deutscher Handelsverbindungen bis in diese Gegenden hinein einen Beitrag für die Erforschung der Wike vorhansischer Zeit liefert, wobei es sich vor allem um den Eintauch von Robbenöl und Fellen, begehrter Handelsware für den Westen, gehandelt habe. Mit den Kaufleuten sei auch das Christentum gekommen; erst nach der Höhe des Mittelalters sei der selbständige Handel Ålands vom Stockholmer Stapel verschlungen worden. In einem längeren Aufsatz in dem Hufvudstadsbladet Helsingfors vom 8. Dezember 1955, Nr. 155, S. 8/9, ergänzt Dreijer die Mitteilungen über seine Forschungsergebnisse.

*

Hinsichtlich der „Herkunft der Vita Willehadi“, die nach landläufiger Auffassung auf Grund einer irrtümlichen Zuweisung Adams von Bremen Ansgar zugeschrieben wird, weiß Gerlinde Niemeyer im 12. Jahrg. des „Deutschen Archivs für Erforschung des Mittelalters“ (1956), S. 17—35, überzeugend darzutun, daß aus mancherlei hier vorgetragenen Gründen keinesfalls Bremen als Entstehungsort in Frage kommen kann, wahrscheinlich auch nicht irgendein anderer Ort in Sachsen oder in Friesland oder in Northumberland, die alle als Aufenthalts- und Wirkungsstätten des Bischofs eine Rolle gespielt haben,

wohl aber Echternach, wo sich Willehad fast zwei Jahre als Flüchtling nach dem großen Sachsenaufstand von 782 aufgehalten habe. Der Verfasser der Vita kenne diese Lebensabschnitte des Heiligen besonders gut; es werden darüber hinaus noch eine Anzahl anderer Gründe aufgeführt, die eine Herkunft dieser Lebensbeschreibung aus jenem luxemburgischen Kloster sehr wahrscheinlich machen. Sie müßte hier zwischen 843 und 855 von einem Anhänger des Kaisers Lothar verfaßt worden sein.

Der åländische Landesarchäologe Matts Dreijer faßte zu Pfingsten 1955 gelegentlich eines åländischen Kirchenjubiläums seine Forschungen über die Christianisierung Ålands in einem großangelegten Vortrag zusammen, in dem die Missionstätigkeit der bremischen Kirche besprochen und die Ansicht begründet wird, daß mit Birka, der Wirkungsstätte Ansgars, nicht Björko im Mälarsee gemeint sein könne, sondern die Ålandsinseln, von denen aus der christliche Glaube nach Finnland und an die Gestade des Bottnischen Meerbusens getragen worden sei. Der Vortrag ist in der in Mariehamn erscheinenden Zeitung „Åland“ abgedruckt worden, in der Nr. 61 vom 31. Mai 1955 (Vgl. Brem. Jahrb. 44, S. 327). — Im „Ålandsk Odling“, Årsbok 1956, S. 115 ff., sucht Dreijer in einem Aufsatz „Sundskorset“ einen weiteren Beweis für seine Auffassung anzuführen, indem er für das hier in Frage kommende Steinkreuz gegen die Ansicht schwedischer Forscher die Meinung vertritt, daß es bereits in das 10. Jahrhundert gehöre und echte Runen trage, jedenfalls schon von früher Christianisierung künde, wofür auch noch andere Gründe, wie Bevölkerungsdichte, günstige Verkehrslage usw. sprechen. Adam von Bremen verlege Birka außerhalb Schwedens; Björko habe gar keinen Hafen.

Hohes und spätes Mittelalter.

„Sachsen und Byzanz“ nennt sich ein willkommener, kenntnisreicher „Überblick“, den Werner Ohnsorge, einer der bekanntesten Vertreter der im Aufschwung begriffenen byzantinischen Forschung und von seinem Vortrage in der Historischen Gesellschaft in Bremen gut bekannt, im 27. Bd.e des „Niedersächsischen Jahrb.s für Landesgeschichte“ über das vom Politischen her geborene, gegen die Ansprüche des römischen Papstes gerichtete Streben des deutschen Königtums nach Gleichachtung und Verbindung mit dem byzantinischen Kaisertum gibt und über den Anteil, den Sachsen daran hat. Daß sich auch Erzbischof Adalbert in diesen Kreis einreichte, dürfte ein für Bremen immerhin bemerkenswertes Ergebnis sein (Vgl. die Arbeit von Herbert Ludat über „Die Patriarchatsidee Adalberts von Bremen und Byzanz“, angezeigt im Brem. Jahrb. 44, S. 327 f.). — Ein Aufsatz von Heinz-Dieter Starke über „Die Pfalzgrafen von Sachsen bis zum Jahre 1088“, Braunschweigisches Jahrb., Bd. 36 (1955), verdient für uns nicht so sehr wegen der grundsätzlichen Bemerkungen über die Entstehung, Art und Bedeutung des Pfalzgrafenamts im sächsischen Raum Beachtung, als vielmehr durch die Darstellung, die er den letzten Trägern des Amtes in dem von ihm behandelten Zeitraum, den Pfalzgrafen aus dem Grafengeschlecht derer von Goseck widmet. Es ist die engste Verwandtschaft des Erzbischofs Adalbert, die hier auf den Plan tritt, sein Vater, seine beiden Brüder, sein Neffe, der eine Grafentochter aus Stade zur Frau nahm. Die Gestalt Adalberts, seine Zusammenarbeit mit seinem Bruder Friedrich (II.) und dann der Gegensatz zu ihm bekommen von hier aus aufhellende Züge. Man vergleiche zu den Genealogien eine noch jüngere Arbeit,

die von Richard Ahlfeld über „Die Herkunft der sächsischen Pfalzgrafen und das Haus Goseck bis zum Jahre 1125“ in der Festschrift „Adolf Hofmeister zum 70. Geburtstag“ dargebracht (Halle 1955), S. 1—30. — Johann Stracke macht im Emdener Jahrbuch, 35. Bd. (1955), mit einem schon vor langem beim ostfriesischen Dorfe Larrelt gefundenen Siegelstempel aus Schiefer bekannt, den Erzbischof Adaldag wahrscheinlich für sich in Italien anfertigen ließ, als er sich dort in der ersten Hälfte der sechziger Jahre des zehnten Jahrhunderts aufhielt.

Ein Aufsatz Paul Johansens in dem Sammelband „Westfalen — Hanse — Ostseeraum“ (Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, Reihe I, Wirtschafts- und verkehrswirtschaftliche Arbeiten, Heft 3, Münster 1955), in dem er „Lippstadt, Freckenhorst und Fellin“ in Livland vergleicht und Werk und Wirkung Bernhards II. zur Lippe im Ostseeraum damit darstellt, geht uns deswegen an, weil sich die hier offenbaren Versuche des lippischen Hauses zur Machtpolitik auch auf Bremen beziehen, bei der hier betriebenen Vereinigung wichtiger geistlicher Ämter in einer Familie. Von den fünf Söhnen Bernhards II. wurde einer Erzbischof, nämlich Gerhard II. von Bremen, einer Dompropst, und zwei wurden Bischöfe, im Kloster Bassum saß eine Lipper Äbtissin.

In der von Wilhelm Treue herausgegebenen „Quellensammlung zur Kulturgeschichte“ bietet mit Bd. 2 Karl-Heinz Quirin eine mit einer umfassenden, vor allem rechtliche Verhältnisse berücksichtigenden Einleitung versehene, bei aller Bevorzugung des mitteldeutschen Bereichs doch im ganzen kluge Auswahl von Texten zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter. Bremen wird dabei an zwei Stellen erwähnt, einmal mit der berühmten Urkunde des Erzbischofs Friedrich, die den Beginn des Siedelausbaus in unserem Lande überhaupt bezeichnet, zum anderen in der Gestalt des Bischofs Albert von Livland, des Gründers Rigas und des Schwertritterordens. Bei den Siedlungsunternehmern von 1106 handelt es sich nicht, wie hier angegeben, um Flamen, vielmehr um Niederländer — „*Hollandi*“ heißt es in der Urkunde — aus der Utrechter Gegend. — Einen ausgezeichneten Überblick über den Beitrag Niedersachsens zur Ostsiedlung, nicht zuletzt über die von der Bremer Gegend aus erfolgten Wirkungen in den Ostraum hinein, gibt Erich Weise in Heft 3 des 30. Jahrg. (1955) der „Mitteilungen des Stader Geschichts- und Heimatvereins“. Die Rolle Bremens wird hier unterstrichen: „Wir begreifen das Niedersachsen jener Zeit als das altsächsische Kernland, das ohne Bremen, die kirchliche und territoriale Mutter des Gebietes zwischen Weser und Elbe, an der einen Seite und Lübeck, das Ausfalltor nach dem Osten auf dem Boden der sächsischen Nordleute, an der anderen nicht gut denkbar ist“. — Zur Deutung der Rattenfängersage hat Hans Dobbertin die von Wolfgang Wann und Heinrich Spanuth vorgelegte Grundansicht, daß die Sage auf Auswanderer im Zuge der großen Ostsiedlung zu beziehen sei, in seiner Arbeit im Niedersächs. Jahrb. für Landesgeschichte, Bd. 27, S. 45—122, „Wohin zogen die Hämelschen Kinder (1284)?“ bekräftigt, nur daß er sie anders, mit urkundlichen Beziehungen auf niedersächsische Adelsgeschlechter und Bürgerfamilien mit der Kolonisation in der Mark, in Pommern und im Baltenlande zusammenbringt, wobei das Verschwinden des Grafen Nikolaus vom Spiegelberg mit 130 Jungbürgern aus Hameln von Pommern aus, sei es ins baltische Gebiet, ins Land Mewe oder in die Gegend von Marienwerder, und sein Verschollenbleiben den unmittelbaren Anlaß zur Entstehung der Sage gegeben haben mag.

Als Friedrich Bock auf der Verdener Jahresversammlung der Historischen

Kommission für Niedersachsen am 19. Mai 1955 über „Das Vatikanische Archiv und die niedersächsische Geschichte“ vortrug, hatte er dem Tagungsorte eine besondere Ehrung mit dem Nennen und Würdigen einiger Persönlichkeiten aus Verdens Bischofsgeschichte, deren Wirksamkeit sich in den päpstlichen Registern des 14. Jahrhunderts widerspiegelte, zuteil werden lassen wollen. Der Vortrag wurde im Niedersächs. Jahrb. für Landesgeschichte, 27. Bd., S. 123—148, abgedruckt: er gibt eine auf gründlicher Kenntnis beruhende Übersicht über das päpstliche Registerwesen und schildert die Bedeutung seiner Auswertung für die Darstellung der politischen Geschichte dieser Zeit; er zeigt, wie viel für die Kenntnis des Prozesses des Erzbischofs Johann Grant und für die Geschichte der bremischen Kirche gerade von daher zu holen ist (Vgl. den Aufsatz F. Bocks im Brem. Jahrb., 44. Bd., S. 1—16: „Beiträge zu den Regesten der Erzbischöfe von Bremen“) und daß die Fortsetzung des bremischen Regestenwerkes über den genannten Erzbischof hinaus nach Vernichtung der hannoverschen Bestände im letzten Kriege nur mit Hilfe der im Vatikanischen Archiv beruhenden Register möglich sein wird. Die Vorarbeiten dafür konnten geleistet werden, nicht zuletzt dank einer großzügigen geldlichen Unterstützung des Unternehmens durch die Bremer Kulturverwaltung.

Hanseforschung

Der 73. Jahrg. (1955) der Hansischen Geschichtsblätter bekommt sein besonderes Gepräge und Gewicht durch einen großen, über 100 Seiten erstreckten Aufsatz von Paul Johansen über „Umriss und Aufgaben der hansischen Siedlungsgeschichte und Kartographie“, der weit mehr enthält, als sein schlichter Name andeutet: letzthin eine mit knappen kennzeichnenden Hinweisen versehene Bibliographie zu wichtigen Grundfragen des hansischen Forschungsgebietes, getrennt nach Kaufmanns- und nach Städtehanse und mit besonderer Zuspitzung auf siedlungsgeschichtliche Darstellungen in weitestem Ausmaße und kartographische Aufnahmen verschiedenster Art — Veröffentlichungen, die sich selbst in Belange der Kulturgeschichte hinein erstrecken. Eine solche Übersicht will und kann nicht letzthin umfassend sein: man wird immer daran erweitern und bessern können; man erkennt aber auch, wo in der Forschung die Lücken vorhanden und wo sie zu schließen sind. Auf einzelnes besonders hinweisen zu wollen, würde den Rahmen dieser Anzeige sprengen, so sehr man auch wünschen möchte, daß die eine oder die andere Arbeit, die besondere bremische Anliegen zum Gegenstand haben oder mit ihnen in hansische Belange hineinreichen, noch hätte erwähnt werden können. So ist zum Beispiel der von Hans Kasten herausgegebene Bilderatlas „Freie Hansestadt Bremen — Werden, Vergehen und Wiederaufbau“ nicht erwähnt. In einem etwaigen erweiternden Nachtrag müßte unbedingt die nachträglich erschienene Arbeit von Schwarzwälder über das älteste Bremen genannt werden, weil sie ganz neue Ansichten und Einsichten vermittelt.

Bei der in dem oben bereits erwähnten Sammelband „Westfalen — Hanse — Ostseeraum“ veröffentlichten Abhandlung Luise von Winterfelds über „Gründung, Markt und Ratsbildung deutscher Fernhandelsstädte“ handelt es sich, schon nach dem Untertitel, um „Untersuchungen zur Frage des Gründerkonsortiums vornehmlich am Beispiel Lübecks“. Es wird damit eine Auseinandersetzung zum Abschluß gebracht (oder neu begonnen?), in der der Verfasserin

bisher das Schlußwort durch widrige Umstände verwehrt gewesen ist. Mit sehr gelehrter Einzelforschung und gewichtigen Einwänden sucht sie Fritz Rörigs Auffassung vom fernhändlerischen „Unternehmerkonsortium“ als dem eigentlichen Schöpfer der Stadt- und Marktanlage und als Ursprung des Rates späterer Zeit zu widerlegen — eine Angelegenheit, die weit mehr als nur lübische, ortsgeschichtliche oder auch hansische Bedeutung hat, vielmehr tief in den Meinungs-austausch um Werden und Wachsen unserer Städte hinein-führt und damit allgemein für die Stadtrechtsforschung von großer Bedeutung sein wird. Auf Bremen wird nur an wenigen Stellen Bezug genommen, die aber von einiger Beweiskraft sein dürften; die Rolle der bremischen Kirch-spiele hätte dabei noch mehr genutzt werden können. Im übrigen hat sich auch Herbert Schwarzwälder in seiner Arbeit über „Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen“ mit dem Rörigschen Leitbegriff des Gründerkonsortiums befaßt. Leider haben diese als Exkurs gefügten Darlegungen bei der Ver-öffentlichung der Schwarzwälderschen Arbeit aus Raummangel nicht mehr gedruckt werden können; ihre spätere Veröffentlichung an geeigneter Stelle aber bleibt vorbehalten. — Daß der Anstoß zur Gründung in jedem Falle beim Stadtherrn gelegen haben müsse und nicht bei den Bürgern, daß also ein kauf-männisches Monopol nicht von Anbeginn gegeben gewesen sein könne, diese Meinung Luise von Winterfelds steht auch bei einem an derselben Stelle ver-öffentlichten Aufsatz von A. K. Homberg im Hintergrund, in der er sich die Frage stellt: „Giselbert von Warendorf: Fernhändler oder Ministerialadliger?“ Die Frage geht also weiter: Würde der westfälische Adlige, als der Giselbert von Warendorf hier ausgewiesen wird, bei einem kaufmännischen Gründungs-geschäft mitgewirkt haben?

Die besondere, im gewissen Sinne einzigartige Stellung der ältesten zu-sammenfassenden hamburgischen Rechtsquelle kommt in dem Aufsatz über „Das hamburgische Ordeelbook von 1270 und seine Verfasser“, den Heinrich Reincke in der Zeitschr. d. Savignystiftung für Rechtsgeschichte, 72. Bd. (Ger-manistische Abtlg.) (1955), S. 83—110, veröffentlicht, hervorragend zum Aus-druck. Heinrich Reincke ist diesen Stoffen von verschiedenen Seiten her nun-mehr schon über ein halbes Jahrhundert nachgegangen: so ist dies eine Wür-digung, wie sie in dieser Klarheit und anschaulichen Schönheit nur von einem gründlichen Kenner gegeben werden kann, sowohl was den Stoff betrifft, wie seinen Gestalter. Das „Ordeelbook“ ist mehr, als sein Name andeutet, viel-mehr ein systematisch aufgebautes Gesetzbuch, und sein Gestalter, der ham-burgische Ratsnotar Magister Jordan von Boyzenburg, ist eine der liebens-wertesten Gestalten aus der hamburgischen Rechtsgeschichte, der Heinrich Reincke immer mit besonderer Neigung nachgeforscht hat. Unter den Grund-lagen dieses hier zusammengefaßten hamburgischen Rechts spielen gewisse stiftsbremische Anklänge eine, wenn auch keineswegs ausschlaggebende Rolle, wie auch bestimmte Eigentümlichkeiten des Nordseekreises, die in ähnlicher Weise in Bremen gegeben sind. Im übrigen ist der Nachweis der verschieden-gestaltigen Grundlagen dieser ältest zugänglichen Quelle hamburgischen Rechts glänzend geführt; für eine beabsichtigte Neuausgabe meint Heinrich Reincke, daß man ihr das Sprachgewand wieder überzuwerfen versuchen müsse, das uns in abgeleiteten Stadtrechten, im Stader Stadtrecht von 1279 und in den Bremer Menen Ordelen von 1303/1307 — gemeinhin als die „Sta-tuten“ bekannt — erhalten geblieben ist.

Im 73. Jahrgang der Hansischen Geschichtsblätter ist der Aufsatz von Heinz Stoob „Dithmarschen und die Hanse“ gewiß mehr eine hamburgische und eine

lübeckische Angelegenheit denn eine bremische, was bei der Nachbarschaft beider Städte zu dem Bauernland ganz natürlich ist. Aber es hat doch auch Zeiten gegeben, wo Dithmarschen und Bremen in derselben politischen und wirtschaftlichen Linie lagen, in den dreißiger und vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts etwa, als beide, dem Wunsche der Hanse zuwider, den darbenenden Holländern Korn verkauften. Doch haben die Bauernlande in den Jahrzehnten bis zu ihrem politischen Ende 1559 die hansischen Tagfahrten beschickt und sind Unterstützer hansischer Politik gewesen. — Einen „Beitrag zur Geschichte der Territorialgewässer“ nennt Horst Tschentscher seinen Aufsatz über „Die Entstehung der hamburgischen Elbhoheit (1189—1482)“ in der Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch., Bd. XLIII (1956), S. 1—48, und schneidet damit ein Thema an, das mit entsprechenden Abwandlungen ebenso für die Weser gilt, nur daß hier das Streben Bremens nach der Landeshoheit zu beiden Seiten des Flusses viel deutlicher in Erscheinung tritt, als dies bei Hamburg und der Elbe der Fall ist. Die Hoheit ist hier vielmehr aus den Leistungen für die Befriedung der Elbe, aus der als wichtiges Stück neben anderen Rechten die Gerichtsbarkeit hervorgeht, in allmählichem Wachsen entstanden und 1482 durch ein vom Kaiser erbetenes Privileg bestätigt worden, das gerade die Übertragung der Stromgerichtsbarkeit als entscheidendes Merkmal für die Stromhoheit herausstellt. Daß hier von häufiger Gegenwirkung des Erzbischofs von Bremen als des Landesherrn auf dem einen Elbufer die Rede sein mußte, ergibt sich aus der Natur der Sache. Aber wir verstehen jetzt, weshalb Hamburg 1358 beim Eintritt Bremens in die Städtehanse die Bedingung einer Hilfe auf dem Elbstrom stellte: man brauchte sie, um die Befriedung des Stromes durchführen zu können.

Paul Alpers, der bekannte Erforscher niederdeutschen Liedgutes, macht im 54. Stader Jahrbuch, S. 89 ff., den gelungenen Versuch, „Das Störtebeckerlied“, das in der ursprünglichen niederdeutschen Fassung nur in Bruchstücken, vollständig jedoch in einer Anzahl hochdeutscher Drucke vorhanden ist, aus diesem hochdeutschen Text in das Niederdeutsche zurückzuübertragen. — An derselben Stelle, S. 81 ff., macht Erich Weise auf „Neue Aktenfunde zur Geschichte der Merchant Adventurers im Staatsarchiv zu Hannover“ aufmerksam. Man müßte das als Anregung nehmen, die nicht nur für die wirtschaftliche und politische Geschichte Stades, sondern für die Zeiten des Niedergangs der Hanse ungemein wichtige Rolle der englischen Kaufleute einer neuen Untersuchung zu unterziehen, wenn nicht jetzt eine solche, allerdings noch nicht veröffentlichte Vorlage, in dem Vortrag, den Professor Dr. L. W. Forster von der Londoner Universität auf der letzten Hansischen Geschichtstagung in Lüneburg gehalten hat, nun allerdings vor allem aus literarischen Quellen heraus.

Von der Verwandtschaft Jürgen Wullenwewers erfährt man bemerkenswerte Einzelheiten in dem von Heinrich Wullenweber im 30. Jahrg. (Heft 6), S. 195—202, der Zeitschr. f. niedersächsische Familienkunde veröffentlichten Aufsatz: „Die älteren Wullenwewer und ihre Vorfahren.“ Dabei fällt besonders das herzliche Verhältnis des Lübecker Bürgermeisters zu seinem in Hamburg als Ratsherrn ansässigen und schließlich in Malmö verstorbenen Bruder Joachim auf. Er suchte den in Rotenburg gefangengehaltenen Bruder durch Briefe an Erzbischof Christoph freizubekommen, unter Androhung von „Repressalien“ wider die Stadt Bremen, wie dies auch König Heinrich VIII. von England tat: auf diese Zusammenhänge hat der Verfasser dieser Übersicht schon vor langer Zeit durch einen Aufsatz über „Heinrich VIII., Jürgen Wullen-

wewer und die Stadt Bremen" in der Zeitschrift „Niedersachsen“, Nordd. Monatshefte für Heimat u. Volkstum, 32. Jahrg., (1928), S. 15—18, hingewiesen.

Der als Festschrift zum hundertjährigen Bestehen erschienene Bd. der Zeitschr. d. Vereins f. lübeckische Gesch. u. Altertumskunde (Bd. XXXV, 1955) ist im vorliegenden Band unseres Jahrbuchs einer besonderen Betrachtung unterzogen worden, worauf hier verwiesen sei. Mit Nachdruck sei an dieser Stelle, ohne damit den Wert anderer Beiträge irgendwie minder einschätzen zu wollen, indessen noch einmal auf die „Beiträge zum Studium des Hanse-schiffes“ von Friedrich Jorberg aufmerksam gemacht, weil darin das Problematische der bisher betriebenen Studien, die über die Arbeiten Walther Vogels kaum hinausgegangen seien, mit dürren Worten, aber mit Anmerkung vieler sachlicher Einzelheiten von einem Fachmann klar herausgestellt wird und praktische Vorschläge für eine zeitliche und technische Aufgliederung des Forschungsstands für Einzelstudien gegeben werden. Inzwischen ist aber das ausgezeichnete Buch von Paul Heinsius, eines Historikers mit seemännischer Vergangenheit, über „Das Schiff der hansischen Frühzeit“ (Quellen u. Darstellungen zur hansischen Gesch., Neue Folge, Bd. XII, Weimar 1956) erschienen, das unter Verarbeitung einer fast unermeßlichen Menge von Quellenstoff und Einzeldarstellungen eine neue Grundlegung und Übersicht verschafft und dadurch dem gerügten Übelstand zum mindesten für die frühe Entwicklung abgeholfen hat.

In ihrem 76. Jahrg. (1956) veröffentlichen die Hansischen Geschichtsblätter eine nachgelassene Arbeit Walther Vogels „Über Handelskonjunkturen und Wirtschaftskrisen in ihrer Auswirkung auf den Seehandel der Hansestädte 1560—1806“; es handelt sich dabei um einen 1934 bei uns in Bremen vor der Historischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag. Deshalb sei, gleichzeitig zum Gedächtnis Vogels, der Ehrenmitglied unserer Gesellschaft war, auf ihn hingewiesen, wemgleich er sich in der Hauptsache auf Danziger und Hamburger Quellenstoff stützt und Bremen, der für konjunkturgeschichtliche Untersuchungen dieser Art ungenügenden Quellenlage wegen, nur am Rande erwähnt. Der die Arbeits- und Betrachtungsweise Vogels gut kennzeichnende Aufsatz ist methodisch bedeutsam, und so ist es zu begrüßen, daß er der Vergessenheit entrissen wurde.

Der im 73. Jahrg. der Hansischen Geschichtsblätter von Torvald Höjer veröffentlichte, auf der Braunschweiger Hansetagung 1954 gehaltene Vortrag „Bernadotte und die Hansestädte“ ist eine Zusammenfassung dessen, was der Verfasser in verschiedenen anderen Schriften über die „Schwedisch-hansischen Beziehungen der Jahre 1812 bis 1815“ geschrieben hat. Hamburg und Lübeck stehen hier im Vordergrund, verständlicher Weise, da sie nach dem Plan Bernadottes als Kompensation für die Abtretung Norwegens an Schweden durch Dänemark dienen sollten. Indes war Bürgermeister Johann Smidt einer derjenigen, der diesem Spiel durch seine Verhandlungen im Großen Hauptquartier der Alliierten und mit dem Verwaltungsrate ein Ende bereiten half. Sonst hat Bernadotte eine stärkere, unmittelbare Berührung mit Bremen nur 1804, in der Zeit gehabt, als er französischer Generalgouverneur in Hannover war und Bremen zu Geldzahlungen für die hannoverschen Stände wie für seine französischen Truppen nötigte; Senator Horn hat bei der Gelegenheit über ihn ein treffendes Urteil abgegeben.

Eine Erinnerung an den Stader Elbzoll ist im Stader Jahrbuch 1954 die kurze Arbeit Peter Seidenstickers über „Die letzte Zollfregatte von Stader Sand — die Brigg Piercer“; in der Familie ihres letzten Kapitäns verwahrt man noch

eine hübsche Tasse mit einer Darstellung dieses Schiffes. — Von „einer verpaßten Gelegenheit“ spricht Karl Richartz im Hinblick auf die Schiffe, mit denen vor 100 Jahren Stader Partenreeder vor Chinas Küsten Handel trieben, und auf die damals von der hannoverschen Regierung angeregten Hafenpläne an der Niederelbe.

Im Stader Jahrbuch 1955 führt er diese Gedanken, nun weiter zum Thema „Verpaßte Gelegenheit“ schreibend, in einem längeren, dem Leitaufsatz des Buches weiter aus, in seiner bekannten, manchmal etwas journalistisch anmutenden Weise. Es heben sich dabei die Unterlassungssünden klar heraus, und manchmal fällt ein Schlaglicht auf Bremen: so bei der Einordnung der großen Wasserkatastrophen des ausgehenden Mittelalters in gewisse kosmische Vorgänge, die die letzte Ursache für die Verwilderung des Weserfahrwassers gewesen seien, und vor allem bei der Besprechung der verschiedenen Kanalpläne, Verbindungen von Weser und Elbe, durch die Stade zu gewinnen hoffte, wobei als letztes der erbittert geführte Kampf um einen „Stader Flügel“ des „Hansakanals“ geschildert wird.

Heinrich Reincke hat mit seinem viersprachig in den Hamburg Economic Studies als deren Heft XII veröffentlichten Vortrag „Die Lebensgrundlage Hamburgs“ seiner Vaterstadt ein Hohes Lied geschrieben. Wer dies als Hamburger liest, der darf stolz auf seine in der Gunst ihrer natürlichen Lage fast einzigartige Stadt sein. Heinrich Reincke weiß diese Lage zu bestimmen, zu deuten, zu preisen, mit vielerlei Belegen, die zu einer großartigen Gesamtschau zusammenfließen. So kann sie nur ein gründlicher Kenner der Geschichte gestalten, mit den Hauptlinien der Entwicklung auf dem Hintergrund eines bunten Vielerlei schmückenden Beiwerks. Vieles, was hier gesagt worden ist, trifft ähnlich auf Bremen zu, manches sogar in noch stärkerem Maße; im ganzen aber ist Hamburg doch weit besser bedacht worden als die Schwester an der Weser, die weit mehr als die Elbestadt um ihre Stellung hat kämpfen müssen.

Ein Stück neuester Geschichte, das uns Bremer sehr mit betrifft, behandelt A. v. Brandt im 74. Jahrg. der Hansischen Geschichtsblätter (1956), S. 65—96, in seinem Aufsatz „Das Ende der hanseatischen Gemeinschaft“ — jenes engen, seit 1630 bestehenden, aber erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts politisch recht zum Zuge gekommenen Bei- und Miteinanders der vom alten Bund der Hanse verbliebenen drei Städte Lübeck, Bremen und Hamburg. Bremens Bürgermeister Johann Smidt hat diese Verbindung damals vor allen anderen zu Leben zu erwecken und zu erhalten gewußt: in diesem Sinne ist er der erste große „Hanseat“ gewesen. Selten ist er in dieser Rolle so klar gezeichnet worden wie hier: vielleicht ist das von außen her überhaupt besser möglich als im Bereiche bremischer Forschungen. Wir freuen uns des zustimmenden Urteils. Indes geht es in diesem Aufsatz um die allmähliche Auslöschung und dann Auflösung dieser Gemeinschaft, was nach dem ersten Weltkrieg mit dem Aufgeben der gemeinsamen Gesandtschaft in Berlin begann. Bei Bremen ist die Abseitsstellung am stärksten ausgeprägt, weil man ein Übergewicht Hamburgs befürchtete. Man hätte das als Preisgabe eines Erbes Johann Smidts bezeichnen können, wenn die Zeiten nicht eben so sehr andere geworden wären. Noch einmal ist in nationalsozialistischer Zeit der Gedanke einer gemeinsamen Reichsstatthalterschaft der drei Städte aufgetaucht; aber wiederum ist sie — zum Teil aus dem oben genannten Grunde — gescheitert, wie vorher schon der Plan eines „beiderstädtischen“ Verhältnisses zwischen Hamburg und Lübeck, in dem das Übergewicht Hamburgs nun erst recht zum

Ausdruck gekommen wäre. Die Bildung der Reichsstatthalterschaften hingen indessen von Kräften ab und wurden von Rücksichten bestimmt, auf die die Hansestädte kaum genügend Einfluß gewinnen konnten. Man versteht daher schon, weshalb Lübeck von Mecklenburg fortstrebte, mit dem Erfolg, daß es dann in Schleswig-Holstein aufging. Daß man in Bremen indessen von der gemeinsamen Reichsstatthalterschaft mit Oldenburg entzückt gewesen wäre, trifft wohl nur auf einige der damaligen Machthaber zu, die übrigens in gar nicht seltenen Fällen bald eines Besseren belehrt worden sind. So konnten hier Pläne einer Verbindung mit preußischen Gebieten im Raum des alten Bremen-Verden auftreten, mit dem Ziele einer „Reichsprovinz“. Auf längere geschichtliche Sicht betrachtet, entspricht Bremens Alleingang übrigens einer Haltung, die es in seiner langen Geschichte häufiger eingenommen hat. Daß Lübeck im Zuge dieser Umwälzungen seine Selbständigkeit verlor, kann unter den Außenstehenden von niemandem mehr bedauert werden als von seinen glücklicheren hansischen Schwestern, denen in der in ihrem bisherigen Stand am besten zu erfüllenden reichs- und volkswichtigen Aufgabe, Mittler nach dem großen Übersee zu sein, die beste Rechtfertigung für ihr staatliches Dasein bis heute zur Verfügung gestanden hat, wie es neuerdings von den Gutachten des sogenannten Luther-Ausschusses auch anerkannt worden ist.

In seinem Aufsatz „Angewandte Rechtsgeschichte als Aufgabe hansestädtischer Archive“ im 50./51. (Jubiläums-)Band der Archivalischen Zeitschrift (1955), S. 194—206, behandelt Heinrich Reincke, ausgehend von der besonderen Rechtslage in den Freien Städten, die sich von absolutistischer Landesherrschaft früherer Zeit wie auch von der des „positivistischen Gesetzesstaates“ grundsätzlich unterscheidet, die Tätigkeit, die von den hansestädtischen Archivaren zur Klärung des Verhältnisses zwischen altem und neuem Recht, meist in amtlichem Auftrage in der Form von Gutachten, Archivalberichten und dergleichen, fortlaufend geübt worden ist und noch geübt wird. Recht verschieden sind die Gebiete, um die es hier geht: Fragen der Reichsstandschaft, die jetzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, als „Bundesstandschaft“ wieder lebendig geworden sind und auch in Bremen, wie in Hamburg, hoffentlich bald, über das Gebot des Tages hinaus, zu einer zusammenfassenden Studie führen sollen, — dann weiter der Hoheit über die Gewässer, wie sie sich für Bremen schon in dem *dominium Visurgis* alter Zeit andeuteten bis hin zu dem großen Privileg Karls V. vom 20. Juni 1541, aber selbst heute noch durchaus zeitgemäß sind, — verfassungsrechtliche Frage sodann, solche des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, wie sie neuerdings bei uns gleich in mehreren Arbeiten aufgegriffen wurden, des Boden- und Baurechts, — Fragen endlich, die den Staatstitel, Wappen und Flagge betreffen, auch manches, was in das Gebiet rechtlicher und anderer Volkskunde schlägt, dem hier die gutachtliche Tätigkeit des Staatsarchivs in der Straßennamengebung anzureihen wäre.

Landes- und Ortsgeschichtliches

Jahrbuch 35 der „Männer vom Morgenstern“ (1954) ist dem Gedächtnis dreier Verstorbener gewidmet, die der heimatlichen Geschichtsforschung zwischen Elb- und Wesermündung ihre besten Kräfte liehen, Heinrich Rühthers (Vgl. Brem. Jahrb., 45. Bd., S. XIV f.), des noch bis in die letzten Lebensjahre hinein tätigen Erforschers und Darstellers der Geschichte seiner Hadelner Heimat in einem Aufsatz Erich von Lehes über des Dahingegangenen Ver-

hältnis zum „Morgenstern“, sowie Richard Capelles und Theodor August Schröters, denen Benno Eide Siebs ehrende Worte des Abschieds sprach. Er schrieb auch dem achtzigjährigen Robert Wiebalck treffliche Worte der Anerkennung in einer kleinen Darstellung seines Lebens und Wirkens.

Das von der Stadt Bremerhaven herausgegebene, von Hermann Gullasch und Wilhelm Stölting in seiner Zusammenstellung betreute Erinnerungswerk „Bremerhaven 1945 bis 1955, Wiederaufbau in Wort und Bild“ ist zugleich Rechenschaftsbericht und Dokumentensammlung, dieses insbesondere in der Gestalt der ausgezeichneten Abbildungen, die oftmals das Bild der Zerstörung und des Wiederaufbaus einander gegenüberstellen. Die Verwaltung selber berichtet über ihre einzelnen Zweige, und entsprechend ist das durch allgemeine Abschnitte eingeleitete und geschlossene Buch gegliedert. Es mag zugegeben werden, daß der Verkehr in den Überseehäfen und an der Columbuskaje das Wirtschaftsleben Bremerhavens aufs engste berührt; doch hätte irgendwie klar und nicht durch einen Nebensatz in der Einleitung zum Ausdruck kommen müssen, daß es sich seit 1938 um stadtbremische Häfen handelt.

Das Stader Jahrbuch 1954 (Stader Archiv — Neue Folge, Heft 44) würdigt unter der Schriftleitung von Martin Boyken und Bernhard Wirtgen in seinem ersten Teile in Beiträgen verschiedener Verfasser die Persönlichkeit Hans Wohltmanns, des mit dieser Festschrift Bedachten, — des liebenswerten Menschen, des von seinen Schülern verehrten Lehrers, des tüchtigen Erforschers heimatlicher Geschichte, wie auch den Ort, der ihn gebar: Schwanewede, jetzt hart an der Grenze unserer Stadt gelegen. Von den Hans Wohltmann gewidmeten, eigentlich wissenschaftlichen Beiträgen werden einige an anderer Stelle erwähnt: sie betreffen vorgeschichtliche, hansische, auch rechtsgeschichtliche und volkskundliche Fragestellungen; aber einiges ist hier noch nachzutragen. Der Verfasser dieser Übersicht steuerte aus einer im Bremer Archiv vorhandenen Quelle selber eine Abhandlung über „Ein Amtsregister des Hauses Langwedel aus der Zeit des Erzbischofs Johann Friedrich“ bei, die in der Form eines Sonderdruckes der Historischen Kommission als Festgabe für ihre Verdener Tagung zu Himmelfahrt 1955 vom Kreis Verden überreicht wurde. Angelus Gerken hilft mit seinem kurzen Aufsatz über „Die Eroberung der Burg Vörde im Jahre 1218“ die verworrene Zeit des Kampfes der Welfen um die Bremer Stiftslande mit einem gut erzählten, in verschiedenen Chroniken auftretenden anekdotenhaften Zug deuten. — Johann Jacob Cordes führt mit seinem Aufsatz über „Die Adlersburg in Grünendeich und Johann Adler Salvius“ in die Schwedenzeit; zu den reichen Schenkstücken, die dieser bei den Friedensverhandlungen im Sinne einer Zerschlagung des alten Reiches sehr tätig gewesene Günstling der Königin Christine zur Belohnung für seine Dienste erhielt, gehörte auch „das Bischofshaus in Bremen“ — gemeint ist das erzbischöfliche Palatium. Den Erben sind all diese Besitztümer wieder zerronnen, zum Teil wieder genommen worden. — „Philipp Christoph Königsmarcks Celler Patenschaft“ behandelt Georg Schnath, der beste Sachkenner der sich um die „Prinzessin von Ahlden“ gruppierenden Ereignisse. Mit dem Erbitten und Gewähren einer Patenschaft des — damals bereits im Sterben liegenden — Celler Herzogs Christian Ludwig für den in Stade geborenen letzten Sproß der Königsmarck werden für diesen „schon an der Wiege“ „fast schicksalhaft anmutende Beziehungen nach Celle und zur Sippe der Prinzessin Sophie Dorothea“ angebahnt, als deren Liebhaber er dereinst sein Leben lassen sollte.

Aus den „Mitteilungen des Stader Geschichts- und Heimatvereins“ sind

eine Reihe kleinerer Arbeiten anzumerken: aus Heft 1/2 des 29. Jahrg.s (1954) Hans Wohltmanns Hinweis auf „Stades erste Erwähnung auf einer geographischen Karte“, nämlich auf Erhard Etzlaubs „Romwegkarte“ aus dem Jahre 1500 und auf seiner Landstraßenkarte von 1501, wobei beide Male natürlich auch Bremen erscheint, 1500 gar als Anfangspunkt einer Pilgerstraße über Minden, Göttingen, Erfurt, 1501 mit der bekannten Straße von Köln über Osnabrück und Wildeshausen, die nach Stade und Lübeck weiterführte, so zu jener Zeit allerdings schon über Hamburg — und Angelus Gerkens Ausführungen über „Die erste (aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammende) Pulvermühle des Kreises ‚Bremervörde‘“, die allerhand über das ältere Waffenwesen, im besonderen im Bremischen, aussagen und einige Male auf die Stadt Bremen Bezug nehmen, — weiter das, was Wilhelm Lenz über den allerdings erst spät, im 17. Jahrhundert, belegten „Dritten Pfennig, eine Meierabgabe“ zu sagen hat, die aus der Hilfe des Grundherrn bei Neu- und Umbauten abzuleiten ist. Heft 3 des 29. Jahrg.s dieser Mitteilungen nimmt in zwei Arbeiten auf Bremen Bezug: mit dem von Angelus Gerken aus den Akten des Bremer Archivs erarbeiteten, die Wolfsplage früherer Zeit gut beleuchtenden Aufsatz über „Die Bremer Wolfsfehde mit Schönebeck, Börde Lesum, 1635“, in der sich die Bremer einen ihnen vom Erbrichter der Börde, Franz von Schönebeck, entwendeten Wolfsbalg nach Blumenthal, nunmehr als Siegeszeichen zurückholten, und mit dem, was J. J. Cordes über „Eine Sage ‚von den Steinen‘ im Lande Kehdingen“ — einem spät geadelten kehdingischen Geschlecht — mitzuteilen weiß. Friedrich Wagenfeld dürfte allerdings nur mit Vorsicht als Gewährsmann für die Sage von den aus dem Grabe wachsenden Händen der Elternverächterin, die an den Steinenschen Wappenstein im Umgang des Bremer Doms angeschlossen wird, genannt werden: er hat zu viel selber erfunden, als daß hier eine Entscheidung darüber zu treffen wäre, ob er wirklich niedergeschrieben hat, was im Volke bereits erzählt wurde. — Aus Heft 4 des 30. Jahrgangs (August 1955) vermerken wir außer dem ehrenden Nachruf Diedrich Steilens für Hinrich Schloen, den Stifter des vielen Bremer Heimatfreunden bekannten Hauses „Irmintraut“ in Fischerhude und des ihm angeschlossenen Werkes, die Ausführungen Erich Weises über „Bodenständiges Bauerntum im tausendjährigen Scheeßel“, das vor mehr als fünfzig Jahren durch sein Trachtenfest enge Verbindung mit Bremen fand und nunmehr in der als Nr. 6 der „Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins“ erschienenen, von Hinrich Meyer verfaßten „Geschichte des Kirchspiels Scheeßel“ ein gut gelungenes Abbild seiner Geschichte gefunden hat, auf das Erich Weise Bezug nimmt.

Karl Lilienthals, des nunmehr leider Dahingegangenen, 1955 als Privatdruck erschienene „Geschichte der früheren (heute zu Lilienthal gehörenden) Gemeinde Moorhausen“ ist eine wertvolle, auf einen kleinen Einzelbezirk beschränkte Ergänzung zu seinen früheren Büchern über das Kloster Lilienthal und die Kultivierung des Teufelsmoores. Zum Unterschied von den Moorcolonien aus der Zeit Findorffs handelt es sich hier um ein Klosterdorf noch aus mittelalterlicher Zeit.

Im 54. Bd.e des Oldenburger Jahrbuchs, das nunmehr die Teilung in einen geschichtlichen und einen landeskundlichen Teil streng durchgeführt hat (wie sich im Rahmen des umfassenden Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur und Heimatkunde jetzt auch eine „Historische Gesellschaft“ neu bildete), veröffentlicht Hermann Lübbling aus dem schleswig-holsteinischen Landesarchiv unter dem Titel „Die Grafschaft Oldenburg im Jahre 1667“ einen

„anonymen Bericht über die militärisch-politische Lage, über Verwaltung und Finanzen des Landes“. Gewährsmann dafür ist „ein gelehrter und ziemlich vornehmer Mann in Bremen“ der „in der Grafschaft Oldenburg geboren und erzogen“ wurde und der dort (und in der Grafschaft Delmenhorst) alle seine Verwandten hat. So erfährt denn auch der Elsflether Zoll gebührende Beachtung; der Bericht läßt klar erkennen, welche große Bedeutung er für die Finanzen des Landes hatte.

Das Emdener Jahrb., 35. Bd. (1955), das erstmalig als „Friesisches Jahrbuch“ auch das Jierbook 1955 van de Fryske Akademy — also westfriesische Beiträge, allerdings in deutscher Sprache — und das Jahrbuch des nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe, Bd. 30, mit einschließt, bringt neben dem oben erwähnten Beitrag Werner Haarnagels über die Stadtkernforschung in Emden und dem später zu erwähnenden Aufsatz H. Thümmers über einige friesische Kirchen in seinem westfriesischen Teil einen kulturgeschichtlich aufschlußreichen Aufsatz von Jacob Jetses Kalma über „Trinkhörner und Trinkgewohnheiten“ — „einen Beitrag zur altfriesischen Volkskunde“, und in dem nordfriesischen einen Aufsatz von Martin Bahr über „Helgoland“, was dem Untertitel nach eine zwar kurze, aber aufschlußreiche Geschichte seiner Entstehung und Erhaltung, seiner Beziehungen zur Schifffahrt und seines Hafens ist, die bis in die Jetztzeit hineinführt.

Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichtliches

„Zur Problematik der Stadtrechtsforschung“ veröffentlicht das Hessische Jahrb. f. Landesgesch., herausgeg. von Friedrich Uhlhorn für die Arbeitsgemeinschaft der Historischen Kommissionen in Darmstadt, Frankfurt, Marburg und Wiesbaden, in seinem 5. Bd. e mit einigen Zusätzen und Änderungen die beiden Vorträge, die Carl Haase und Friedrich Uhlhorn auf der Goslarer Tagung des Gesamtvereins d. dtsh. Gesch.- u. Altertumsvereine 1954 gehalten haben, der erstere als „Probleme der vergleichenden Stadtrechtsforschung in landesgeschichtlicher Sicht“, also von der allgemeinen methodischen Fragestellung her, Friedrich Uhlhorn im Zusammenhang mit einer für den geschichtlichen Handatlas für Hessen geplanten Karte der Stadtrechte im hessischen Raume als Beobachtungen über die Ausdehnung des sogenannten Frankfurter Stadtrechtskreises. Von der Landesgeschichte her sind also die Fragestellungen entstanden und ihr sollen die Antworten dienen. Wer von dort kommt, wird hier vielfache Anregung finden. Gern sei dabei vermerkt, daß sich die Forschungen Haases aus seiner Beschäftigung mit dem Bremer Stadtrecht fortschreitend entwickelten, deren Ergebnisse als Heft 21 der Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen erschienen.

„Die Erteilung des Stadtrechts an Stade durch Heinrich den Löwen“ wird in einem bedeutsamen Aufsatz Erich Keyzers im Stader Jahrb. 1954 (S. 54 ff.) untersucht und zeitlich mit triftiger Begründung in die Jahre zwischen 1155 und 1170 verwiesen. Es kommt dabei, wie in der Weiterentwicklung des Stader Stadtrechts, das Widerspiel zwischen den Erzbischöfen von Bremen und den welfischen Fürsten um den Besitz der Stadt und die Landeshoheit in weiten Teilen des Erzstifts mit zum Ausdruck.

Karl H. Schwebels im Bd. 1 d. Jahrb.'s d. bremischen Wissenschaft, einer Festgabe für Hermann Entholt zur Vollendung seines 85. Lebensjahres, S. 307 bis 334, erschienene Arbeit über „Die bremische Freiheit“ ist die dankenswerte

schriftliche Festlegung seines Festvortrages auf der Bremer Tagung der Historischen Kommission für Niedersachsen im Jahre 1952, und wenn man so will, eine bremische Geschichte im kleinen, da sie von den Zeiten des hohen Mittelalters ab fast den gesamten Umkreis geschichtlichen Ablaufs in Bremen umfaßt oder doch berührt, wenn auch in besonderem Sinne gewandt, auf die Freiheit in verschiedenen, hier nacheinander beleuchteten Erscheinungsformen: auf die Reichsfreiheit und auf die Bürgerfreiheit, auf die Handels- und auf die Gewerbefreiheit, schließlich auf die Freiheit im kirchlichen Leben. Der Aufsatz läßt den Wunsch laut werden, daß zur Abwehr von Angriffen auf Bremens Selbständigkeit bei einer möglich werdenden Bundesreform eine umfassende Geschichte der bremischen „Freiheit“ im Sinne der Selbständigkeit Bremens als staatliches Gebilde in nicht zu ferner Zukunft einmal geschrieben werden möge.

Den Hauptteil des Jahrb.'s 35 der Männer vom Morgenstern (1954) nimmt die Fortsetzung der Arbeit von Wilhelm Christian Kersting über „Das Hollische Recht im Nordseeraum“ (So der Titel, vgl. Brem. Jahrb. 44, S. 328 f.) ein, der im Anschluß an die früher veröffentlichte systematische Betrachtung das „Privatrecht“ behandelt und abschließend noch einmal die Unterschiede gegen das Sachsenrecht hervorhebt, insbesondere die größere Anpassungsfähigkeit, die die Holländer bei der Besiedlung der Marschen im Vorteil gegenüber den näher wohnenden Sachsen sein ließ.

Der Aufsatz von Ernst Dieterichs im Stader Jahrbuch 1955 über den „Warningsacker“, den „Landtagsplatz des freien Landes Hadeln“, ist ein von berechtigtem Selbstbewußtsein getragener Überblick „über die Hadelner Selbstverwaltung“, mit Vorausschau auf die großartige Selbstverständlichkeit, mit der diese Selbstverwaltung bis in die preußische Zeit hinein gehandhabt worden ist, während Hans Wohltmann an gleicher Stelle „Süd- und Nordkehdingen“ in ihren Unterschieden, aber auch in ihren Gemeinsamkeiten beschreibt, nicht zuletzt in der großen Einheit in Geschichte und Verfassung.

Die Darstellung, die Angelus Gerken über „Das Holzgericht (Holththing) der Börde Lesum bei Hahnhorst“ gibt, dürfte bremische Leser besonders berühren, weil es sich um einen Bezirk handelt, der heute zu großem Teile bremisch ist. Die Akten, auf deren Durchforschung diese Darstellung größtenteils aufgebaut ist, liegen im Bremer Staatsarchiv, weil die Nutzung des Holzgerichts zunächst zur Hälfte und dann ganz dem Hause Blumenthal gehörte. Man erfährt hier viel Aufschlußreiches von alten Rechtsverhältnissen in Wald und Flur, und wie es der Untertitel der Arbeit besagt, „von bäuerlicher Wirtschaft um 1600“.

Eine sehr nützliche Arbeit ist die von Fritz Peters im 1. Bd.e d. Jahrb.'s d. bremischen Wissenschaft, S. 189—249, veröffentlichte „Über die Herkunft der bremischen Senatoren von der Verkündung der ersten demokratischen Verfassung bis zur Gegenwart (1849—1955)“, einmal wegen der hier gebotenen Möglichkeit, Lebens- und Wahldaten der 134 Senatoren, die es in diesem Zeitraum gab, schnell und sicher nachzuschlagen, zum anderen, weil ebenso verläßliche Auskunft über ihre Herkunft und die jeweiligen Familienverbindungen geboten wird, schließlich aber, weil das Ganze in eine Geschichte des über lange Zeiten hinweg sehr verwickelten Verfahrens der Wahl in den Senat hineingestellt worden ist.

Vgl. für diesen Abschnitt der Übersicht die innerhalb des Berichtes über die „Hanseforschung“ erwähnte Arbeit von Heinrich Reincke über „Das hamburgische Ordeelbook von 1270 und seine Verfasser“ und seine Ausführungen über „Angewandte Rechtsgeschichte als Aufgabe hansestädtischer Archive“.

Wirtschaftsgeschichte. Überseegeschichtliches

Aus dem 15. Jahrg. der Hamburgischen Gesch.- und Heimatbl. (1955), der „Kleinen Reihe“ unter den Veröffentlichungen des Vereins für hamburgische Geschichte, sei S. 307—312 auf den von Dietrich Kausche unter dem Titel „Johann Heinrich Sprögel und Harburg“ berichteten mißglückten Versuch eines unmittelbaren Handelsverkehrs von Harburg nach Amerika im Jahre 1726 hingewiesen: der Versuch scheiterte an einem Prozeß über den Besitz an dem schon ausgelaufenen, aber zurückgeholten Schiff „Diligentia“, den Sprögel, ein zu Besuch in den Elbstädten weilender pietistischer Deutschamerikaner aus Pennsylvanien, in zweiter Instanz vor dem Oberappellationsgericht zu Glückstadt verlor. Damit blieb ein nach vielen fiskalisch gehemmten Ansätzen ernsthaft unternommener Versuch, Harburg neben Hamburg zu selbständigem wirtschaftlichen Leben zu verhelfen, ohne Erfolg.

Der ausgezeichnete Aufsatz, den Erich Angermann im 103. Bd.e (1955) der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, S. 499—622, über „Karl Mathy als Sozial- und Wirtschaftspolitiker (1842—1848)“ veröffentlicht, reicht in seiner Bedeutung weit über den Rahmen des Landes hinaus, dem er später zweimal als Minister gedient hat, bietet er doch ein einprägsames Beispiel der sozialen und der Wirtschaftsauffassungen des liberalen Bürgertums im Vormärz. Für uns Bremer sei dazu angemerkt, daß auch der von Arnold Duckwitz vorgelegte Plan eines Handels- und Schiffahrtsbundes kurz berührt wird, und weiterhin, daß Mathy ein sehr enger, sogar ein Duzfreund von H. H. Meier war, den er verschiedene Male in Bremen besucht hat. Der begeisterte Glückwunsch, den er dem Freunde sandte, als ihm 1856 die Gründung der Bremer Bank endlich gelungen war, bekommt sein besonderes Gesicht, wenn man erfährt, daß er selber zeit seines Lebens vergeblich danach gestrebt hat, für seine badische Heimat eine Zentralnotenbank ins Leben zu rufen; sie ist erst 1870, zwei Jahre nach seinem Tode, begründet worden.

Ursula Stöpels, von Walter Markov in der „Wissenschaftl. Zeitschr. d. Karl-Marx-Universität Leipzig“, 4. Jahrg. 1954/1955, Gesellschafts- und sprachwissenschaftl. Reihe, Heft 1/2, S. 95—124, veröffentlichte Arbeit über den „Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag der Hansestädte mit Sansibar 1859—1861“ ist zu gutem Teile aus Bremer Archivstudien erwachsen. In der gut gelungenen geschlossenen Darstellung des deutschen, das ist des hanseatischen Handels mit Sansibar, ist von Bremens Beteiligung allerdings nicht viel zu berichten, um so mehr aber bei der ersten Anknüpfung, wo Bremer Namen wie Rodatz und Heeren aufleuchten, und bei der Vorbereitung der Verträge, wovon die hier dankenswerterweise gedruckten archivalischen Quellen Zeugnis geben. Die unter bestimmtem Blickwinkel geschriebene Einleitung macht die Maßstäbe, mit denen hier gemessen wird, indessen einseitig: etwas anders ist die Entwicklung des hanseatischen Überseehandels denn doch erfolgt, und im Bilde des Kaufmanns fehlen wesentliche Züge. — Aus Oskar Hintragers Buch „Südwestafrika in der deutschen Zeit“ (München 1955, R. Oldenbourg), das als Erinnerungsbuch wie als zusammenfassende Darstellung eines ehrenvollen Abschnitts deutscher Kolonialgeschichte gleich wertvoll ist, sei auf die Eingangsdarstellung: „Adolf Lüderitz erwirbt Südwestafrika“ als den Teil verwiesen, der Bremen besonders angeht. Auf gut zehn Seiten wird hier eine wohl nur knappe, aber sehr lebensvolle Darstellung des Strebens, der Tat und des Opfers des großen Kolonialpioniers gegeben.

Gustav Adolf Theel bewegt sich in den Arbeiten des von ihm geleiteten

„Bremer Instituts für Schiffahrtforschung“ des öfteren in einem Grenzgebiet zwischen Geschichte und Volkswirtschaft, so in der Abhandlung über „Die deutsche Handelsschiffahrt 1914 — 1938 — 1955“, die er in den „Vorträgen aus dem Institut f. Verkehrswissensch. a. d. Universität Münster“ hat drucken lassen. Die als Markstein der Entwicklung der deutschen Handelsflotte gewählten, oben bezeichneten Jahre sind natürlich geschichtliche Daten; wir erleben in ihnen die deutsche Handelsflotte aber weniger nach ihrem äußeren Bilde als vielmehr nach ihrem inneren Wesensgefüge, in ihrer Arbeit, als Werkzeug der Menschen, die sie bedienen — wie es im Untertitel heißt, nach „strukturellem Aufbau, Personal und Einsatz“. Es versteht sich, daß die Rolle Bremens, nicht zuletzt in ihren Gemeinsamkeiten wie in ihrem Gegensatz zu Hamburg, nach Gebühr berücksichtigt worden ist. Von einer „deutschen Handelsflotte“ sollte man aber auch ruhig vor der Reichsgründung sprechen: was den drei Hansestädten an Schiffen gehörte, war schon deutsch, ganz in dem Sinne von Duckwitz, der einen deutschen Schiffahrtbund gründen wollte. Alles in allem ist diese Schrift recht bedeutsam, eine wichtige Fundgrube für wichtige Zahlen und andere Daten, aber mehr eine Arbeit zum Nachschlagen und zum Studieren denn zum Lesen: in dieser Beschränkung wird sie reiche Frucht bringen.

Ernst Hieke hat ein sehr umfangreiches, in der Art eines „Prachtwerkes“ ausgestattetes Buch über „H. C. Stülcken Sohn. Ein deutsches Werftschicksal“ (Bd. 14 der Veröffentlichungen d. Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e. V. Hamburg, Hamburg 1955) geschrieben, das als Geschichte eines ständig im Familienbesitz verbliebenen Unternehmens die Besitzerfamilie stark in den Vordergrund rückt, aber auch im Zusammenwirken mit den Männern des Schiffbaus sehr viele technische Einzelheiten mit dem dazugehörigen Apparat bringt. Die Werft entwickelte mit dem hier eingehend beschriebenen Motorschiff „Lichtenfels“ im Verein mit seiner Reederei, der Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“ in Bremen, einen neuen, hier eingehend beschriebenen Typ des Schwergutfrachters. — Georg Bessell hat demgegenüber in seinem einfachen, aber kaum minder gut ausgestatteten Buch über den „Bremer Vulkan, Schiffbau- und Maschinenfabrik“ (Schriften z. Brem. Firmen- u. Wirtschaftsgesch. Nr. 2) eine zusammenfassende Geschichte über „150 Jahre Schiffbau in Vegesack“ geschrieben, also auch die Vorgängerfirmen berücksichtigt und die Gesamtentwicklung in seiner geistvollen Art beleuchtet, während August Westermann dazu eine für ihre besonderen Zwecke nicht minder wertvolle Liste der bei der Werft und ihren Vorläufern erbauten Schiffe angefügt hat.

Friedrich Spengemann hat seinen verschiedenen schiffs- und schiffahrtsgeschichtlichen Büchern ein weiteres über die „Afrikafahrer“ (1954, Selbstverlag) folgen lassen, eine sehr fleißige Sammlung von Berichten über Schiffe und Reedereien, wobei man sehr gut verfolgen kann, wie die Küsten, Strommündungen, Hafenplätze des Schwarzen Erdteils — Südafrika mit Kapstadt, die Guineaküste Westafrikas, Ostafrika mit seinen Meeren, Küsten, Inseln, Nordafrika mit seiner Barbareskengefahr, Südwestafrika in der Zeit des Lüderitzschen Unternehmens — nacheinander in das Blickfeld des deutschen Überseehandels treten. Manche Bremer Schiffe und ebenso viele Bremer Schiffer, Reeder und Überseekaufleute werden hier aus großer Fülle des Stoffes genannt, glückhafte Reisen neben traurigem Seemannslos, wobei als geschichtlich bedeutsam die Pionierfahrten Bremer Kapitäne in den ostafrikanischen Gewässern, die Verbindungen Bremer Handelshäuser zur Heiden-

mission in Westafrika und von Bremer Firmen geleistete entsagungsvolle Vorarbeit für die kolonialen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts besonders hervorgehoben werden mögen.

Die als Festschrift zum Wiederaufbau des Lotsenhauses in Bremerhaven bereits 1949 verfaßte, aber erst jetzt, nach dem Hinscheiden ihres Verfassers Johannes Johannsen gedruckte, geschmackvoll und reichhaltig ausgestattete Geschichte der „Lotsenbrüderschaft Bremen“ beruht in ihrem älteren Teile auf eingehenden Archivstudien eines im Lotsenwesen bewanderten Fachmanns, der für die selber mit erlebte Zeit das Bild aus eigener Erinnerung lebensvoll abzurunden wußte.

Max Hannemann und seine Gattin Jetty, geborene van der Laan, Tochter des aus Holland stammenden früheren Leiters der Elsflether Heringsfischerei A.G., zeigen im Oldenburger Jahrb., Bd. 54, in einer Abhandlung über „Die Holländer in Elsfleth um die letzte Jahrhundertwende“ die starke Anziehungskraft, die die Gründung und Entwicklung der deutschen Heringsfischerei-Gesellschaften auf arbeitssuchende Holländer gehabt haben, besonders in Elsfleth, wo nach- und miteinander drei Fischereigesellschaften tätig gewesen sind. Es wird also auch ein Licht auf die Entwicklung der Fischerei an der Niederweser geworfen; die größte und stärkste jener drei Gesellschaften ist seit 1931 ein Zweig der Bremen-Vegesacker Fischereigesellschaft. — Über die Verhältnisse der Küstenfischerei belehrt uns in mustergültiger Weise, durch viele gute Abbildungen und Karten unterstützt, eine gleichermaßen grundlegende und zusammenfassende Arbeit von Kurt Brüning: „Die Küstenfischereien in Niedersachsen und Bremen“ im Neuen Archiv f. Niedersachsen, Jahrg. 1954, S. 161—189; dabei werden gelegentlich Hinweise auf die geschichtliche Entwicklung gegeben.

In Nr. 8 (Dezember 1954) des von der Oldenburger Historischen Gesellschaft herausgegebenen Mitteilungsbl.'s „Oldenburger Balkenschild“ bespricht Otto Raths ein Gemälde des jungen Bernhard Winter „Die Einweihung des neuen Bremer Piers (1899)“ in Brake, „die merkwürdigen Zeitumstände seines Entstehens und die auf ihm dargestellten Personen“. Der Architekt Ludwig Klingenberg — derselbe, der für das Gerichtsgebäude in Bremen verantwortlich ist, — hatte es aus Geldern bestellt, die beim Bau des Braker Bahnhofs erspart worden waren, es nachher aber selber bezahlen müssen. Ohne daß der Verfasser es will, geht aus seiner Darstellung hervor, wie sehr die „sogenannte“ Weserkorrektur — so ist sein Ausdruck — das wirtschaftliche Leben Brakes befruchtet hat.

Daß in der Veröffentlichungsreihe einer wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle ein Buch über die Geschichte des Straßenwesens erscheint, wie es mit der Arbeit Friedrich Witts, „Hamburger Straßen und ihre Geschichte“, als Bd. 13 der Veröffentl. d. Wirtschaftsgeschl. Forschungsstelle e. V. Hamburg, 1954, geschieht, dürfte nicht alltäglich sein. Hier waren Forschungen über das Straßenbaugewerbe in Hamburg und die daran beteiligten Firmen Ausgangspunkt und Veranlassung: das hat sich, wie von selber, zu weiteren Hauptabschnitten geweitet, einem über die Entwicklung und die Veränderungen des Hamburger Straßenbildes und einem anderen über die Hamburger Straßenobrigkeit und ihre Aufgaben, wobei gleichzeitig, in diesem besonderen Rahmen, eine Übersicht über das, wie in anderen Hansestädten, so auch in Hamburg übliche Deputationswesen gegeben wird. Angeschlossen wird schließlich eine Studie über die Straßennamen in Hamburg.

Geschichte von Kirche und Geisteskultur

H. Krumwiedes Hermann Dörries zum 60. Geburtstag gewidmete Arbeit „Vom reformatorischen Glauben Luthers zur Orthodoxie“, veröffentlicht im 53. Bd.e des Jahrb.s d. Gesellsch. f. niedersächsische Kirchengesch., sieht die Anfänge dieser Entwicklung bereits in Bugenhagens Braunschweiger Kirchenordnung von 1528 und in des Urbanus Rhegius *Formulae quaedam caute et citra scandalum loquendi* von 1535, soll hier aber im einzelnen nicht besprochen werden; verwiesen sei jedoch auf den Hinweis aus der Einleitung, wie sehr der Reformation in den Städten Niedersachsens durch den Besuch der Wittenberger Universität durch ihre akademische Jugend vorgearbeitet worden ist. Aus Bremen werden bis 1517 allein 17 Studenten gezählt; es steht damit an zweiter Stelle, allerdings beträchtlich hinter dem viel näher an Wittenberg gelegenen Braunschweig mit 37 Studenten, aber vor Hildesheim, Hannover und Lüneburg. — In einem Aufsatz von Robert Stupperich über „Corvinus und die münsterschen Wiedertäufer“ wird auch Johanns von der Wyk gedacht, des bremischen Ratssyndikus, der die gleiche Stellung in seiner Vaterstadt Münster bekleidete. Er habe die aufgeregte Stadt verlassen, „in der mit klaren Gründen nichts mehr auszurichten war“, heißt es; er sei es auch gewesen, der dem Landgrafen Philipp, einem der Hauptwidersacher der Täufer, den Rat gegeben habe, Bernt Rothmann, den einflußreichen Täufertheologen, zu einer Aussprache nach Kassel einzuladen, woraus bei dem Überstürzen der Ereignisse allerdings nichts geworden sei. — Unter den „Buchbesprechungen“ dieses Zeitschriftenbandes sei auf die über das „*Hospitium Ecclesiae*“, der neuen Veröffentlichungen zur bremischen Kirchengeschichte, besonders hingewiesen, wobei die dieser Schrift als Beilage beigefügten Aufsätze Rudolf Smends „Glaubensfreiheit als innerkirchliches Grundrecht“ und „Zur Verfassung der bremischen evangelischen Kirche“ eine besonders eingehende Würdigung finden, als „Richtigstellung“ kirchenrechtlicher Fragen, worüber das letzte Wort allerdings noch nicht gesprochen sein dürfte.

Aus dem 66. Bd.e (1955) der Nassauischen Annalen (Jahrb. d. Vereins f. nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung) sei auf einen längeren, in seiner Art etwas umständlichen, aber nach Inhalt und Ergebnissen sehr aufschlußreichen, mit anschaulichen Zügen ausgestatteten Aufsatz von Karl Wolf „Zur Einführung des reformierten Bekenntnisses in Nassau-Dillenburg“ hingewiesen, der ausführlich beschriebenen Rolle wegen, die Christoph Pezel bei dem Unternehmen gespielt hat, „aus den Reformierten auf Befehl ihres *Summus Episcopus* überzeugte Anhänger der kalvinischen Lehre“ zu machen. Er ist etwas später in Bremen vor ähnliche Aufgaben gestellt gewesen; es haben aber auch andere Geistliche, die mit ihm nach Nassau gekommen waren, später in Bremen gewirkt, wohl nicht sein Neffe Nikolaus Pezel, aber Magister Josef Naso und der frühere Wittenberger Superintendent D. Widebram, dieser wenigstens in vorübergehendem Aufenthalt.

Heft 32 der „Abhandl. u. Vorträge z. Gesch. Ostfrieslands“, herausgegeben von der Ostfriesischen Landschaft in Verbindung mit dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Aurich, bringt eine tüchtige Arbeit von Heinz Antholz über „Die politische Wirksamkeit des Johannes Althusius in Emden“, ausgezeichnet in der Art, wie sowohl geistige Persönlichkeit wie geschichtlicher Standort dieses großen „Vorläufers moderner politischer Wissenschaft“ herausgearbeitet werden, was noch mehr wert ist, als die hier gebotene willkommene Ergänzung unserer Kenntnisse über die Lebensschicksale dieses bedeutenden

Mannes. Ist schon die Schilderung der inneren Verhältnisse in dem bekenntnisverwandten Emden für den Kenner der gleichzeitigen Entwicklung in Bremen von Wert, so erst recht in der Spiegelung, die sie in einer solch bedeutenden Persönlichkeit finden, und zwar in den Einflüssen, die sie von ihr aus gestalten helfen. Ein Buch über diesen Zeitgenossen Heinrich Kreftings wird in Bremen seine Leser finden. Bei seiner Berufung war im übrigen Matthias Martinius, damals wie Althusius Professor in Herborn und bald hernach Rektor in Bremen, nicht unbeteiligt.

Hans Jessens Aufsatz „Vorläufer des Journalismus“ im Jahrb. d. bremischen Wissenschaft, 1. Bd., S. 139—154, ist nicht nur eine die Geschichte des Zeitungswesens angehende Angelegenheit: er greift tief hinein in die Geschichte des Religionswandels in Deutschland und vor allem in Bremen und zeigt diese Stadt, nachdem für das 16. Jahrhundert die Abhängigkeit des Nachrichten- und des sich entwickelnden Zeitungswesens von den Bekenntnisunterschieden in eindrucksvollen Beispielen dargestellt worden ist, als einen der Mittelpunkte der Nachrichtenweitergabe im reformierten, halbcatholischen Lager, besonders in ihrer Verbindung mit den Niederlanden, und Christoph Pezel und noch mehr Henrich Krefting als die großen Vorläufer des Journalismus, wenn nicht als seine ersten großen Träger in diesem Bezirk.

Der Historische Verein für Schwaben legte zu den doppelten Augsburger Festfeiern des Jahres 1955, der Tausendjahrfeier der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde und der Vierhundert-Jahr-Feier des Augsburger Religionsfriedens, einen stattlichen, hervorragend bebilderten Jubiläumsband vor, den 61. seiner „Zeitschrift“, unter dem Titel „Bischof Ulrich und der Augsburger Religionsfriede — Neue Quellenforschungen zum Augsburger Gedenkjahr“, beider Anlässe mit sehr würdigen, allseits aufschlußreichen, die Forschung weiterführenden Abhandlungen gedenkend, von denen für bremische Belange besonders die des zweiten Teiles, die Forschungen zur Geschichte des Augsburger Religionsfriedens, hervorzuheben sind. Im besonderen sei auf den Aufsatz von Gerhard Pfeiffer „Der Augsburger Religionsfriede und die Reichsstädte“ verwiesen, in dem Bremen einige Male erwähnt wird. Doch war es als die Stadt, die gerade eben wieder mit dem Kaiser ihren Frieden gemacht hatte, an den Verhandlungen nicht beteiligt. Die Bestimmungen des Augsburger Friedens gingen sie nichtsdestoweniger sehr an und sind von ihr, trotz aller Kämpfe um den wahren protestantischen Glauben, in den nachfolgenden Jahrzehnten lange als bindend anerkannt worden.

Als zusammenfassenden, dem 53. Bd.e d. Jahrb.s d. Gesellsch. f. niedersächsische Kirchengesch. (1955) beigegebenen Auszug aus einer größeren, maschinenschriftlich bei den Staatsarchiven Osnabrück und Bremen niedergelegten Arbeit hat Walter Schäfer, Pastor an St. Katharinen in Osnabrück, eine gedrängte Studie über „Carl Friedrich August Weibezahn“, den „Osnabrücker Erweckungsprediger“ veröffentlicht, die über das Persönliche dieses eigenartigen, von tiefer religiöser Verpflichtung erfüllten Lebens als hervorragende Darstellung der Triebkräfte der Erweckungsbewegung ihre Bedeutung hat und einige Male Beziehungen zu gleichgerichteten Predigern in Bremen zu Worte kommen läßt, so zu Ludwig Müller, nachmals Pastor an Stephani, und Treviranus, dem Mann des praktischen Christentums bei Martini. Ihm soll eine weitere Studie des Verfassers gelten.

Die Auseinandersetzungen, die sich an einen von Friedrich Mallet, dem streitbaren Prediger an St. Stephani zu Bremen, in seinem „Kirchenboten“ im Oktober 1834 veröffentlichten Aufsatz über das angeblich leichtlebige Gebaren

seiner Amtsbrüder im Jeverland knüpften, beleuchtet Christel Matthias Schröder, selber als früherer Pastor in Jever ortszuständig, unter dem Titel „Mallet und das ‚schandbare Leben‘ der Geistlichkeit im Jeverland“ im 1. Bde. des Jahrb.s d. bremischen Wissenschaft, S. 283—306, wobei er die Gegner selber eingehend mit Rede und Gegenrede zu Worte kommen läßt, an dem Verhalten Mallets freilich nicht viel Rühmenswertes findet.

Kunstgeschichtliches und Verwandtes

Von der Oberweser her, aus dem lippisch-paderbornschen Winkel Westfalens, ist schon früh ein starker künstlerischer Einfluß nach Bremen gelangt: Hans Thümmler zeigt dies in einem in dem bereits (S. 238) erwähnten Sammelband „Westfalen — Hanse — Ostseeraum“ veröffentlichten Aufsatz, der Westfalen als Ausgangsland „einer der größten Baubewegungen des Mittelalters“ zeigen soll. Es handelt sich um die nach südwestfranzösischem Vorbilde gestaltete, oft aus Umbau gewonnenen Hallenkirche, die wir, wie im Paderborner Dom oder in der Augustinernonnen-Kirche in Lippstadt, auch in Bremen finden; zur selben Zeit, als die Lipper Edelherrn dort die Umbauten fördern, tun es die ihnen angehörigen hohen Geistlichen hier, so bei der Einwölbung des Domes, wobei die Kapitelle Vorbilder aus der Lippstädter Marienkirche vermuten lassen. Entscheidender westfälischer Einfluß ist beim Umbau der Bremer Liebfrauenkirche anzunehmen, so hinsichtlich des quadratischen Gesamtumrisses, der Anwendung des Paderborner Pfeilersystems und der Gewölbeform der Lippstädter Marienkirche. — Ähnliche Gedanken äußert Thümmler in seinem sehr lesenswerten Beitrage zum Emdener Jahrb., 35. Bd. (1955): „Die Kirche in Marienhaf und die Andreaskirche in Norden“, die gleichfalls — unseres Wissens zum ersten Male — in Zusammenhang mit der westfälischen Baukunst gebracht werden, was bei dem zum Bistum Münster gehörigen Marienhaf weniger verwundert, jedoch mehr bei der Andreaskirche, die dem Erzbistum Bremen unterstand. Da aber, wie oben angedeutet, Bremen damals, im 13. Jahrhundert, stark unter westfälischem Kunsteinfluß stand, wofür hier gleichfalls die Liebfrauenkirche als Beweis herangezogen wird, ist dieser Gleichklang leicht zu erklären. — Aus dem „Tätigkeitsbericht der bremischen Denkmalpflege von 1953 bis 1954“, den Werner Kloos in der im Deutschen Kunstverlag erscheinenden „Deutschen Kunst- und Denkmalpflege“, Jahrg. 1954, 2. Heft, veröffentlicht, sei insbesondere auf die Ausführungen über den Raum zwischen den Türmen von Unser Lieben Frauen verwiesen, die neues Licht auf Entstehung und früheres Aussehen dieses in später Zeit völlig verbauten Bauteiles zu werfen vermögen. An gleicher Stelle erscheinen S. 102—113 Siegfried Fliedners im Brem. Jahrb. 44 (1955) bereits angekündigten und in ihren Ergebnissen kurz umrissenen „Baugeschichtlichen Untersuchungen an der St. Ansgariiruin in Bremen“, die er inzwischen in einer zur Einweihung der neuen Ansgarikirche erschienenen Monographie weiter ergänzt hat. Ausführlich äußert sich derselbe Verfasser unter erfreulich reicher Beigabe von Bildern und Rissen ebenso „Zur Baugeschichte der Pfarrkirche St. Stephani in Bremen“ in Bd. 1 d. Jahrb.s d. bremischen Wissenschaft, S. 85—100, wobei er unter Ausnutzung der durch den sich allmählich wandelnden Zerstörungszustand der Kirche gegebenen Möglichkeiten vor allem manche der bisherigen Zweifel hinsichtlich des ältesten Kirchenbaues an dieser Stelle wie der Kirche des 13. Jahrhunderts zu klären vermag und diese letztere, sie in Parallele

mit den übrigen Kirchenbauten dieser Zeit setzend, als ein Werk unverkennbar bremisch-niedersächsischer Baugesinnung kennzeichnet. Wer sich selber, wie der Verfasser dieses Berichtes, einmal um jene Zweifelsfragen bemüht hat, wird den hohen Wert dieser Forschungsergebnisse besonders gern anerkennen. — Wilhelm Lenz nennt Johann Heinrich Wülbern in einem Aufsatz in Heft 1/2 der Mitteilungen des Stader Geschichts- und Heimatvereins „einen Turmbaumeister aus Bremervörde, der von 1737 bis 1750 in Riga und sonstwo in Livland baute und unter anderem den ob seiner Eigenart weit bekannten, 1721 durch Feuer zerstörten Helm der Rigaer St.-Petri-Kirche neu errichtete“.

Über den „Glockenstein in Hasenbüren“ läßt sich Bernhard Rutenberg im Niedersächs. Jahrb. 1955 des Vereins f. niedersächs. Volkstum mit neuen Versuchen der Feststellung seiner Herkunft und seiner Bedeutung in eingehender Forschung aus, ohne indes zu abschließender, allgemein befriedigender Lösung zu kommen. Daß es sich hier um einen Grenzstein für den Fischzug handle, leuchtet durchaus ein; aber eine Gleichstellung mit dem „Ethelindesteen“ der Urkunde über die Kirchspieleinteilung von 1229 erscheint etwas gewagt, zumal es durchaus nicht gesagt ist, ob unter dem „Ethelindesteen“ nicht doch ein Steinhaus dieser gewiß bedeutenden Frau zu verstehen ist. — Im Tätigkeitsbericht der „Männer vom Morgenstern“ für das Jahr 1953, veröffentlicht in ihrem Jahrb. 36 (1955), wird auf die Neuaufstellung des wiederhergestellten Rolands von Bederkesa an seinem neuen, glücklich gewählten Standort verwiesen. Der verewigte Bremerhavener Architekt Heinrich Jäger hat sich die größte Mühe darum gegeben; es hätte daneben aber vermerkt werden können, daß der gleichfalls verewigte geborene Bremer Carl Leisewitz vom benachbarten Gute Valenbrook viel Hilfe geliehen hat und daß aus dem Ganzen wohl kaum etwas geworden wäre, wenn nicht von Bremen aus Geld und Sachspenden und vor allem, durch die bremische Baudenkmalpflege, ein gut Teil der nötigen Arbeit dazu geleistet worden wären.

Nachdem Siegfried Fliedner in Bd. 43 dieses Jahrb. (1951), S. 467 ff., versucht hat, die beiden großen, aus dem Jahre 1532 stammenden Gemälde an der Nordwand der Oberen Halle des Bremer Rathauses nach ihren politischen Hintergründen zu deuten, unterzieht sich Herbert Schwarzwälder in Bd. 77 (1954) des Niederdtsh.en Jahrb.s (des Vereins f. niederdtsh. Sprachforschung), S. 31—55, der dankenswerten Aufgabe, die „Gedichte in der Oberen Halle des Bremer Rathauses und ihre ursprüngliche Fassung“ nicht nur nach Sprach- und Kunstform zu erklären, sondern auch ihrer Herkunft nachzugehen, in Aufdeckung älterer Vorlagen wie vor allem der von der Stadtpolitik her diktierten Beweggründe für ihre Entstehung. Schw. führt die gereimten Erzählungen auf eine ältere, in einigen Handschriften der Rynesberch-Schenechen Chronik enthaltene Fassung zurück, die er dem Jahre 1404 zuweist und für die er Herbord Schene als Verfasser annimmt. Verstanden werden müssen diese Gedichte aus der politischen Zielsetzung heraus, die bei der Errichtung des Rolands und beim Bau des Rathauses ein gewichtiges Wort mitgesprochen hat und auch bei seinem Schmucke zutage tritt, wie ebenso in den bekannten Urkundenfälschungen, derer man sich im Kampfe um die Freiheit der Stadt bedienen mochte. Jene Urkunden, vor allem das auf das Jahr 1111 zurückverlegte angebliche Privileg Heinrichs V., sind dem Verfasser der Gedichte bekannt gewesen: für die Geschichte der Fälschungen wird hier also ein wichtiger Fingerzeig gegeben. Ob die ältere kürzere Fassung der Gedichte auch schon auf der Rathauswand zu lesen war, darüber läßt sich vorläufig nichts

sagen: der eben wieder in den Ratsstuhl zurückgekehrte Rat des Jahres 1532 mochte in solchen, nach dem Geschmack der Zeit weiter ausgeschmückten „protestantisch“ umgedichteten Verserzählungen ein Mittel sehen, die Überlieferungen zu stärken, auf die er sich stützte: so ließ er sie an die Wand schreiben zu den Gemälden, die um dieselbe Zeit entstanden.

Zur Deutung der „sinnbildlichen Figuren am Bremer Rathaus“ gibt ein sehr Berufener, Adolf Börtzler, in einem Aufsatz in dem unter dem Titel „Heimat und Volkstum“ neu erschienenen „Niedersächs.en Jahrb.“, 1955, des Vereins f. niedersächs. Volkstum über das bereits Bekannte hinaus einige wesentliche Zusätze; er hat sie in dem letzten, dem 13. Hefte der Bremischen Weihnachtsblätter (1956) noch erweitert. Sein Vorschlag, den Schmuck der Fassade der Schauseite des Rathauses einer größeren Öffentlichkeit durch eine bildmäßige Sonderveröffentlichung im einzelnen bekannt zu machen, verdient alle Beachtung. — Aus dem 23. Bd.e der Mitteil. a. d. lippischen Gesch. (1954) sind einige bedeutsame Hinweise zu vermerken. Bremen empfängt seine künstlerischen Anregungen in der Zeit der Renaissance und der Zeit des frühen Barocks aus zwei Richtungen, aus dem Westen, aus Holland, und aus dem Süden von der oberen und mittleren Weser her: von holländischer wie von Weser-Renaissance kann man demnach in Bremen genugsam spüren. Kann als Vertreter des einen Lüder von Bentheim gelten, so als der des anderen Ernst Crossmann, der, wie wir dem schätzenswerten Aufsatz Otto Gauls „Renaissancebaumeister in Lippe“ entnehmen, die Nachfolge Lüders beim Rathausumbau übernommen haben könnte. Bekannt ist er als der Baumeister und Künstler, dem die Hauptfront des Gewerbehuses zuzuschreiben ist; daß aber auch das Essighaus Spuren seiner Tätigkeit tragen soll, ist eine neue, vielleicht etwas gewagte Feststellung. — Ein für die baugeschichtliche Stellung Bremens höchst aufschlußreicher Aufsatz ist der von Bernhard Wirtgen im Stader Jahrb. 1954 (S. 143 ff.) über „Das Rathaus in Stade und seine Baugeschichte“, in den er sowohl das durch Brand 1659 zerstörte mittelalterliche Rathaus einbezieht, wie seinen halbbarocken Nachfolger. Bremen erscheint dabei in der Rolle des Gebenden, weniger beim ersten als beim zweiten Bau, wo die Planung und die Ausführung des Baues weitgehend mit Hilfe bremischer Meister und ihrer Hilfskräfte geschehen ist. So wird es verständlich, daß das Portal des Stader Rathauses, wenn auch unter weitgehender Vereinfachung, nach dem Muster des Portals des Bremer Gewerbehuses gestaltet wurde.

Erich Kittel kommt in einem Nachtrag zu seiner Abhandlung „Lippe im Bilde“ auf S. 278 f. des oben erwähnten 23. Bd.s der Mitteil. a. d. lippischen Gesch. auf Simon Peter Tilmann zu sprechen, dem er für seine Detmolder Tätigkeit über die von Ludwig Beutin in unserem Weihnachtsblatt 1950 festgestellte Reihe hinaus noch ein weiteres Detmolder Porträt zuweisen kann, wie auch dem 1671 in Bremen verstorbenen Johann Tilmann, genannt Schenk, zum mindesten zwei der Porträts im Detmolder Schloß. Es kann sich hier aber nicht, wie K. meint, um Simon Peters Vater handeln; der starb bereits 1618. — Aus Heft 1/2 des 29. Jahrg. (1954) der Mitteil. des Stader Gesch.- und Heimatvereins sei auf die trefflich kennzeichnenden Worte verwiesen, die der damals 87jährige Karl Krummacher, zu jener Zeit der älteste der Worpsweder Maler, seinem Weggefährten, dem Bremer „Carl Vinnen zum Gedächtnis zum 90. Geburtstag am 28. August 1953“ niederschrieb. Inzwischen ist auch Karl Krummacher verstorben. Es war wie eine eigenartige Fügung, als wir, die Historische Gesellschaft, bei unserem Jahrestreffen mit dem Stader Geschichts- und Heimatverein und den Männern vom Morgenstern am 26. Juni 1955 in

Worpswede an sein frisches, gerade einen Tag altes Grab auf dem Worpsweder Friedhof traten. In Heft 4 des 30. Jahrg. (1955) widmet Hans Wohltmann dem Dahingeshiedenen ehrende Worte des Gedenkens. Die im Jahre 1942 im Stader Archiv, Bd. 32, S. 5—22, erschienenen Erinnerungen Krummachers sind von seinem Sohne unter dem alten Titel „Aus meinem Leben“ den Freunden des Dahingeshiedenen als Gedächtnisschrift zugesandt worden, mit einigen Kürzungen, aber vermehrt um die Grabrede, die Pastor Dr. Hermann Maas, Kreisdekan in Heidelberg, dem Dahingeshiedenen in der Zionskirche in Worpswede hielt.

Eberhard Lutzes Beitrag „Stifter und Bildwerk in Bremen“ in Bd. 1 d. Jahrb.s d. bremischen Wissenschaft (S. 167—188) will mehr, als nur auf Grund aktenmäßiger und anderer Unterlagen eine zusammenhängende Darstellung des äußeren Verlaufs der Ausschmückung der Stadt mit Denkmälern und anderen Bildwerken im 19. Jahrhundert geben; er will vielmehr „Beziehungen und Entwicklungen“ zeigen, die inneren Triebkräfte „im Zusammenwirken von Stifter, Preisgericht, Senat und Bürgerschaft und nicht zuletzt dem Künstler“, — eine Absicht, die — trefflich gelungen — zu der Feststellung führt, daß in Bremen um 1900 eine beispielhafte, eindeutig und folgerichtig eingehaltene Wende in den gegenseitigen Beziehungen jener Triebkräfte eingetreten ist, die unter Ab-rücken von der „Epigonenkunst“ der voraufgehenden Jahrzehnte dem nach eigenem Wert ringenden ausübenden Künstler sein Recht ließ und daher bedeutende Kräfte mit ihren Arbeiten nach Bremen zog.

Familien- und Sozialgeschichte

Eine von dem durch Verkehrsunfall tragisch ums Leben gekommenen jungen Doktoranden Anselm Heinrichsen verfaßte und im Niedersächs. Jahrb. f. Landesgesch., 26. Bd. (1954), veröffentlichte Übersicht über „Süddeutsche Adelsgeschlechter in Niedersachsen im 11. und 12. Jahrhundert“ ist genealogisch, adels- und damit ständegeschichtlich, aber auch stammes- und für die behandelte Zeit reichsgeschichtlich von Wert, zeigt sich doch, daß die Adelsgeschlechter in Sachsen, als sie anfangen, sich nach ihren Burgen zu nennen, durchaus nicht mehr von stammesmäßiger Einheit sind, wie vorher bereits die Herzogsfamilie und die hohen geistlichen Würdenträger. Es gibt damals also keinen Stammesadel mehr; vielmehr reichen die Beziehungen über ganz Deutschland, besonders nach dem Süden, wie in vielen Einzelfällen nachgewiesen wird. Als ein Beispiel für sächsische Bischöfe süddeutscher Herkunft wird Erzbischof Liemar von Bremen genannt, der Sproß einer bayerischen Ministerialenfamilie, der andere süddeutsche Adlige an seinen Hof zog. Erzbischof Hartwig I. stammte mütterlicherseits von den kärntnerischen Spanheimern ab, die ihrerseits im Mannesstamm aus Franken kamen. — Die Geschichte des altoldenburgischen Adels läßt eine Fülle von sozial- und ständegeschichtlichen Fragen aufleuchten, wie Hans Mahrenholtz in seiner Studie „Das Geschlecht Frese (Friso) im Stedinger Land, insbesondere in Neuenhundert bei Berne (Oldb.)“, über eine der Familien, die Nutznießer des Unterganges der Stedinger waren, im „Oldenburger Balkenschild“, Heft 10, zeigt. Beziehungen zu der stadt- und stiftsbremischen Familie Frese haben sich bisher trotz aller Bemühungen nicht nachweisen lassen.

Von dem kulturellen Austausch zwischen Schleswig-Holstein und den weiter südlich gelegenen Strichen deutschen Landes spricht Thomas Otto Achelis in

seiner zur Wohltmann-Festschrift (Stader Jahrb. 1954), S. 133 ff., beigesteuerten Abhandlung über „Studenten aus den Herzogtümern Bremen und Verden auf der Kieler Universität 1665 bis 1865“. Höchst aufschlußreich ist dabei die Weise, mit der er die in den Matrikeln auftretenden lateinischen Herkunftsbezeichnungen, hier die verschiedenen Bezeichnungen für Bremen, zu scheiden versucht, so daß man die Stadtbremer von den Stiftsbremern zu trennen weiß.

„Pest und pestilenzialische Krankheiten in der Geschichte der Reichsstadt Aachen“ macht Egon Schmitz-Cliever zum Gegenstand einer längeren Abhandlung in Bd. 66/67 der Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins, einem Festband aus Anlaß des 75jährigen Bestehens dieses Vereins. Es wird hier mit aufschlußreichen Einzelzügen zugleich eine zusammenfassende Übersicht über Wesen und Verbreitung der verschiedenen Volksseuchen gegeben, die in der Bezeichnung nicht immer klar voneinander abzugrenzen sind. Nur scheint dem Verfasser die sehr wichtige, zu neuen Erkenntnissen führende Arbeit von Erich Woehlens über „Pest und Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert“, „Grundlagen einer statistisch-topographischen Beschreibung der großen Seuchen, insbesondere in der Stadt Uelzen (Schriften d. Niedersächs. Heimatbundes e. V., N. F., Bd. 26) nicht bekannt gewesen zu sein. In ihr werden auf S. 135 ff. die auf Bremen bezüglichen Zeugnisse des Auftretens der Seuchen behandelt, vor allem der Schwarze Tod von 1350, von dem „der absolute Verlust glaubhaft überliefert ist“, in der bekannten Eintragung im Bürgerbuch. Aufschlußreich sind die Rückschlüsse, die sich von dort aus für die Einwohnerzahlen der Städte machen lassen.

Den Aufsatz von Adolf Weckwerth über „Bildstelen als Andachtsbilder auf Friedhöfen an der Niederelbe und der Niederweser“ im Jahrb. der Männer v. Morgenstern 35 (1955) mag man als wertvolle Ergänzung und teilweise Weiterführung von Diedr. Steilens „Norddeutscher Grabmalkunst“ (Abhandlg. u. Vorträge, herausg. v. d. Bremer Wissenschaftl. Gesellsch., Jahrg. 11, H. 3/4 (1938), betrachten, insbesondere des Abschnittes S. 11 f. über die Stele. Weckwerth stellt sie der Ähnlichkeit und Gleichheit der Merkmale wegen neben die Bildepitaphien in den Kirchen. — Aufmerksam gemacht sei in diesem Zusammenhang auf die Bestandaufnahme der „Grabsteininschriften des Hannoverschen Nikolai-Friedhofes, die Hans Mahrenholtz in H. 1/2, Bd. 9 der N. F. der „Hannoverschen Geschichtsbl.“ veröffentlicht. Familienkundliche Absichten mögen den Bearbeiter zunächst in seiner Aufgabe bestimmt haben; das Ergebnis ist aber mehr geworden, ein kulturgeschichtliches Denkmal, dessen Bereich sich über 3½ Jahrhunderte erstreckt. Wieviel wertvoller Quellenstoff wäre uns erhalten geblieben, selbst wenn wir nur viel jüngere, aber heute aufgehobene Friedhöfe wie die vor dem Herdentor und vor dem Doventor aufgenommen bekommen hätten!

Lebensgeschichtliches

Auf eine ganz hervorragende Arbeit sei aufmerksam gemacht, obwohl sie keinen Bremer betrifft; auf das Lebensbild, das Kurt Detlev Möller in Bd. 43 der Zeitschr. d. Vereins f. hamburgische Gesch., S. 166—193, von „Caspar de Voght, Bürger und Edelmann, 1752 bis 1839“, entwirft. „Als Reformator des europäischen Armenwesens und als späterer Gutsherr von Flottbek ist sein Name in das Bewußtsein späterer Generationen eingegangen. Doch war er mehr als nur dies — er war ein Mensch.“ Der Verfasser hat es verstanden,

diesen Menschen aus seiner Natur und seiner Zeit heraus, wie ein Künstler in einem anschaulichen Gemälde, das auch die Hintergründe ahnen läßt, vor uns so hinstellen, daß man von diesem Bilde kaum wieder loskommt.

Das Lebensbild, das Alfred Vagts im Bulletin der Missouri Historical Society (Januarheft 1956, Bd. 12, Nr. 2, S. 105—127) über „Heinrich Börnstein, Ex- und Repatriate, 1805 bis 1890“, entwirft, verdient in Bremen nicht nur wegen der wechselvollen Lebensschicksale dieses „Schriftstellers, Zeitungsmannes, Politikers, Soldaten, Schauspielers und Reformers“ Beachtung, die an die Kinderjahre in Hamburg, Offiziersausbildung, medizinisches Studium und Schauspielereleben in Österreich, an eine wechselvolle publizistische Tätigkeit in Paris während der vierziger Jahre, die ihn mit Meyerbeer, Heine, Ruge, Marx zusammenbringt, an eine Herausgeberstätigkeit für eine deutschsprachige Zeitung in Missouri und vor allem in St. Louis und an eine starke Parteigängerschaft für Abraham Lincoln geknüpft ist; vielmehr war dieser Heinrich Börnstein von 1861 bis 1866 amerikanischer Konsul in Bremen, zum Dank für die in Unterstützung Lincolns geleisteten Dienste. Als solcher ist er ein scharfer Beobachter, dessen Berichte an die Regierung in Washington das Auf und Ab der Einstellung widerspiegeln, die man in Bremen, wie in anderen Teilen Deutschlands und Österreichs, zu den Vorgängen in Amerika während des Bürgerkrieges hat, mit allen Rückwirkungen für die Wirtschaft, insbesondere für den Kapitalmarkt. Es spiegeln sich in diesen Berichten ebenso die Vorgänge in Deutschland: die Entwicklungen sind hier nach Börnstein denen in Nordamerika so ähnlich, daß sich daraus ein freundschaftliches Verhältnis entwickeln müßte. Vagts hat für seine Arbeit die Originalberichte Börnstens nach Washington benutzen können: man sieht hier, welche wertvolle Quellen für die deutsch-amerikanischen Beziehungen bisher noch ungenutzt blieben und wie recht Ludwig Beutin in seinem „Bremen-Amerika-Buch“ mit dem Bedauern hat, daß er die Berichte der Gegenseite, der amerikanischen Konsuln, für seine Arbeit nicht habe benutzen können. Börnstein ist nachmals Auswandereragent in Bremen gewesen und Makler für die Anleihe der Northern Pacific Railroad, nach der Wirtschaftskrise von 1873 Photograph und schließlich wieder Schauspieler, zeitweise Mitdirektor des Wiener Josephstädtischen Theaters, und Zeitungsreporter.

Nachträglich sei auf zwei vor einigen Jahren erschienene lebensgeschichtliche Erinnerungsbücher über zwei Söhne Bremens hingewiesen, die fern der Heimat zu Ehren und Ansehen gekommen sind. In der von Ludwig Bergsträßer herausgegebenen Bibliothek zeitgenössischer Memoiren erschienen die Lebenserinnerungen Bernhard Adelungs, „Sein und Werden. Vom Buchdrucker in Bremen zum Staatspräsidenten in Hessen. 1876 bis 1943“, bearbeitet von Karl Friedrich, Offenbach am Main, 1952, Bollwerk-Verlag. Adelung ist von 1928 bis 1933 Staatspräsident in Hessen gewesen. In seinem Buch spiegelt sich das politische Leben der Weimarer Zeit mit all ihrer Not, aber auch ihrem idealen Streben. Mit Hochachtung und Liebe spricht Adelung von seiner Vaterstadt Bremen und entwirft dabei ein lebensvolles Bild der kleinbürgerlichen Verhältnisse, aus denen er hervorgewachsen ist. — In demselben Verlage erschien bereits 1948 ein Büchlein von und über „Ludwig Quidde“ (1858—1941), den „Deutschen Demokraten und Vorkämpfer der Völkerverständigung“, eingeleitet und zusammengestellt von dem Genfer Professor Hans Wehberg. Quidde entstammt Bremer Kaufmannskreisen; sein Bruder Rudolf war Jurist und zeitweise Vizepräsident der Bremischen Bürgerschaft; er selber war Geschichtsprofessor, Mitarbeiter an der großen Veröffentlichung der Reichs-

tagsakten, Sekretär des Preußischen Historischen Instituts in Rom, Herausgeber einer angesehenen geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift; er war für die Demokraten bayerischer Landtagsabgeordneter und Mitglied der Nationalversammlung zu Weimar; vor allem aber war er ein begeisterter Vorkämpfer der Friedensbewegung, wofür er mancherlei Zurücksetzung und Verfolgung hat auf sich nehmen müssen. Aus eigenen Erinnerungen, Aufsätzen, Reden und dem Begleittexte seiner Freunde ist hier ein eindrucksvolles Bild des Lebens und Strebens dieses bedeutenden Mannes zusammengestellt worden.

Unter dem Titel „Nerven, Herz und Rechenschieber. Kurt Tank — Flieger, Forscher, Konstrukteur“ veröffentlicht Heinz Conradis im Musterschmidt Verlag in Göttingen ein Lebensbild des bekannten Flugzeugkonstruktors, technischen Leiters und zuletzt Generaldirektors der aus Bremen hervorgegangenen, mit ihren Erzeugungsstätten schließlich über ganz Deutschland verbreiteten Focke-Wulf-Flugzeugwerke — in seiner feuilletonistisch aufgelockerten Form mehr ein Werk der Erzählkunst als eine streng wissenschaftliche Arbeit, das aber, aus enger Bekanntschaft mit der dargestellten Persönlichkeit geboren, zugleich ein ernsthafter Beitrag zum lebensgeschichtlichen Schrifttum unserer Tage ist und hier, bei den engen Bindungen des Mannes und des Werkes an Bremen, als zur bremischen Geschichte gehörig angemerkt werden muß. — Ähnlich ist es, allerdings auf ganz anderem Gebiete, mit der „Goldenen Wolke“ von Magda Pauli, geborenen Melchers (Bremen 1955, Carl Schünemann Verlag), die mit diesem Buche ihre „Briefe aus Lesmona“ fortsetzt und in ihm die im Kulturellen und Künstlerischen in Bremen so beschwingte Zeit um die Jahrhundertwende mit Persönlichkeiten wie Gustav Pauli, Rudolf Alexander Schröder, Alfred Heymel und anderen in diesen Kreis hineingehörenden aufleben läßt, damit im einzelnen schildernd, was in dem Buche von Hans Conrad Röthel über „Die Hansestädte (München 1955, Prestel-Verlag) den Bremern als ein besonderer Vorzug in neuerer Zeit zugeschrieben wird.

Unter dem launigen Titel „Freiherr von Dänemarks Gnaden“ berichtet Thomas Otto Achelis im „Deutschen Volkskalender Nordschleswig 1955“, herausg. f. d. dtische Volksgruppe v. dtischen Schul- und Sprachverein f. Nordschleswig, S. 32 ff., mit Geist und Witz über sein Lebens-, Forscher- und Schriftstellerschicksal, wobei er mit wenigen feinen Strichen auch die Gestalt Peter Willatzens beschwört, des aus Hadersleben 1850 als Vertriebener nach Bremen gekommenen Lehrers und Schriftstellers.

„Bremen binnen un buten“ — „Wissenswertes und Vergnügliches“ nennt sich ein von Carl Thalenhorst zusammengestelltes Büchlein (Verlag H. M. Hauschild (1955), das in der Hauptsache Anekdoten über die verschiedensten Persönlichkeiten früherer Zeit gesammelt hat, dabei aber zu einem Spiegel bremischer Kultur aus den letzten 100 Jahren geworden ist, in dem man so manchen kennzeichnenden Zug bremischen Wesens, Denkens, Lebens erkennen kann.

Sprachgeschichtliches. Volkskunde

Einer unserer bekanntesten Ortsnamenforscher, Rudolf Fiesel in Rostock, gibt im 26. Bd.e des Niedersächs. Jahrb.s f. Landesgesch. (1954) eine ausgezeichnete Übersicht über die „Borstel südlich der Elbe“. Dem Namen nach bedeutet „borstel“, „bostel“ eine alte Zusammenrückung aus bûr = „Haus“, „Wohnung“ und stal = „Stelle“, „Platz“, soviel wie „Wohnplatz“; die hierher gehörigen

Orte, von denen einige wenige bis in die Nähe Bremens vorgeschoben erscheinen, sind nicht vor dem 9. Jahrhundert gegründet worden, dann aber, wie die Verbreitung auf einem Streifen vom Mittelgebirge bis nach Holstein hin zeigt, auf spät in Anbau genommenen Heide- und Waldboden, wo sie sich aus Einzelhöfen heraus entwickelt haben. — Aus der Nr. 2 des 36. Jahrg. (1955) der in Vechta als Beilage zur „Oldenburgischen Volkszeitung“ erscheinenden „Heimatblätter“ sei auf Karl Sicharts Aufsatz über „Gerichts- und Richtstätten in alter Zeit“ hingewiesen, der von einer Fülle von Beispielen her auf manche Orts- und Familiennamen ein aufklärendes Licht wirft, wozu aus Bremen Namen wie „Panzenberg“, „Hilligengrave“ und „Koppenberg“ (nicht Köppenbergl) gehören.

In Bd. 1 d. Jahrb.s d. bremischen Wissenschaft, S. 123—138, betrachtet Ernst Grohne „Die bremischen Personen- und Familiennamen“ „historisch und statistisch“, was unter gleichzeitigem Anklingenlassen der „Namensgeographie“ auf dem knappen Raume eines Druckbogens gewiß ein schwieriges Unternehmen ist. Aus dem auf diese Weise entstandenen fesselnden Überblick werden von der Forschung der namensgeographische und der statistische Ertrag als Vorarbeit für ein umfassendes bremisches Namenbuch zu werten sein, das uns hoffentlich noch einmal beschert werden wird.

„Heimat und Volkstum“, das Niedersächs. Jahrb. 1955 d. Vereins f. niedersächs. Volkstum, bringt einige volkskundlich bemerkenswerte Aufsätze. Rudolf Frenzel stellt unter dem Titel „Mittelsbüren“ „volkskundliche Betrachtungen über ein untergehendes Dorf“ an, aus denen allerdings hervorgeht, daß hier von lebendem volkstümlichen Brauchtum nicht mehr viel geblieben war. — Angelus Gerken schreibt über die „Dorfmüllerei zwischen Weser und Elbe“ und behandelt damit einen heute völlig verschwundenen, einst sehr einträglichen Beruf, während Hans Peters, Leiter des Brinkumer Heimatmuseums, unter den „Alten Berufen aus Niedersachsen“ den Frachtfuhrmann des näheren schildert, gestützt auf die Überlieferung, die in seinem eigenen Wirkungsbereich in dem alten, sehr bedeutsamen Fuhrmannsdorf Leeste besteht.

Die 1956 erstmals erschienenen „Schriften des Vegesacker Heimatvereins“ führen sich mit dem Abdruck eines Vortrages, den Diedrich Steilen vor den Leitern der bremischen Ortsämter gehalten hat, über Deiche, Sinn, Wesen und Geschichte des Deichwesens, unter dem Titel „Der goldene Reif“ sehr vorteilhaft ein: dabei wird vielfach auf bremische Verhältnisse Bezug genommen, unter Zuhilfenahme bremischer Aktenunterlagen.

„Ergebnisse und Aufgaben der volkskundlichen Forschung im Lande Bremen“ stellt Rudolf Frenzel in Bd. 1 d. Jahrb.s d. bremischen Wissenschaft, S. 101—114, zusammen, leider nicht ganz umfassend. So werden die weiten Gebiete der Namen- und der Mundartenforschung kaum berührt. Doch ist vom Verfasser eine weitere Arbeit über die Aufgaben der Volkskunde in Aussicht gestellt worden, der man wünschen möchte, daß sie den Weg für eine großzügige Förderung dieses Wissenschaftszweiges bereiten helfen möge.

Heraldik und Numismatik. Archivkunde

Im „Ostfreesland“-Kalender 1956 schreibt Arend Lang sehr anregend über „Alte friesische Siegel“, darunter das der am Upstalsboom versammelten friesischen Seelände und das des Norderlandes, die in ihrem ältesten Stück bisher von einem Vertrage der Rüstringer mit Bremen vom 5. Juni 1324

bekannt waren. Diese Urkunde ist bisher, weil zu den heute in Potsdam befindlichen Auslagerungsstücken gehörig, noch nicht wieder zugänglich; für die beiden genannten an ihnen hängenden Siegel konnten einige etwas jüngere, an anderer Stelle befindlichen Stücke zur Beschreibung und Abbildung herangezogen werden, so daß selbst bei dem immerhin möglichen Verlust jener älteren für einen Ersatz gesorgt wäre.

In Heft 9/10 (1955/1956) der Hamburger Beiträge zur Numismatik gibt Eberhard Hermann Werther eine ausgezeichnete Übersicht über „Die Münzfunde zwischen Elbe- und Wesermündung“, gleichbedeutend nach sachlichem Inhalt wie nach der Art der methodischen Einführung und Umkleidung. Die Städte Bremen und Stade sind allerdings ausgeschlossen worden, weil ihr wirtschaftliches Einflußgebiet die Arbeit zu sehr mit auf den Süden und Osten erstreckt haben würde; immerhin ist Nordbremen mit einigen Funden beteiligt; manche Stücke werden überdies vom Focke-Museum aufbewahrt. Zeitlich reicht die Übersicht von 39 v. Chr. bis an die Grenze des 19. Jahrhunderts. — In dem von Wilhelm Jesse in den Lüneburgern Blättern, Heft 6 (1955), S. 47 ff., beschriebenen „Münzfunde von Eutzen bei Wittingen, Kr. Gifhorn, vergraben um 1540“, befinden sich unter anderem 16 Bremer Groten, davon einer aus der Zeit Johann Rodes, die anderen aus der des Erzbischofs Christoph. — Peter Berghaus weist in seiner Besprechung des „Turnosenfundes von Grabstede (Gemeinde Bockhorn, oldenburgischer Kreis Friesland)“ im Oldenb. Jahrb., 54. Bd. (1954), S. 165 ff., auf die große Bedeutung hin, die Bremen auf die Währungs- und Münzgeschichte des nördlichen Oldenburg gehabt hat, durch die Barrenwährung der Bremer Mark in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, später durch seine Groten und Swaren, die die von 1364 bis 1373 bestimmend gewesenen Tornosen verdrängten; diese sind aber auch in Bremen selber und in seiner Nachbarschaft in St. Magnus gefunden worden.

Abschließend mag auf zwei wichtige, die Archivpraxis angehende Hefte der neuen „Veröffentlichungen der niedersächs. Archivverwaltung (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) hingewiesen sein: auf Heft 5 (1955) in dem Günther Möhlmann und Joseph König über „Geschichte und Bestände des Niedersächsischen Staatsarchivs in Aurich“ berichten, ein besonders in seinem zweiten Teile unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden, der sich um die Geschichte der Beziehungen Bremens zu Friesland bemüht, und auf Heft 7 (1956), das „Richtlinien für die Pflege des nichtstaatlichen Archivgutes im Lande Niedersachsen“ enthält, von denen manches richtunggebend auch für die Einrichtung einer Archivpflege in Bremen sein könnte, die aus Mangel an Mitteln leider immer noch auf sich warten läßt.

Vgl. die S. 16 angezeigte Arbeit Heinrich Reinckes „Angewandte Rechtsgeschichte als Aufgabe hansestädtischer Archive“.

Abgeschlossen Ende September 1956.

Buchbesprechungen

Fritz Rörig, Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter

Herausgegeben von Luise Rörig, Göttingen 1955, Vandenhoeck und Ruprecht. Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 12/13. 134 S., 8°, 3,60 DM.

Die bekannte Zusammenfassung von Rörigs stadthistorischen Studien ist erstmalig 1932 im Band IV der Propyläen-Weltgeschichte S. 279—392 erschienen. Vielen Menschen ist heute diese Ausgabe nicht mehr zugänglich. Es ist daher ein unbestreitbares Verdienst des Verlags Vandenhoeck und Ruprecht, daß er diese bedeutsame Arbeit weiten Kreisen durch eine wohlfeile und handliche Ausgabe in der kleinen Vandenhoeck-Reihe wieder zugänglich gemacht hat, die noch dazu auf das ursprüngliche Konzept zurückgeht und nicht die durch ein Sammelwerk gebotene Begrenzung des Umfangs und geforderten Kürzungen aufweist. Immer wieder beglücken die Frische und Lebendigkeit der Darstellung und die meisterhafte Beherrschung des Stoffes. Sie wird ihren dauernden Wert behalten, wenn auch bedeutsame neuere Arbeiten, wie die von H. Planitz und vor allem von Edith Ennen Rörigs Erkenntnisse im einzelnen vielleicht anders beleuchten oder berichtigen. A. v. Brandt hat eine ausgezeichnete Zusammenstellung des neueren Schrifttums zur Geschichte der Stadt seit dem ersten Erscheinen der Rörigschen Arbeit 1932 beigegeben. Für jeden, der sich mit der Geschichte der Stadt als einer wesentlichen Kulturleistung des Mittelalters beschäftigt, wird dieses Büchlein unentbehrlich und ein hoher Genuß und eine besondere Freude sein.

Potsdam

Lotte Knabe

Johannes Renner, Livländische Historien 1556—1561, zum erstenmal nach der Urschrift herausgegeben von Peter Karstedt. Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Lübeck, Neue Reihe, Band 2, Lübeck 1953, XIX und 150 S. Mit neun Abbildungen und einem Plan.

Die Herausgabe des ersten der beiden großen Werke des Bremer Notars Johann Renner (gest. 1583) ist in mehrfacher Hinsicht auch für den Bremer Geschichtsforscher von Bedeutung. Es ist ja nicht das erste Mal, daß die Livländischen Historien im Druck erscheinen. Schon 1876 wurden sie von Richard Hausmann und Konstantin Höhlbaum herausgegeben, und zwar nach einer Handschrift, die sechs Jahre vorher von dem rührigen Bremer Stadtbibliothekar Johann Georg Kohl in der Bibliothek der Gesellschaft „Museum“ entdeckt worden war. Die Herausgeber stellten damals bereits fest, daß für die Zeit nach 1561 vornehmlich die Livländische Chronik des Revaler Predigers Balthasar Russow (1578) ausgeschrieben worden war. Verschiedene Indizien wiesen darauf hin, daß für die Jahre vorher eine ältere Chronik Renners unter dem Verfassernamen Johannes Cursor Tecelinus (d. h. Johannes Renner aus Tecklenburg) zugrunde gelegt worden war. Die Suche nach ihr blieben jedoch zunächst vergebens. Da wurde sie 1894 aus dem Nachlaß Kurd von Schlözers

der Lübecker Stadtbibliothek übergeben; freilich konnte ihre Bedeutung erst 1934 erkannt werden. Glücklicherweise wurde zum Zwecke der Veröffentlichung eine Abschrift genommen; denn 1944 wurde sie — wie die wertvollsten Stücke der Lübecker Stadtbibliothek, sowie des Lübecker und Bremer Archivs — nach Bernburg an der Saale ausgelagert, und sie ist seit Kriegsschluß verschollen.

So liegen nun also zwei Fassungen der Livländischen Chronik Renners im Druck vor:

1. die Urform (Lübecker Handschrift), von 1556—1561 reichend, entstanden auf Grund eigener Beobachtungen in Livland, geschrieben zwischen Juni 1561 und Juli 1562;
2. die Bearbeitung (Bremer Handschrift), von den Anfängen der livländischen Geschichte bis 1582, unter Verwendung der Urform und unter Einarbeitung der Russowschen Chronik und anderer Quellen, geschrieben 1582/1583.

Die Bedeutung der neuen Veröffentlichung besteht darin, daß sie den unverfälschten Bericht eines Augenzeugen über jene Ereignisse gibt, die zum Zusammenbruch der Herrschaft des Deutschordens in Livland führten. Für die Bremer Forschung bietet sich hier noch ein anderer Gewinn: durch einen Vergleich der beiden Fassungen der Chronik läßt sich nunmehr die Arbeitsweise Renners erkennen. Das würde für den (wohl noch nicht geborenen) Herausgeber der *Chronica* der Stadt Bremen von Renner, die ebenfalls 1582 bis 1583 entstand, sehr wichtig sein. Ubrigens zeigen die der Ausgabe der Livländischen Historien beigegebenen Handschriftproben, daß es sich bei dem Exemplar Brem. a. 96—97 (Bremer Staatsbibliothek) der *Chronica* der Stadt Bremen tatsächlich um ein Autograph Renners handelt.

Zur Art der neuen Ausgabe ist zu sagen, daß sie in einer Einleitung das Wesentlichste über das Werk bringt. Freilich vermißt man in ihr doch einige Gesichtspunkte recht schmerzlich; was das Leben Renners anbetrifft, so wird nur auf die Schrift von Kohl über Johann Renners äußere Lebensumstände (1872) verwiesen. Selbst wenn sich nichts Neues dazu fand, so erwartet man doch einen möglichst vollständigen Lebensabriß. Es fehlt auch eine Würdigung Renners als Geschichtsschreiber, sowie seiner Sprache. Gegen die Art der Textwiedergabe ist an sich nichts einzuwenden. Die Grundsätze, die dabei verfolgt wurden, sind klar und deutlich in der Einleitung dargelegt. Die Herausgabe war dadurch erleichtert und vereinfacht, daß das Autograph vorhanden war. Die Fußnoten enthalten nur Hinweise auf Eigenarten des Textes (bes. Korrekturen). Am Rand sind — wie üblich — die Blattzahlen der Handschrift angegeben. Der Verzicht auf sachliche Fußnoten hat zwar den beabsichtigten Vorteil, daß der Text ein geschlossenes Bild bekommt, erschwert aber eine sachliche und historische Beurteilung ungemein. Dieser Mangel wird auch nicht behoben durch das von P. Johansen sehr gewissenhaft angefertigte Orts- und Personenregister. Es besteht zwar eine weit verbreitete Abneigung gegen übertriebene Ansprüche der Textedition. Es wird auch wohl niemand mehr unbedingt einen wissenschaftlichen Apparat in dem Umfang fordern, wie ihn die Chroniken der deutschen Städte boten; aber ganz auf ihn zu verzichten, scheint mir doch ein gefährliches Anzeichen für ein Nachlassen des Forscherfleißes zu sein. Wir haben in Bremen derartiges leider schon in drei recht bedauerlichen Fällen erlebt: in Eckhardts Edition der mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen, in Cappelles Ausgabe von Erzbischof Johann Rodes *Registrum Bonorum et Jurium Ecclesiae Bremensis*,

am folgenschwersten aber wohl in Lappenbergs Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen, die u. a. die wichtige *Historia Archiepiscoporum Bremensium* und (in Auszügen) die Bremer Chronik von Rinesberg und Schene enthalten. In bezug auf die letztere wäre wirklich zu wünschen, daß die heute noch in der Tschechoslowakei zurückgehaltenen Unterlagen Hermann Meinerts für eine Neuherausgabe endlich dem Bearbeiter wieder herausgegeben würden.

Es werden immer allerhand Gründe für den Verzicht auf Lesarten und einen wissenschaftlichen Apparat angegeben, die den Durchschnittsleser, vor allem den wirtschaftlich denkenden, überzeugen mögen. Aber dahinter steht doch der Moloch, dem alle wissenschaftliche Tätigkeit heute mehr oder weniger große Opfer bringen muß: die Höhe der Druckkosten und die Knappheit der uns für wissenschaftliche Forschung zur Verfügung stehenden Zeit. Nun könnte man sagen: besser überhaupt eine Edition als gar keine. Dem ist nur mit Einschränkung zuzustimmen; denn wenn erst einmal ein wissenschaftlich unzureichender Druck da ist, gibt es wohl niemals einen befriedigenden mehr.

Nun noch ein Wort zum Register der Livländischen Historien: es ist etwas ungewöhnlich. Zunächst einmal wird nicht auf die Seiten des Druckes, sondern auf die Blattzahlen der Handschrift verwiesen. Außerdem erfolgte die alphabetische Anordnung durchweg nach der Schreibung Renners. So findet sich etwa Ermes unter Armus, Dänemark unter Denmark, die Deutschen unter Dutsche, Pernau unter Parnouwe, Smolensk unter Schmolenski usw. Das erschwert die Benutzung ungemein.

Trotz dieser mehr grundsätzlichen Einwände ist die Genauigkeit des Textes bewunderungswürdig, vor allem für den, der sich schon einmal mit Renners Schrift abgeplagt hat. Bemerkenswert ist noch, daß der Druck in Lübeck durch eine private Stiftung ermöglicht wurde, die, da sie über laufende, aus der Wirtschaft fließende Mittel verfügt, bereits viel Gutes im gesamten Bereiche der Kultur und dem der Wissenschaft gewirkt hat. Ob so etwas in Bremen auch wohl möglich wäre?

Herbert Schwarzwälder

Die Matrikel der Universität Basel. Im Auftrage der Universität Basel herausgegeben von Hans Georg Wackernagel unter Mitarbeit von Marc Siek und Hans Sutter. II. Band 1532/33—1600/01. — Verlag der Universitätsbibliothek Basel 1956. XXVIII, 634 S., groß 8°, SFr. 58,—.

Während die 1460 gegründete Universität Basel, die älteste Hochschule der Eidgenossenschaft, bis zur Reformation vorwiegend Scholaren aus der Schweiz und den Ländern am Oberrhein, dem „ausgestreckten, wohlgelegenen Vaterland“, wie es Goethe genannt hat, besuchten, bekam die *Academia Basiliensis* von 1532 an einen internationalen, weit über das deutsche Sprachgebiet hinausgreifenden Charakter. In dem zweiten Bande der Matrikel, der jetzt dem 1951 erschienenen ersten Band (1460—1529) gefolgt ist, finden wir unter den 5534 Studierenden von 1532 bis 1601 500 Studenten aus Frankreich, um 250 aus Friesland und den Niederlanden, über 150 aus den slawischen Ländern, etwa 100 aus dem britischen Inselreich, rund 70 aus Italien und knapp 60 aus den nordischen Ländern.

Aus Bremen, das ja mit der Schweizer Hochschule das reformatorische

Bekanntnis teilte, sind von 1584 bis 1598 zwölf Studenten nach Basel gekommen¹⁾. Von ihnen haben acht auch Heidelberg, drei Marburg, je zwei Leiden und Genf und einer Herborn besucht.

Die Ausgabe gibt zu der Namenszeile zahlreiche Ergänzungen aus dem handschriftlichen Basler Material und Hinweise auf andere Matrikeln, versucht auch, wie es Elias von Steinmeyer für Altdorf getan hat (1912), die Personen zu identifizieren. Aus den Matrikeln der Fakultäten und Kollegien konnten 74 Studenten festgestellt werden, die in der Rektoratsmatrikel fehlen.

Von den erwähnten zwölf Bremern wurden drei Professoren am *Gymnasium Illustre*, einer Bürgermeister, einer Ratsherr, zwei traten in die Dienste des Erzstifts und einer wurde kurfürstlich brandenburgischer Rat. In Theodor Meier (S. 453) ist ergänzend auf die Feststellungen von Friedrich Pruser in diesem Jahrbuch, Bd. 31 (1929), S. 192—193, zu verweisen²⁾.

Rendsburg

Thomas Otto Achelis

33 Jahre Bremer Schauspielhaus im Spiegel der Zeitkritik

447 Seiten mit 132, teils ganzseitigen Abbildungen; Ganzleinen, 4^o; Carl Schünemann Verlag Bremen, 18 DM.

Dies Werk anzuzeigen, heißt nicht nur eine bibliographische Pflicht erfüllen, sondern möchte mehr bedeuten: eine notwendig öffentlich auszusprechende Danksagung an alle, welche für sein Zustandekommen keine Mühe und keine Mittel gescheut haben! Dieser sich auf dem Titelblatt bescheiden verschweigenden Arbeitsgemeinschaft: den Autoren Wilhelm Berner und Fritz Peters, ihrem Helfer Hermann Fitger sowie der Bremer Theatergesellschaft als Herausgeberin kann nicht genug Lob gespendet werden, weil sie mit ihrer Unternehmung ein Doppeltes erfüllt haben, die gültige Niederschrift eines bislang noch offenen Kapitels bremischer Kulturchronik und gleichzeitig damit, darüber wegweisend hinausgehend, die historische Fixierung einer Epoche des gemeindeutschen großen Theaters, welche die Bewunderung vieler Kulturvölker von jeher gefunden hat.

In sieben Kapiteln bietet die Verfassergemeinschaft die vollständige Geschichte des Bremer Schauspielhauses, beginnend mit seiner Eröffnung im ersten kleinen Haus am Neustadtswall Anno 1910 und dem bald nötig werdenden Umzug in das größere neue Gebäude am Ostertor zum Spielzeitbeginn 1913/1914 und endend mit dem Jahre 1943. Welch ein Leben, eine wie bedeutsame Kulturleistung ist in diese Kapitel gebannt! Da stehen natürlich in den ersten Abschnitten Wille und Tat Johannes Wiegands und Eduard Ichons voran, der beiden Väter des Hauses, Männer echt bremischen Bürgersinnes und Pioniergeistes; allein schon das, was sie ihrem Institut an Prägung gaben, ist außerordentlich zu nennen. Dann aber wächst ihnen, in schönem Vertrauen auf ihre künstlerische Solidität, allmählich ein Kreis von Mitarbeitern zu, dessen Qualität sich nicht leicht ein anderes Theater jener Jahrzehnte rühmen kann und mit dem in den zwei Dezennien nach dem ersten Weltkrieg das Bremer Schauspielhaus zu einem Vorbild für das

¹⁾ Die Namen stehen im Ortsregister, S. 587; nur ist *Notarius* zu streichen, da er aus Bern stammte.

²⁾ Weitere Einzelheiten geben meine Besprechungen von Bd. 1 in „Genealogie und Heraldik“ 1951 und von Bd. 2 in „Familie und Volk“ 1956, Heft C.

moderne Theater heranreift. Davon berichten die letzten Kapitel in bewegter und bewegender Ereignisfülle. Wem ginge nicht das Herz auf, wenn ihm die wagemutigen Neuinszenierungen klassischer Dramen, die Fülle der Ur- und Erstaufführungen lebender Autoren oder die Gastspiele etwa der Bassermanns, der Wedekinds, der Durieux und vieler anderer, um nur einiges anzudeuten, in Erinnerung gebracht werden oder wenn er die starke Beachtung all dieses Kunstlebens seitens der Presse sich noch einmal vergegenwärtigen kann!

An den Textteil schließt sich eine lückenlose „Chronik der Aufführungen“ an, und dieser folgt das „Verzeichnis der darstellenden Mitglieder“ durch alle Spielzeiten. Seine Lektüre fesselt durch die Namen vieler verheißungsvoller Begabungen, die nachmals auf dem deutschen Theater zu größtem Ruhm gelangten. — Die Abbildungen — hervorragend in der Wiedergabe, wie denn die ganze Ausstattung des Werkes mit bemerkenswertem Geschmack vorgenommen wurde — sind als wertvolle Gedächtnisstützen willkommen und, bestens ausgewählt, geschickt in den Textteil eingebaut.

Alles in allem liegt hier ein Buch vor, das man nicht nur empfehlen kann, das sich vielmehr selbst empfiehlt. Kein Freund bremischer Geschichte kann an ihm vorübergehen, wenn er dem künstlerischen Leben seiner ehrwürdigen Stadt forschend oder betrachtend nachgeht; aber auch der lokal nicht gebundene Kulturhistoriker oder Theaterwissenschaftler wird es fortan bei seiner Arbeit nicht entbehren können.

Kurt Roselius

Georg Linnemann, Musikgeschichte der Stadt Oldenburg

Oldenburger Forschungen, Heft 8 / Herausgegeben vom Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde durch die Historische Gesellschaft zu Oldenburg (Oldb.). Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg 1956. 339 Seiten. Kart. DM 14,80.

Oldenburg hat sich seinen Weg zu der Musikstadt von Bedeutung, die es heute ist, nicht leicht werden lassen. Der Oldenburger Musikforscher Georg Linnemann, dem wir schon eine fleißige Geschichte der Musikpflege zu Celle verdanken, hat ihn mit liebevoller Sorgfalt nachgezeichnet. Dabei war er bemüht, unnachlässig die Ursachen und Hintergründe aufzuhellen, wenn der Weg durch die Niederungen führte, und gerecht persönliche Verdienste und glückliche Umstände gegeneinander abzuwägen, wenn die Zeiten lebendig und erfolgreich waren. Daher ist Linnemanns Arbeit über viele neue sachliche und biographische Ergebnisse hinaus auch ein wertvoller Beitrag zur kultur- und geistesgeschichtlichen Erforschung des nordwestdeutschen Raumes.

Nicht viele Residenzen können sich als älteste Quelle für ihre Musikpflege auf die Dichtung eines Minnesängers berufen. Aber nach Heinrich Frauenlob sind auch noch andere namhafte Musiker am Oldenburger Hofe gewesen, gleich nach 1600 als Kantor der tüchtige Komponist Daniel Friderici sowie einige der damals in Deutschland gerade in Mode gekommenen englischen Geiger, die in Oldenburg jedoch nicht als Spielleute, sondern als „Musicians“ bezeichnet und entsprechend bezahlt zu werden wünschten. 1796 bezeugt die Verpflichtung des französischen Violinisten und Dirigenten Berthaume als herzoglicher Musikdirektor für Oldenburg noch einmal die zeitweise Neigung deutscher Höfe, Ausländern ihre Musikpflege anzuvertrauen, übrigens um die gleiche Zeit, als der aus Frankreich emigrierte Orgel-

bauer Courtain mit dem Neubau der Lambertiorgel einen neuen Orgeltyp neben den in der norddeutschen protestantischen Kirchenmusik noch weitgehend in Gebrauch befindlichen Arp Schnittgers stellte.

Bemerkenswert ist Oldenburgs geringe Beteiligung an dem im 17. Jahrhundert besonders regen Kontakt zwischen Bremen und ostfriesisch-niederländischen Musikzentren. Daß 1628 der Hoforganist Hembeke nach Bremen ging und hier an St. Martini Instrumentalsolisten in die Kirchenmusik einführte; daß man 1635 an der Hunte Ärgernis nahm an dem Orgelbauer Siborch aus Bremen, wo man auch keine reine Freude an ihm hatte; daß 1659 der (bei Linnemann nicht erwähnte) Bremer Hector Adrian Janssen auf dem Rückweg aus seiner Auricher Musikantengesellenzeit kurz der Oldenburger Hofkapelle angehörte, zählt nicht gegenüber dem lebhaften Austausch von Orgelbauern, Kirchenmusikern und Spielleuten, der sich zwischen Weser und Ems an Oldenburg vorbei vollzog als ein Zeichen, wie stark damals künstlerische Beziehungen durch konfessionelle und wirtschaftliche Bindungen bestimmt waren.

Für das Mitte des 18. Jahrhunderts auch in Oldenburg einsetzende bürgerliche Konzertwesen ist anfangs eine beachtliche Abhängigkeit von der Förderung durch das herzogliche Haus bezeichnend. Natürlich setzten sich mit den neuen musikalischen Lebensformen auch der neue Stil und Geschmack durch, und es tut Oldenburgs Aufgeschlossenheit für das Neuzeitliche keinen Abbruch, daß Linnemann irrtümlich die Oldenburger „Pastorale“-Premiere 1810, als ein Jahr vor der ersten Bremer Aufführung einer Beethoven-Symphonie erfolgt, herausstellt. Eher dürften die Bremer Aufführungen der fünften und sechsten Symphonie 1809 zu einem ersten Zeichen einer frühen norddeutschen Beethoven-Begeisterung zurechtgerückt werden müssen.

Bei der Schilderung der allmählich auf die Gegenwart zusteuern den Verhältnisse des Musiklebens im zweiten und letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hätte eine etwas straffere Auswertung der zahlreichen Pressestimmen die Wandlungen in der Einstellung etwa zu Bach, Schumann und Wagner noch lebendiger vergegenwärtigen können. Hier muß der Leser manches erst selbst in Beziehung zueinander bringen, was ihm, wenn es in der Darstellung bereits aufeinander bezogen wäre, die Lektüre noch anregender machen würde, als es bei einem mehr nur summierenden Referieren möglich ist. Auch wäre mindestens ein Namenindex willkommen gewesen für die weitere Auswertung des von Linnemann so verdienstvoll zusammengetragenen Materials bei der landschaftlichen und spezialisierenden Musikgeschichtsforschung.

Fritz Piersig

Fritz Peters und Wilhelm Contag, 100 Jahre Deklarationsbüro und Zollgarantiekasse der Handelskammer Bremen

Schriften zur bremischen Firmen- und Wirtschaftsgeschichte der Historischen Gesellschaft in Bremen, Heft 3. Bremen 1955. 31 Seiten.

Einen an sich spröden Stoff dem Leser schmackhaft und anziehend zu machen, ist das Ziel dieses nützlichen Gedenkbüchleins, dessen Hauptteil der fleißigen Feder von Fritz Peters verdankt wird. In den größeren Rahmen der bremischen Wirtschaftsgeschichte eingefügt, werden hier Deklarationsbüro und Garantiekasse von dem Heranrücken der Zollvereinsgrenze an das sich noch ausschließende Bremen über den Anschluß der Hansestadt bis in unsere

bewegte Zeit mit exakter Gründlichkeit verfolgt als eine jener zahlreichen in der Stille wirkenden, aber darum nicht weniger notwendigen Voraussetzungen für die reibungslose Arbeit eines Welthandelsplatzes.

Schwebel

Bücherkunde zur hamburgischen Geschichte, Teil 2 (1938—1954)

Herausgegeben von **A n n e l i s e T e c k e**. Hamburg: Hans Christians Verl. 1956. 212 Seiten.

Es ist eine wirkliche Freude, die sorgfältige 2510 Titel umfassende Bibliographie mit ihrer klaren systematischen Ordnung anzeigen zu dürfen. Auf welchem Gebiet der hanseatischen Geschichte man arbeitet, man wird stets schnell und mühelos dank der trefflichen Register sich orientieren können. Der Fachmann freut sich über die zuverlässige Form der Titelaufnahmen, die ihm das Bestellen des angeführten Materials erleichtert. Bibliographische Arbeiten sind heute etwas außer Kurs geraten, — Grund genug, dieser sorgsamsten Arbeit uneingeschränktes Lob zu zollen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, auch andere deutsche Städte möchten sich mit derselben Liebe der bibliographischen Arbeit annehmen, die erst den Ertrag unserer in vielen Zeitschriften so verzettelten Ortsgeschichtsschreibung einem größeren Kreis erschließt.

Hans Jessen

Erich von Lehe, Das hamburgische Schuldbuch von 1288

Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Band IV. Hamburg 1956, Hans Christians Verlag. Mit vier Schrifttafeln und einer Karte. VIII und 311 Seiten. 20 DM.

Die Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv Hamburg bringen, zum Unterschied von der entsprechenden Bremer Reihe, in der Hauptsache Quellschriften, und zwar solche, die nach Wesen und Umfang für eine Aufnahme in das Hamburgische Urkundenbuch, die andere große Veröffentlichungsreihe des Hamburger Archivs, nicht geeignet sind. Im wesentlichen handelt es sich also um „Amtsbücher“. Nur einmal ist diese Gepflogenheit unterbrochen worden, aus sehr wesentlichem Anlaß, als es sich nämlich im Jahre 1951 darum handelte, Heinrich Reincke zur Vollendung seines 70. Lebensjahres durch Herausgabe einer Anzahl seiner bisher unveröffentlichten „Forschungen und Skizzen zur hamburgischen Geschichte“ zu ehren. Die Zweckbestimmung der Reihe schließt von vornherein eine Beschränkung auf wenige gewichtige Stücke in sich. Denn naturgegeben ist eine lange Anlaufzeit nötig, ehe ein solches Amtsbuch nach abgeschlossener Bearbeitung zur Veröffentlichung reif ist. Erich von Lehe gebrauchte neun Jahre, ehe er das Manuskript des vorliegenden Bandes für den Druck freigeben konnte. Wieviel entsagungsvolle Tätigkeit im Bereiten und Forschen ist damit angedeutet!

Das Ergebnis hat indessen die aufgewandte Mühe reichlich gelohnt. Auf 177 Seiten werden 1255 Schuldeintragungen, längere und kürzere, veröffentlicht, aus den Jahren 1288 — 1299; dazu gesellen sich 16 Eintragungen aus dem angeschlossenen *Liber contractuum*, seinem ersten Band, allerdings nur in kleiner Auswahl aus größerem Bestande und nur, soweit Schuldverhältnisse mit Auswärtigen in Frage kommen. Weitgehend für die Benutzung erschlossen wird der nach den verschiedensten Richtungen hin bedeutsame

Stoff durch eingehende, sauber geführte Register: ein Orts- und Personenverzeichnis von 71 Seiten und einen Wort- und Sachweiser von 44 Seiten.

Nach welcher Seite hin dieser Stoff aber ausgewertet werden kann und was bei seiner Benutzung zu beachten ist, das wird in einer 71 Seiten langen Einleitung gezeigt. Es ist dies gewissermaßen ein Kompendium der Wirtschaftsgeschichte mittelalterlicher Zeit, natürlich mit besonderer Blickrichtung auf Hamburg, aber auch in seinem wirtschaftlichen Einzugsgebiet und von den hansischen Schwestern mit Nutzen zu lesen und zu gebrauchen. Ausgehend von Entstehung, Form und Inhalt der Eintragungen, wird vom Geldwesen mit seinen Einrichtungen gehandelt, von Münzwerten und den gängigsten Waren — Holz, Getreide, Tuch — sowie, mit aller Vorsicht, von den für sie erzielten Preisen. Angaben über Buchungstermine, Zahlungsfristen und Datierungen folgen, über Rentenkauf und Rentenzins, über Verpfändung, Bürgschaft, Schuldhafte und Einlager als Sicherung der Zahlung. Den Beschluß bildet ein Abschnitt mit all dem als Inhalt, was anderweitig nicht behandelt werden konnte: eine kleine hamburgische Namenkunde mit vielen Beispielen zu dem Ansatz der Bildung von Zunamen, späteren Familiennamen, einige Mitteilungen über den hamburgischen Grundbesitz und zu der Beteiligung von Nicht-Kaufleuten am Handel.

Zur Geschichte des Kaufmannstums in unseren Seestädten wird hier also ein schätzenswerter Beitrag geleistet, verstärkt in einem besonderen Abschnitt über die Kaufleute und ihre Helfer und desgleichen in einem weiteren, der die räumliche Erstreckung des im Schuldbuch zutage tretenden Handels bespricht, dies Amtsbuch überhaupt als Quelle für die Handels- und Verkehrsgeschichte einführt. Als Haupthandelsgebiete zeichnen sich dabei für Hamburg ab: Flandern und Seeland, Holland mit Friesland, die Mark und die Bezirke an der Mittelelbe und ihren Zuflüssen und naturgegeben die Hamburg benachbarte Landschaft, zu der auch Bremen gerechnet wird. In einer Liste von Orten, die im Schuldbuch aus fünf Eintragungen und mehr bekannt sind, steht Bremen mit 25 Eintragungen an fünfter Stelle, mit ebensoviel wie Berlin und Cöln an der Spree, aber erst mit dem dritten Teil der Eintragungen für Gent. Eine dieser Eintragungen, Nr. 1187 vom 29. September 1293, gibt uns den bisher fehlenden urkundlichen Beleg für das Kaufmannstum der Bremer Familie Prindeney, bestätigt also die Vermutung¹⁾, daß diese im Mittelalter in Bremen bedeutende Familie den Kaufleuten zuzählen ist. Das Beispiel beweist, als eines unter vielen, ungezählten, daß diese Veröffentlichung in Anwendung und Wirkung keineswegs auf Hamburg beschränkt bleibt, vielmehr einen viel weiteren, in der Hauptsache hansischen Kreis angeht. Mit Fug und Recht darf man ihr, die auch im Äußeren einen ausgezeichneten Eindruck macht, weiteste Verbreitung wünschen.

Friedrich Prüser

Hundert Jahre Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Band 35. Lübeck 1955. Schmidt-Römhild.

Der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, einer der ältesten Geschichtsvereine Deutschlands, konnte schon 1921 sein 100jähriges Bestehen begehen; die von ihm herausgegebene Zeitschrift feiert erst jetzt

¹⁾ Brem. Jahrb., 41. Bd. (1944), S. 69.

mit ihrem 35. Band das gleiche Jubiläum. In sehr lebendiger und reizvoller Weise zeigt der derzeitige Vereinsvorsitzende und Herausgeber der Zeitschrift, Archivdirektor A. v. B r a n d t, die Entwicklung der Zeitschrift auf: Wie allmählich aus einer von nicht allzu lebhaftem Vereinsinteresse getragenen, aus antiquarischer Forschung und gelegentlichen Quellenfunden gespeisten Zeitschrift durch verdienstvolle, lebendige Schriftleiter und hervorragende Mitarbeiter ein ausgezeichnetes Sprachrohr lübischer und weiter auch hansischer Geschichtsforschung wird, wie immer wieder zeitbedingte Rückschläge oder gelegentliche Flauten überwunden werden, bis sich die Zeitschrift im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu ihrer anerkannten wissenschaftlichen Höhe entwickelt. Viele bekannte Namen, allen voran der von Fritz R ö r i g, sind eng verbunden mit diesem Aufstieg. Andererseits aber hat die lokale Gebundenheit auch viele Liebhabereforscher zur Mitarbeit gereizt, und man möchte dem Verein wünschen, daß ihm trotz der sich immer mehr spezialisierenden historischen Forschung dieser Mitarbeiterstamm in Zukunft wieder zuwachsen möchte. — Die Vielfalt der Themenstellung zeigt so recht die großen Möglichkeiten stadtgeschichtlicher Arbeiten. G. F i n k geht der Entwicklung des Lübecker Stadtsiegels nach: vom ältesten Schiffssiegel von 1226 mit den beiden Männern mit erhobenen Schwurhänden über die Sekretsiegel mit dem Bild des thronenden Kaisers bis zu den vielfältig abgewandelten Siegelbildern des doppelköpfigen Reichsadlers. — Eine eingehende Untersuchung widmet J. R e e t z den berühmten Lübecker Niederstadtbüchern, nicht so sehr als wichtiger Quelle der Wirtschaftsgeschichte, sondern ganz einfach als Niederschlag städtischer Rechtshandlung. Er fragt nach Entstehungszeit, Namen, sachlicher Trennung in Schuld- und Erbebücher, Unterteilung der einzelnen Schuldbücher, nach Konzept und Reinschrift, Schrift und Sprache, geht dann dem einzelnen Rechtsakt nach, hinsichtlich persönlicher Anwesenheit der Zeugen bei der Eintragung, der Löschung der Schuld, der städtischen Instanzen, vor denen der Rechtsakt erfolgte, und erörtert zum Schluß die sehr wichtige Frage der Erschließung der Stadtbücher für die wissenschaftliche Forschung. — Von besonderem Reiz ist der von H. L u d a t mitgeteilte Reisebericht eines Begleiters des russisch-orthodoxen Metropoliten Isidor, der 1438 auf seinem Weg zu Unionsverhandlungen zum Konzil von Ferrara-Florenz in Lübeck vier Wochen Station machte und von der Schönheit der Stadt und der ersten Berührung mit abendländischer Kultur tief beeindruckt war. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem technischen Dingen: der durch ein Räderwerk aus dem Wakenitzstau in ein hölzernes Röhrensystem getriebenen „Wasserleitung“ von Lübeck, dann der mechanischen Uhr in der Marienkirche mit einem genau beschriebenen Dreikönigsspiel. Da bisher nur bekannt war, daß das erste Spielwerk 1407 verbrannte und erst 1561 bis 1566 die Uhr mit dem berühmten Kurfürstenspiel aufgestellt wurde, die dem Bombenhagel des letzten Krieges zum Opfer fiel, gibt dieser russische Reisebericht allein Nachricht über die Zwischenstufe des Dreikönigsspiels, wie man es in gleicher Form in Straßburg, Villingen, Lund und Danzig — zur gleichen Zeit errichtet — besaß. Besonderen Eindruck machten auf die russischen Besucher die Süßigkeiten, die man ihnen in einem der Klöster anbot — frühe Vorläufer des Lübecker Marzipans! —, und zwei in Käfigen gehaltene wilde Tiere, wahrscheinlich Geschenke ferner Handelspartner an die Stadt. — Aus dem reichen Material der für die deutschen Städtechroniken geplanten Ausgabe der Lübschen Chronik von Reimar Kock schöpfte der Beitrag des verstorbenen Friedr.

B r u n s. Er stellt Kock in den Zusammenhang der lübischen Geschichtsschreibung, trägt alle Nachrichten über sein Leben zusammen und untersucht die Entstehung und die von Kock benutzten Quellen. Nachdem ihr bester Kenner verstorben und die Hss. in Verlust geraten sind, ist an die geplante Ausgabe aber wohl kaum noch zu denken. — Von den weiteren Beiträgen zu diesem Jubiläumsbande sei noch auf den von F. Jorberg zum Studium des Hanseschiffs verwiesen. Er überprüft die bisher gemachten Rekonstruktionsversuche hansischer Koggen und kommt zu dem Schluß, daß sie in vieler Hinsicht noch unbefriedigend sind und zu wenig Raum für seemännische Arbeiten und die Unterbringung der Besatzung berücksichtigen. — Besonders wertvoll sind die zusammenfassenden Forschungsberichte von Neugebauer über die Lübecker Tagung für Frühgeschichte (Januar 1955) und neues Schrifttum zur Frühgeschichte Ostholsteins, wobei vor allem auf die bemerkenswerten Ergebnisse der Forschungen von W. Lammer's über den Limes Saxoniae (jetzt Zs. d. Ges. f. Schleswig-Holsteinische Gesch. 79. Bd. 1955) eingegangen wird. — Aus dem Besprechungsteil sei besonders verwiesen auf A. v. Brandts eingehenden kritischen Bericht über H. Planitz' „Die deutsche Stadt im Mittelalter“ und die Würdigung von E. Ennens „Frühgeschichte der europäischen Stadt“ sowie des Buches von H. Kellenbenz über den Hamburger Spanien- und Portugalhandel.

Potsdam.

Lotte Knabe

Joseph König, Verwaltungsgeschichte Ostfrieslands bis zum Aussterben seines Fürstenhauses. Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, Heft 2. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1955. 578 S., 1 Karte.

Der stattliche Band, den König in der Reihe der für Fachhistoriker, Archivbenutzer und Behörden gleichermaßen wertvollen Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung vorlegt, bedeutet einen gewichtigen Beitrag zur Verwaltungsgeschichte der deutschen Territorien. Unter erschöpfender Heranziehung vor allem der ungedruckten Archivalien und sorgfältiger Berücksichtigung der gerade für Ostfriesland bedeutsamen landschaftlichen Besonderheiten stellt der Verf. die behördengeschichtliche Entwicklung und die damit verbundenen verfassungsgeschichtlichen Probleme in einer Dichte und Ausführlichkeit dar, die wohl kaum eine der an sie gerichteten Fragen unbeantwortet läßt. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt, den praktischen Bedürfnissen entsprechend, auf der Herrschaftszeit der Cirksena (1464—1744), in der es zur Formierung und Ausbildung von Behörden im eigentlichen Sinne kam. Der systematische Teil behandelt die Verwaltungsbehörden von der Zentrale bis zu den lokalen Instanzen, die Gerichtsbehörden, die landständischen Einrichtungen und die Verfassung und Verwaltung der vier Städte Aurich, Norden, Esens und Emden. Daran schließen sich zwei Abschnitte über Zusammensetzung, Stellung und Charakter der Beamenschaft und über Eigenständigkeit und fremden Einfluß im ostfriesischen Verwaltungsleben. Es folgt ein Längsschnitt, der über die Entwicklung unter den einzelnen Landesherrn und über deren Anteilnahme an der Arbeit der Verwaltung Auskunft gibt. Durch ihn erhält die Darstellung die erwünschte Abrundung, die die Systematik allein nicht geben kann. Den Abschluß bilden Verzeichnisse der landesherrlichen Beamten mit Angabe der Dienstzeit und des Todesjahres, die für den Umgang mit den Akten (und für den Genealogen) von großem Wert sind. Im ganzen eine Arbeit, die den Vergleich mit den klassischen Werken über

die territoriale Verwaltungsgeschichte nicht zu scheuen braucht, und eine Arbeit, wie sie für Bremen — den stadtstaatlichen Verhältnissen entsprechend — noch zu schreiben bleibt!

W. Lührs

Hans Schaal, Ostia — der Welthafen Roms

Walter Dorn Verlag Bremen, Frankfurt/Main (1957). 200 S. mit Anmerkungen, Literaturnachweis und Registern, dazu 24 Bildtafeln und 1 Plan. 22 DM.

Die Ergebnisse der erst seit 1908 nach modernen Methoden durchgeführten Grabungen in Ostia sind in Deutschland noch wenig bekannt. Es war bisher nicht leicht, sich darüber zu unterrichten. Um so willkommener ist Schaals Ostiabuch. Seit langem hat Schaal die Grabungen in Ostia aufmerksam verfolgt und sich an der Forschung beteiligt. Die einstige Welthafenstadt mußte ihn anziehen, da er in früheren Arbeiten den Wegen des Welthandels nachgegangen war. In seinem neuen Buch ist überall gründlichste Sachkenntnis und wissenschaftliche Genauigkeit zu verspüren; aber der Verfasser geht nicht trocken feststellend zu Werke. Er erweckt Steine und Denkmale zu neuem Leben und versteht es, Geschichte und Kultur vergangener Zeiten zu unmittelbarer Wirkung wachzurufen. Dabei kommen ihm ebenso seine philologischen Kenntnisse zugute, die ihm zur Veranschaulichung viele literarische Quellen erschlossen, wie sein archäologisches Wissen, das es ihm ermöglichte, die Besonderheiten Ostias durch Vergleiche aufzuzeigen.

Die hohen Erwartungen, die das glänzend geschriebene Vorwort erregt, werden in dem Buche durchaus erfüllt. Von dem Reichtum des Inhaltes kann hier nur wenig angedeutet werden. Wir verfolgen die Entwicklung der Stadt bis zum Welthafen. Die Anlage der Kaiserhäfen wird uns klar, und in das Leben und Treiben in ihnen gewinnen wir überraschend genaue Einblicke. Wir wandern durch Straßen und Gassen und sehen eine Bauweise, ganz verschieden von der in Pompeji, die uns eine Vorstellung von dem Rom der Kaiserzeit ermöglicht: vielstöckige Miethäuser, Straßenfronten mit Arkaden, dahinter Läden, Büros und Werkstätten. Von der vermutlichen Herkunft der Form des Hochhauses hören wir und erhalten dankenswerte Hinweise auf das Weiterleben von Bauformen Ostias in den Arkadenhöfen der Renaissance. Sehr aufschlußreich sind auch die Abschnitte über das religiöse Leben der Einwohner und ihre Totenstätten.

25 Abbildungen im Text erleichtern die Vorstellung. Eine wertvolle Beigabe sind 24 Tafeln mit 46 vorzüglichen Bildern, darunter auch ausgezeichnete Reproduktionen. Wie modern mutet die Gartenfront auf Tafel XXI an! Und doch ist keine Einzelheit an Haus und Garten ohne Beleg. Einige Reproduktionen stammen vom Verfasser selbst.

Schaals Ostiabuch wird viele Freunde finden, besonders in den Seestädten. Noch heute, so sagt der Verfasser mit Recht, können die Kaiserhäfen von Ostia in der Zweckmäßigkeit ihrer Anlagen und Einrichtungen wertvolle Hinweise geben, auch für uns in Bremen.

Adolf Börtzler

XI.

Weiteres neues Schrifttum zur bremischen Geschichte

- Friedrich Gläbe, Bremen einst und jetzt. Eine Chronik. Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft „Bremer Schule“ e. V., Eilers & Schünemann Verlagsgesellschaft m. b. H., Bremen 1955.
- Friedrich Prüser, Heimatchronik der Freien Hansestadt Bremen. Archiv für Deutsche Heimatpflege, Köln 1955.
- Georg Bessell, Bremen, Geschichte einer deutschen Stadt. Verlag Heinrich Döll & Co., Bremen 1955.
- Georg Bessell, Heimatchronik der Stadt Bremerhaven. Archiv für Deutsche Heimatpflege e. V., Köln 1955.
- Georg Bessell, 150 Jahre Gebrüder Kulenkampff, 1806—1956. Geschichte eines Bremer Handelshauses. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1956.
- Georg Bessell, Werftgeschichte Bremer Vulkan. Schiffschonik. 150 Jahre Schiffbau in Vegesack. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1955.
- Georg Bessell, 1857—1957 Norddeutscher Lloyd. Geschichte einer bremischen Reederei. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1957.
- Ernst Grohne, Alte Kostbarkeiten aus dem bremischen Kulturbereich. Carl Schünemann Verlag, Bremen 1956.
- Carl Thalenhorst, Bremen binnen und buten. Wissenswertes und Vergnügliches. Druck und Verlag H. M. Hauschild, Bremen 1955.
- Wilhelm Berger und andere, Erziehungs- und Kulturarbeit in Bremen. Herausgegeben im Auftrage des Senators für das Bildungswesen und des Senators für das Jugendwesen. Internationale Verlagsgesellschaft Robert Bargmann, Bremen/Wilhelmshaven 1956.
- Otto Knechtel, Die Weserbrücke. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Bremens. Geffken-Druck, Bremen 1957.
- Friedrich Prüser, Die Schlachte. Bremens alter Uferhafen. Nr. 4 der Schriften zur bremischen Firmen- und Wirtschaftsgeschichte der Historischen Gesellschaft in Bremen, Bremen 1957. Internationale Verlagsgesellschaft Robert Bargmann.
- Friedrich Prüser, Roland und Rolandia. Zur Aufrichtung eines Bremer Rolands im brasilianischen Rolandia. Bremen 1957. Internationale Verlagsgesellschaft Robert Bargmann.

Für die drei erstgenannten Bücher wird eine Sammelbesprechung vorbehalten, desgleichen für die obengenannten Schriften zur bremischen Firmengeschichte.

XII.

Die Toten der Berichtszeit Dezember 1954 bis Juni 1957

- Adolf Ahrens, Kommodore des Norddeutschen Lloyd, Mitglied des Deutschen Bundestages (DP) 1949 bis 1953,
† 21. Januar 1957 (geb. 17. September 1879).

- Ingeborg Andresen-Bödewadt, niederdeutsche Heimatdichterin,
† 17. Januar 1955 (geb. 30. Januar 1878).
- Johann Behnken, Schulleiter und Heimatschriftsteller,
† 26. März 1956 (geb. 3. April 1891).
- Heinrich W. Behrens, Architekt,
† 16. Mai 1956 (geb. 7. September 1873).
- Dr. phil. Heinrich Bierbaum, Oberstudiendirektor a. D.,
† 5. Juni 1957 (geb. 8. September 1872).
- Professor Dr. med. Franz Delhougne, Ärztlicher Direktor und Chefarzt der
Inneren Abteilung des St.-Joseph-Stiftes,
† 29. Mai 1957 (geb. 23. Oktober 1895).
- Walter Dorn, Verleger,
† 8. Februar 1957 (geb. 31. August 1891).
- Dr. jur. Fritz Drewes, Rechtsanwalt und Notar,
† 1. November 1956 (geb. 11. Februar 1875).
- Carl Eeg, Architekt,
† 22. Juni 1956 (geb. 27. Juni 1876).
- Wilhelm Ehlers, Journalist, ehemaliger Leiter der Literarischen Abteilung
des Norddeutschen Lloyd,
† 6. April 1956 (geb. 31. März 1869).
- Alfred M. H. Gildemeister, Familienforscher,
† 1. August 1956 (geb. 1. November 1877).
- Hermann Grevesmühl, Konzertmeister, früher Direktor der Musikschule
in Bremen,
† 19. November 1956 (geb. 14. Juni 1878).
- Intendant Willi Hanke,
† 24. November 1954 (geb. 23. Februar 1902).
- Wilhelm Holsing, Kaufmann, Finnischer Generalkonsul,
† 21. März 1956 (geb. 7. Januar 1874).
- Professor Dr. phil. Friedrich Jentsch, Oberstudiendirektor,
1912—1934 Direktor des Realgymnasiums,
† 21. Februar 1957 (geb. 22. September 1867).
- Senator a. D. Wilhelm Kleemann, 1928—1933 Mitglied des Senats,
† 19. Februar 1956 (geb. 20. Januar 1885).
- Karl Lilienthal, Heimatforscher, Schriftsteller und Pädagoge,
† 24. Dezember 1955 (geb. 23. Dezember 1890).
- Konsul Carl Lüderitz, Sohn von Adolf Lüderitz,
† 14. März 1957 (geb. 18. Mai 1874).
- Friedrich Neumark, Architekt,
† 24. April 1957 (geb. 19. Mai 1876).
- Hans Pfeiffer, Vorkämpfer der niedersächsischen Heimatbewegung, Schrift-
leiter der Zeitschrift „Niedersachsen“ und dann bei der „Weser-
Zeitung“ und den „Bremer Nachrichten“,
† 20. März 1956 (geb. 1. November 1868).
- Christian Piefke, Oberpostrat a. D., Erforscher der bremischen Postgeschichte,
† 17. Oktober 1955 (geb. 24. April 1876).
- Emil Schier, Direktor der Bremer Baumwollbörse,
† 3. August 1956 (geb. 7. Dezember 1886).

Eduard Schmitz, Kaufmann, langjähriger Vorsitzter der Philharmonischen Gesellschaft,
† 23. August 1956 (geb. 4. Mai 1897).

Dr. jur. Ernst Schulze-Smidt, Rechtsanwalt und Notar,
† 10. Juni 1957 (geb. 30. Mai 1903).

Professor Dr. Hans Smidt, früher Direktor der Chirurgie der Städtischen Krankenanstalten,
† 24. Januar 1955 (geb. 9. Oktober 1886).

Carl A. Wuppesahl, Kaufmann (Seeversicherungsmakler), Förderer des bremischen Kulturlebens,
† 1. Dezember 1954 (geb. 12. Juli 1873).

Nachzutragen:

Dr. jur. Richard Finger,
† 21. Juni 1947 (geb. 4. Mai 1876).

